

Nach dem Modell. Gez. u. gest. v. Th. Langer

SCHILLER
nach Prof. Rietschel's Denkmal.

Mit Prof. Rietschel's besonderer Genehmigung und unter dessen Leitung nach einer Photographie gezeichnet und gestochen.

Leipzig. Fr. Brandstetter.

Christian Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage gänzlich umgearbeitet

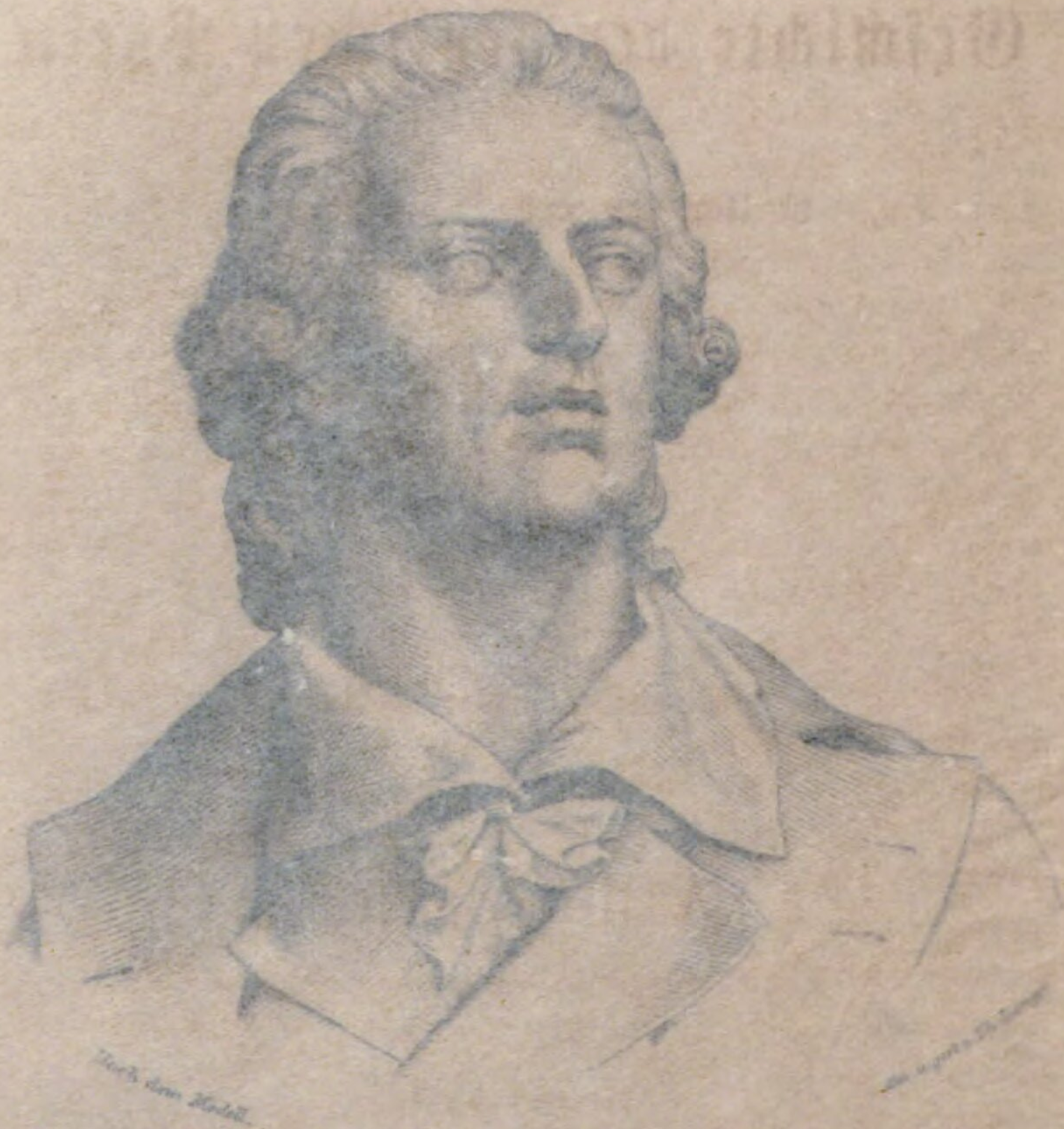
von

J. W. Schaefer.

Zweiter Theil.

Mit dem Bildniß Schiller's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1859.



SCHILLER
nach Prof. Rietschel's Denkmal.

Mit Prof. Rietschels besonderer Genehmigung und unter dessen Leitung nach einer Photographie gezeichnet und gestochen.

Leipzig. Fr. Brandstetter.

Christian Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage grösstentheils neubearbeitet

von

J. W. Schaefer.

Zweiter Theil.

Mit dem Bildniß Schiller's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1859.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.
ca. 1770 — ca. 1805.

(Fortsetzung).

Fünfter Abschnitt.

Die neueste Poesie seit der Wiederbelebung der Romantik.

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.

ca. 1770 — ca. 1805.

IV. Schiller's Jugend.

Die Entwickelung von Schiller's Dichtergröße bleibt stets eine der merkwürdigsten und seltensten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes. Was uns darin am meisten anzieht, ist nicht der Kampf gegen den Druck äußerer Lebensverhältnisse, wie bei Voß und Herder, oder der Wechsel mannigfacher Anregungen des jugendlichen, früh erregten poetischen Sinnes, wie in Goethe's poesievollen Knaben- und Jugendjahren, sondern der Sieg einer energischen sittlichen Natur über die Verworrenheit der Neigungen, über den Sturm einer heftig daherbrausenden Leidenschaft, welche oft hart an dem gefährlichen Abgrunde wandelt, in den viele geniale Geistesgenossen vor und neben ihm hinabgesunken sind. Ihm jedoch wuchs im Kampfe mit den niederdrückenden, zum Gemeinen herabziehenden Mächten die sittliche Kraft; die Gährung ward eine Läuterung, und sein Geist gelangte mehr und mehr zur reinsten Klarheit. Von diesem Standpuncte aus muß die Geschichte seines kurzen Lebens betrachtet werden.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem am Neckar gelegenen würtembergischen Städtchen, geboren. Unter der Pflege seiner Mutter wuchs er

zwischen drei Schwestern heran, während der Vater, als Lieutenant, dann als Hauptmann in herzoglichen Militärdiensten, während der Kriegszeit meistens von seiner Familie getrennt war. Später folgte sie ihm nach den Garnisonplätzen Lorch und Ludwigsburg. Hier begann der Besuch einer lateinischen Schule, auf der der Knabe auch ferner blieb, als der Vater 1770 vom Herzog Karl zum Aufseher der Baumpflanzungen auf dem nahegelegenen Lustschlosse Solitude ernannt wurde. Es war der Plan des Vaters, ihn demnächst auf eine der würtembergischen Klosterschulen zu schicken, um ihn zum Studium der Theologie vorbereiten zu lassen. Als jedoch der Herzog die anfänglich für technische Fertigkeiten gegründete Schule in der Solitude im Jahr 1773 zu einer Militärakademie erweiterte, zugleich mit dem Zwecke, Beamte für juristische Fächer auszubilden, konnte Schiller's Vater dem Wunsche des Herzogs, auch seinen Sohn dort aufzunehmen, um so weniger widerstreben, als der Fürst die Sorge für seine weitere Erziehung und sein Fortkommen allein zu übernehmen versprach. Im Januar 1773 trat der junge Schiller in die Militärakademie, zunächst mit der Aussicht, sich der Jurisprudenz zu widmen, die er zwei Jahre darauf mit der Medicin vertauschte, als auch diese mit der Verlegung der erweiterten Akademie in den Lehrplan aufgenommen wurde.

Die Karlsakademie hatte eine pedantisch-militärische Einrichtung; Trommel und Commandowort rief die Schüler in die Lehrsäle, und der Glockenschlag regelte auch die Mußestunden. In anderer Hinsicht huldigte sie jedoch der pädagogischen Zeitströmung, indem in dem Lehrplan die realistische Vielseitigkeit an die Stelle der sonst in den höheren Lehranstalten herrschenden philologischen Concentrirung auf das classische Alterthum gesetzt ward. Obgleich Schiller die Dichter des Alterthums kennen lernte und sogar im Griechischen sich einen Preis erwarb, so drang er doch in diese nicht tief ein. Die Lectüre deutscher Dichter war indeß keineswegs beschränkt. Auf der Solitude schwärmte Schiller für Klopstock und verfaßte ein religiöses Epos Moses. In Stuttgart begann das Drama der Sturm- und Drangperiode, Goethe's Götz, Leisewitz' Julius von Tarent, Klinger's Schauspiele, sowie die Uebersetzung Shakspeare's sein dramatisches

Talent zu entzünden; bei der Aufführung von Goethe's Clavigo wirkte er selbst in der Titelrolle mit. Jetzt entspannen sich Pläne zu großen Tragödien, woraus endlich, noch während seines Aufenthalts auf der Akademie, die Räuber hervorgingen.

Indeß hatte er es in seinem medicinischen Studium so weit gebracht, daß er nach Vollendung zweier Abhandlungen, einer lateinischen über ein Thema seiner Fachwissenschaft und einer deutsch geschriebenen, mehr philosophischen: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, im December 1780 aus der Akademie entlassen wurde. Er erhielt eine Anstellung als Militärarzt bei einem in Stuttgart garnisonirenden Regimente. Die praktische Medicin gab ihm nur geringe Beschäftigung. Er suchte Ersatz im Umgange mit Freunden und gerieth dadurch in manche Verbindungen, die dem zum erstenmal in die Freiheit hinaustretenden Jüngling gefährlich wurden. Neben dem Ehrgeiz, als dramatischer Dichter vor das Publicum zu treten, war Geldverlegenheit das Hauptmotiv, sein Trauerspiel drucken zu lassen, und da kein Verleger für das Erstlingswerk des noch unbekannten Dichters zu finden war, so erschien es, indem die Freunde Geld vorstreckten, auf Kosten des Verfassers; schon im nächsten Jahre ward eine zweite Auflage nöthig. Freiherr von Dalberg, Intendant der Mannheimer Bühne, beeilte sich, das Stück mit einigen Abänderungen, zu denen der Verfasser selbst die Hand bot, zur Aufführung zu bringen. Es war ein festlicher Augenblick in seinem Jugendleben, als er am 13. Januar 1782 der ersten Vorstellung, in der Iffland als Franz Moor glänzte, unter dem rauschenden Beifall der zahlreich versammelten Zuschauer beiwohnte. „Ich glaube", schrieb er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Schnell verbreitete sich das effectvolle und gerade bei der damaligen Geschmacksrichtung des großen Publicums mächtig ergreifende Drama über die meisten Bühnen und hatte einen solchen Erfolg des Augenblicks, wie kaum irgend ein späteres Werk Schiller's.

Allein während ihm von außen der Beifall der Menge entgegenrauschte und seinen Dichtermuth hob, kostete ihm eben dieses Werk

die Gunst des Herzogs, der ihm bis dahin eine väterliche Vorliebe zugewendet hatte und von ihm mehr verehrt worden war, als er späterhin hat gestehen mögen. Nach einer zweiten heimlichen Reise nach Mannheim erhielt er vom Herzog einen zweiwöchentlichen Arrest, und dem Verbote des Verkehrs mit dem Auslande folgte das am härtesten treffende, niemals mehr Komödien noch sonst so was zu schreiben. Und gerade jetzt beschäftigte ihn schon die Ausarbeitung des Fiesko. Wohl mußte er, wenn der Herzog von besserer Erziehung sprach, an das Schicksal Schubart's denken, den er mehrmals auf dem Hohenasperg besucht hatte. Schleunige Entfernung aus Stuttgart schien das einzige Mittel zu sein, um seine Freiheit und sein Dichtertalent zu retten. Am 17. September 1782 entwich er aus Stuttgart und eilte über die würtembergische Grenze nach Mannheim, wo er unter Dalberg's Schutz die sicherste Zufluchtsstätte zu finden hoffte. Solche Erwartungen wurden bald enttäuscht. Dalberg trug Bedenken, den in fürstliche Ungnade gefallenen Flüchtling zu begünstigen. Nicht einmal sein neuestes Trauerspiel Fiesko, das ihm zunächst die Mittel zu seiner Existenz verschaffen sollte, ward von der Bühne angenommen. Um nur nicht von dem Nothwendigsten entblößt zu sein, mußte er es gegen ein geringes Honorar an den Buchhändler Schwan überlassen. Eine bereitwillige Hülfe fand er bei Frau von Wolzogen, die er in Stuttgart kennen gelernt hatte. Als ihr Gast, verlebte er auf dem Gute Bauerbach bei Meiningen ein glückliches halbes Jahr, in welchem er sein bürgerliches Trauerspiel Luise Millerin (später Cabale und Liebe betitelt) vollendete und den Don Carlos in den Frühlingstagen 1783 begann, welche ihm die Liebesneigung zu der jungen Charlotte von Wolzogen verschönte. In solchem Umgange fühlte er die Wohlthat, mit edlen Menschen zu verkehren, um sich mit dem ganzen Geschlechte zu versöhnen, mit dem er sich beinahe überworfen hätte.

Im Sommer des Jahres 1783 zog ihn Dalberg wieder durch Anerbietungen nach Mannheim, wo er als Theaterdichter eine Anstellung erhielt. Er brachte seinen Fiesko in prachtvoller Ausstattung auf die Bühne, jedoch ohne mit diesem Stücke den erwarteten

Beifall zu ernten, der in weit höherem Grade seiner bürgerlichen, weit mehr auf die Zeitstimmung berechneten Tragödie Cabale und Liebe zu Theil ward. Indeß seine geistige Thätigkeit stockte sehr bald, da er in den Strudel des Schauspielerlebens gerieth, so daß es eine glückliche Epoche für ihn war, als der Umgang mit der sentimental schwärmenden Frau von Kalb ihn wieder in die ideale Richtung hineinzog. Er wandte sich im Sommer 1784 wieder mit Begeisterung seinem Don Carlos zu; das Bewußtsein seiner höheren dichterischen Bestimmung beseelte ihn aufs neue, als er an Dalberg die muthvollen Worte schrieb: „Ich kann es mir jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte." Sobald er den Fuß in das höhere Gebiet der Tragödie gesetzt hatte, begann er den Carlos in jambischem Versmaß zu bearbeiten und empfand gleich die Freude, daß seiner Dichtung dadurch mehr Glanz und Würde verliehen werde. Während eines Besuchs des Herzogs Karl August von Weimar in Darmstadt ward Schiller auf Empfehlung der Frau von Kalb ihm vorgestellt, las ihm den ersten Act des Don Carlos vor und erhielt den Titel eines weimarischen Raths.

Indem er sein Verhältniß zur Mannheimer Bühne aufgegeben hatte, unternahm er mit dem nächstfolgenden Jahre die Herausgabe einer Monatsschrift, der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung warf er sich dem Publicum mit beredter Ansprache in die Arme. „Nunmehr" — heißt es darin — „sind alle meine Verbindungen aufgelöset. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele." Bald

nachdem das erste Heft erschienen war, verließ er das ihm mehr und mehr unleidlich gewordene Mannheim und begab sich im April 1785 nach Leipzig, gelockt von dem durch brieflichen Verkehr eingeleiteten Freundschaftsverhältniß zu Christian Gottfried Körner, dem Vater des bekannten Dichters. Angelangt auf einem Wendepuncte in dem Entwickelungsgange unsers Dichters, blicken wir zuvörderst auf die dichterischen Schöpfungen der zurückgelegten Periode.

Die lyrischen Gedichte, welche größtentheils der Stuttgarter Zeit angehören und in der Anthologie für das Jahr 1782 zusammengestellt wurden, hat Schiller selbst in gereiften Jahren als „wilde Producte eines jugendlichen Dilettantism" bezeichnet und fast mit Widerstreben, sehr verändert und verkürzt, in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Klopstock'sche Phrasen mischen sich mit den derben Ergüssen einer rohen Sinnlichkeit, und man findet höchst selten jene genialen Gedankenblitze, deren Glanz uns oft im Munde der Helden seiner Jugenddramen überrascht.

Die Räuber, sein erstes Drama, das seinen Beruf zum dramatischen Dichter der Welt und ihm selbst offenbarte, sind eine großartige Concentration aller Elemente der Sturm- und Drangperiode, die damit ihren Abschluß erlangte. Goethe's Götz, Leisewitz' Julius von Tarent, Shakspeare's König Lear und untergeordnete Producte von Klinger, Lenz und anderen Zeitgenossen haben zu den Einzelheiten der dramatischen Handlung beigetragen. Das Ganze ist jedoch von der Gemüthserregung und der genialen Kraft seines Dichtergeistes durchdrungen und bei allen Plattheiten im Einzelnen reich an Effecten. Indem der Freiheitsdrang aller gesetzlichen Ordnung den Krieg erklärt, hört alle Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse auf; ein wüstes Räuberleben stellt sich neben die teuflischen Unthaten eines Franz Moor, und es giebt keine Lösung und Versöhnung für die schneidende Dissonanz, die durch das ganze Stück sich hindurchzieht.

Mit Fiesko betritt Schiller das Gebiet des historischen Drama's mit der ausdrücklich ausgesprochenen Tendenz, „die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen",

worin wir schon die Richtung, die seine späteren dramatischen Dichtungen einhalten, vorgedeutet sehen. Die Grundzüge bildet jener Republicanismus, den der Dichter in den damals von ihm hochverehrten Lebensbeschreibungen Plutarch's und in dem Julius Cäsar Shakspeare's aufgefaßt hatte und der Welt als einen Spiegel menschlicher Kraft entgegenhalten wollte. Verrina daher, in dem Stolz strenger republicanischer Tugend, ein Römer mitten in dem Parteitreiben Genua's, ist neben dem dünkelhaften, eitel umherflatternden Fiesko die Hauptperson des Stücks. Die Entwickelung der Handlung ist zwar ruhiger berechnet, aber bei weitem nicht so lebendig und frisch, wie in den Räubern, und in der Charakterzeichnung zeigt sich noch kein Fortschritt. Das rhetorische Pathos vermag den Mangel an innerem Leben nicht zu verdecken; selbst die Sprache der Liebe im Munde der Frauen geräth in eine sentimentale Declamation, so daß kaum die Stimme der Natur durchklingt.

Cabale und Liebe ist eine von dem Pathos der Schiller'schen Kraftsprache mit neuen Glanzeffecten ausgestattete Emilia Galotti und ihrer in der damaligen dramatischen Literatur zahlreichen Schwestern. Die Verdorbenheit der höhern Stände wird hier mit der bürgerlichen Sittenreinheit in den schroffsten Gegensatz gestellt und ein Kampf der Unschuld und Tugend gegen teuflische Bosheit, die auf die Macht sich stützt, herbeigeführt, welcher von Anfang bis zur furchtbaren Katastrophe den Zuschauer peinigt und erschüttert. Das Stück hat größere Wärme und Lebendigkeit, weil der Dichter concrete Erscheinungen aus dem Hofleben seiner Zeit vor Augen hatte, und ein tiefer Haß gegen das unsittliche Willkürregiment und die Standesunterschiede ihn erfüllte. Die Charaktere jedoch sind unwahr bis zur Caricatur, und die ganze Handlung ist unnatürlich in ihrer Verwickelung wie in ihrer Lösung, welche das Tragische in dem Entsetzen über das Unbegreifliche sucht.

Das war der Beginn der Laufbahn unsers großen Dichters. Geniale Kraft war vorhanden, aber sie bedurfte der Mäßigung, Läuterung und Veredlung, und diese Wendung zu höherem Streben, zu Maß und idealer Ruhe trat an der Seite seines Freundes Körner ein. Ihm folgte er gegen den Herbst 1785 von Leipzig nach Dres-

den und sah sich durch dessen gastliche Aufnahme und Unterstützung von drückender Sorge befreit, so daß er seinen poetischen Arbeiten leben und mit dem Freunde in philosophischen Studien sich ergehen konnte. Gleichzeitig mit Don Carlos verfaßte er die aus ihren Unterhaltungen erwachsenen philosophischen Briefe, und einen gleichen Kampf des Zweifels mit pantheistischen Philosophemen lassen uns die wenigen lyrischen Gedichte jener Jahre, z. B. Resignation, erkennen. Im Jahre 1787 erschien Don Carlos. Der Dichter wandte sich darauf nach Weimar, wohin ihn Frau von Kalb, die sich seit einiger Zeit dort niedergelassen hatte, dringend einlud.

Als Schiller den Don Carlos unmittelbar nach der Vollendung von Cabale und Liebe zum Gegenstand einer Tragödie wählte, war es ihm zunächst um einen sentimentalen Stoff mit historischem Hintergrunde zu thun; Maria Stuart und Conradin kamen zu gleicher Zeit in Erwägung. Die erste Anlage ging auf ein Familiendrama an einem Fürstenhofe; der Conflict des Herzens mit der kalten Berechnung der Politik war der Angelpunct der Handlung, hier der alle individuelle Freiheit vernichtende Despotismus Philipps II., dort in dem Charakter des Prinzen der leidenschaftliche Jugenddrang, der die Fesseln, welche rings ihn einengen, zerreißen möchte. Als im Umgange mit Körner die Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse einer höheren philosophischen Weltansicht Platz machte, erfaßte er die weltbürgerliche Idee, deren Vertreter Marquis Posa ward. Don Carlos sank zu einem Werkzeuge für dessen Zukunftspläne herab, ein Geschöpf seiner Fürstenpädagogik, dessen Liebesleidenschaft keine Berechtigung mehr durch sich selbst hat, sondern nur noch als Bildungsmittel zu edleren Zwecken dient. Diese verschiedenartigen Elemente hat der Dichter nicht so in einander zu verarbeiten vermocht, daß daraus ein organisches Ganzes entstände; die Fäden verwirren sich so sehr, daß mancher enthusiastische Leser des Carlos in Verlegenheit gerathen würde, wenn er über den Plan des Drama's Rechenschaft geben sollte. In der Charakterdarstellung offenbart sich in Vergleich mit den früheren Stücken ein bedeutender Fortschritt. König Philipp ist ein Typus jener starren Willenskraft despotischer Charaktere, in deren Darstellung Schiller stets am glücklichsten war, wenn

er gleich der Verherrlichung des Posa zu Liebe sich in der Hauptscene, wo der König seine bisherigen politischen Grundsätze aufgiebt, eine Inconsequenz erlaubte, die keineswegs genügend motivirt ist. Ebenso hat die Königin Elisabeth in ihrer Liebe wie in ihrer Resignation eine Hoheit und Würde, die von sentimentaler Ueberspanntheit wie von rhetorischem Pathos sich frei erhält, so daß der große Fortschritt gegen die Frauencharaktere der vorangehenden Stücke jedem in die Augen springt. Für die beiden Hauptcharaktere wollte der Dichter die Herzen durch schöne Idealität gewinnen, und wer leugnet, daß es ihm bei allen denen gelungen, welche von der Scheingröße idealer Phantasiegebilde mehr bestochen werden, als von Wahrheit einer rein-menschlichen idealen Natur? Don Carlos ist völlig haltlos, und die einzige Scene mit der Prinzessin Eboli ist ein hinlänglicher Beweis, daß er für eine glückliche Zukunft seines Königreichs ein schlechter Bürge ist. Marquis Posa scheint nur zu handeln; im Grunde bringt er es nur zu einer hochfliegenden Schwärmerei, die nirgends auf festem Boden haftet, und selbst sein Opfertod für den Freund und sein Vaterland ist nicht das Resultat eines klaren politischen Plans, sondern einer edlen Schwärmerei, so daß denn auch mit dem Schluß der Tragödie alle großen Entwürfe wie flüchtige Traumgestalten rasch verweht sind.

Was indeß bei allen diesen Mängeln dem „Don Carlos" die Unsterblichkeit sichert, das ist die Wärme der sittlichen Gesinnung, die Begeisterung für das Wohl der Menschheit und die höchsten Güter des menschlichen Geistes, für Freiheit, Aufklärung, religiöse Duldsamkeit und uneigennütziges Wirken. In zahlreichen, mit Vorliebe ausgeführten Sentenzen spricht sich des Dichters philosophische Idealität aus, so daß sich mit der Dichtung alle die großen staatsbürgerlichen Ideen verschlingen, welche am Vorabend der französischen Revolution die edelsten Geister bewegten. Vornehmlich diente ihm dazu Posa's Unterredung mit König Philipp, die sich in der ersten Bearbeitung noch weiter ausdehnte, als Schiller bei der letzten Redaction für gut fand. Eine der Hauptstellen, die jetzt im Don Carlos fehlt, zeichnet so klar den damaligen Schüler Rousseau's, daß man sie mit Interesse lesen wird, weßhalb sie unsere Kritik beschlie-

ßen mag. Sie folgt auf die Aeußerung des Marquis Posa: „Ich kann nicht Fürstendiener sein.“

König
(mit Verwunderung zurücktretend).

Wer bringt
mir diesen Menschen?

Er sieht ihn lange zweifelhaft an. Nach einigem Bedenken:

Und mit diesem Spiele
des Witzes, diesen künstlichen Sophismen
gedenken Sie die Pflichten zu betrügen,
die Sie dem Staate schuldig sind?

Marquis.

Der Staat,
dem ich sie schuldig war, ist nicht mehr. Ehmals
gab's einen Herrn, weil ihn Gesetze brauchten;
jetzt giebt's Gesetze, weil der Herr sie braucht.
Was ich dort meinesgleichen gab, bin ich
jetzt nicht gehalten, Königen zu geben —
Dem Vaterlande? — Wo ist das? Ich weiß
von keinem Vaterlande. Spanien
geht keinen Spanier mehr an. Es ist
die Riesenhülle eines einz'gen Geistes.
In diesem Riesenkörper wollen Sie
allgegenwärtig denken, wirken, schwelgen
und kräftig ringen auf des Ruhmes Bahn.
In seinem Flor gedeihen Sie. Das Glück,
das Sie ihm reichen, ist Athletenkost,
der Glieder Nervenkraft zu härten. Menschen
sind Ihnen brauchbar, weiter nichts; so wenig
als Ohr und Auge für sich selbst vorhanden.
Nur für die Krone zählen sie. In Ihr
ging ihres Wesens Eigenthum, ihr Selbst
und ihres Willens hohes Vorrecht unter.
Zu einer Pflanze fiel der Geist. Jetzt blühen
Genie und Tugend für den Thron, wie für
des Schnitters Sense Halmen sich vergolden.

Er bemerkt einige Bewegungen bei dem König und hält inne — Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Ich finde mein Geschlecht nicht mehr — Wohin
mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
und neue Bande der Natur — von dem
gekrönten Sterblichen erdacht — Denn ringen mußte

der Sterbliche mit Freiheit. Leidenschaft
mit Leidenschaft, Gedanken mit Gedanken
zu kaufen war die große Kunst — Doch wer,
als die Allgegenwart allein, kann in
den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschen?
Auch er war Mensch — er mußte, wie wir andern,
durch den Behelf des Aehnlichen und Einen
das reiche All der üppigen Natur
dem schwachen Sinne künstlich zubereiten
und im Geschlecht das Einzelne vertilgen.
Die Politik lehrt ihn ein Maß erfinden,
dem alle Geister unterwürfig sich
zu passen angewiesen sind — Erfinden?
O nein — erfunden war es längst —

V. Goethe und Schiller. 1788—1805.

In Weimar, wohin sich Schiller im Sommer des Jahres 1787 begeben hatte, wurde er von seiner enthusiastischen Freundin Charlotte von Kalb mit der früheren Innigkeit empfangen; sie sorgte für seine neue Einrichtung und führte ihn in die weimarische Gesellschaft ein. Mit krankhafter Spannung der Sehnsucht hatte sie ihn erwartet; der Umgang mit ihm gab ihr die Heiterkeit zurück. Indeß war Schiller bereits allzu sehr zum Selbstgefühl und männlicher Selbstständigkeit gereift, als daß nicht ein solches Verhältniß, von dem die Eifersucht des Alleinbesitzes unzertrennlich war, auf die Dauer peinlich hätte werden müssen. Schiller fühlte, daß ihr Bild nicht so tief seiner Seele eingedrückt war, als ihrem Herzen das seinige, und der Einfluß der phantastischen Frau nicht wohlthätig für ihn sei. Schon mit dem nächsten Jahre streifte er nach und nach diese hemmenden Fesseln ab. Ueberhaupt zog ihn der weimarische Frauenkreis, selbst die Herzogin Amalia, welcher er vorgestellt ward, nur wenig an. Die literarischen Notabilitäten der kleinen Residenz sowie der benachbarten Universität Jena, wohin er sich auf einige Tage begab, lernte er der Reihe nach kennen. Ein herzlicheres Verhältniß bildete sich nur zu Wieland, der in ihm einen Mitarbeiter am

Merkur und vielleicht auch einen Eidam zu gewinnen hoffte. Eine poetische Anregung gab ihm Weimar nicht, wohl aber blieb die still-bildende Einwirkung nicht aus. Wieland's Rath, die Griechen zu studiren und vom Alterthum zu lernen, blieb nicht ohne bedeutende Folgen. Schiller las eifrig den Homer in Voß' Uebersetzung und fühlte, daß er durch die Simplicität der Alten seinen Geschmack reinigen müsse. Mit dem griechischen Drama beschäftigte er sich in den nächsten Jahren angelegentlich, wenn er auch mehr durch französische Uebersetzungen sich mit ihnen bekannt machte, da seine Kenntniß des Griechischen für das Original nicht ausreichte. Seine Nachbildung von Euripides' Iphigenie in Aulis und einigen Scenen der Phönizierinnen desselben Dichters sind wichtige Studien für Schiller's künstlerische Ausbildung. Gleichfalls sind die Uebersetzungen des zweiten und vierten Buches von Virgil's Aeneide in Stanzenform ein Beweis seiner liebevollen Beschäftigung mit den großen Dichtern des classischen Alterthums. Der lyrische Hymnus, die Götter Griechenlands, war ein Erguß des frischen Enthusiasmus, mit dem ihn der heitere, poetisch verklärte Götterhimmel der Hellenen erfüllte, tief empfundene Klänge der Sehnsucht nach dem Lande der Dichtung, von dem er sich in jener Epoche mehr denn je getrennt fühlte. Die elegische Anklage der Dürre und Abgestorbenheit unserer Zeit erregte heftigen Widerspruch, und Friedrich Stolberg glaubte berufen zu sein, die Rechtfertigung der christlichen Cultur gegen die Bewunderung des Hellenenthums übernehmen zu müssen, als wäre eine lyrische Dichtung ein Glaubensbekenntniß.

Für Schiller hatte eine Studienzeit begonnen, durch die er sich gründlich hindurcharbeiten mußte, ehe er wieder mit ganzer Seele der Dichtkunst sich zuwenden konnte. Der Roman der Geisterseher war in seinen Augen nur eine Nebenarbeit. Die dramatische Lebendigkeit seiner Darstellungsgabe glänzt jedoch in der spannenden Schilderung des geheimnißvollen Trugsystems, dessen Fäden in der Handlung aufs künstlichste verschlungen sind, und versetzt den Leser in höchste Spannung. Eben darum gab der Dichter die Fortsetzung auf, um nicht durch die Lösung der räthselvollen Vorgänge das poetische Gewebe zerstören zu müssen.

Diese Arbeit sowie die Geschichte des Abfalls der Niederlande, zu der die Vorstudien zum Don Carlos ihm Neigung eingeflößt hatten, beschäftigten Schiller während seines anmuthigen, Geist und Herz erfrischenden Sommeraufenthalts (1788) in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, den er hauptsächlich in Folge einer zufälligen Bekanntschaft mit der Familie von Lengefeld gewählt hatte. Frau von Lengefeld war nach ihres Mannes Tode mit ihrer jüngsten Tochter Charlotte nach der kleinen fürstlichen Residenz gezogen, um in der Nähe ihrer ältesten dort verheiratheten Tochter Caroline zu sein, die später die Gattin Wilhelms von Wolzogen ward und unter diesem Namen sich nachmals als geistreiche Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Die beiden Schwestern gaben Schiller, was er bisher entbehrt hatte, die Bekanntschaft mit der zarten, einfachen weiblichen Natur, die doch auch Bildung genug in sich vereinigte, um alle höheren geistigen Interessen, die seine Seele beschäftigten, mit ihm zu theilen. Ihnen ward, was er im Laufe des Tages ausgearbeitet hatte, in gemüthlichen Abendstunden vorgelesen, und dieses sowie mannigfache Lectüre gab Stoff zu anregender Unterhaltung. „Schiller wurde" — so berichtet Caroline von Wolzogen — „ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter." Charlotte hatte dem Dichter zwar kein leidenschaftliches Gefühl eingeflößt; auch lag in ihrem Wesen eine Ruhe, die Schiller anfangs als Kälte erschien, obwohl sich ein tiefes, warmes Gefühl darunter verbarg; indeß entstand doch eine innige Zuneigung, deren Frucht ein beglückender Bund der Herzen war. In diesem Familienkreise war es, wo Schiller und Goethe, der vor kurzem aus Italien zurückgekehrt war, sich zum erstenmal begrüßten. Am 7. September kam Goethe in Begleitung von Caroline Herder und Charlotte von Stein, die auch Schillern sehr hoch schätzte, zu einem Besuch in der Lengefeld'schen Familie herüber. Eine Annäherung zwischen den beiden großen Männern, wie die Freundinnen sie gehofft hatten, fand nicht statt. Schiller richtete nicht mehr, wie einst in der Karlsschule, auf Goethe den Blick der Bewunderung; er fühlte sich ihm ebenbürtig, und ein bit-

teres Gefühl beherrschte seine Stimmung, wenn er das glückliche Geschick, von dem sein Nebenbuhler getragen worden war, mit dem Druck und den Hindernissen verglich, unter denen er selbst sich hatte emporringen müssen. Schon der erste Anblick hatte die hohe Meinung, die man ihm von Goethe's anziehender und imponirender äußern Erscheinung beigebracht hatte, sehr herabgestimmt. „Im Ganzen genommen" — so sprach er sich über diese Zusammenkunft gegen Körner aus — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach unserer persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Als Schiller gegen den Herbst wieder nach Weimar zurückgekehrt war, wo er zunächst seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, nämlich den ersten Band, der der einzige geblieben ist, vollendete, suchte er Goethe nicht näher zu treten, obwohl er rühmen muß, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „die Götter Griechenlands" günstig beurtheilt habe. Das bittere Gefühl, das er ihm gegenüber empfand, spricht sich scharf in den Worten aus: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat." Und doch liegt ihm an dem Beifall des im Grunde der Seele verehrten Mannes gar viel; um seinetwillen möchte er seinem Gedichte die Künstler, der gehaltvollsten Dichtung dieser philosophischen Geistesepoche, die möglichste Vollendung geben. Wenn wir in der poetischen Form und Diction dieses Lehrgedichts die größere Mäßigung, Reife und Durchbildung des Dichters fast in jeder Zeile erkennen, so ist es zugleich bedeutsam für seine philosophische Entwickelung, indem es die Grundzüge der philosophischen Ansichten enthält, die er nachmals in einer Reihe von Abhandlungen ausführte, nämlich die Vermittelung

der Cultur und Freiheit durch Kunst und Poesie, und in diesem Verein zugleich mit der Natur.

Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Nachdem er in mannigfachen Culturbildern den hierin angedeuteten Bund zwischen Wissenschaft, Kunst und Natur dargestellt hat, faßt er zum Schlusse in einer Anrede an die Künstler seine Ideen zusammen und zeigt uns in seinen erhabenen Worten, wie ernst die hohe Aufgabe des Dichters und Künstlers vor seinem Geiste stand.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,

Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Ewigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Schiller's Geschichtswerk, in dessen lebendigen Schilderungen der Dichter dem Historiker die Hand reichte, erweckte für ihn ein so günstiges Urtheil über seine Befähigung zum akademischen Lehrer der Geschichte, die bis dahin auf Universitäten in sehr trockener Form vorgetragen zu werden pflegte, daß er, nicht ohne Goethe's bereitwillige Beförderung der Berufung, zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena ernannt ward, wo er am 26. Mai 1789 unter einem ungewöhnlichen Zulauf von Studirenden seine Vorlesungen mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" eröffnete. Um sich gehörig vorbereiten zu können, da er sich auf ein ihm noch wenig bekanntes wissenschaftliches Gebiet begeben hatte, las er nur an zwei Tagen in der Woche

über die Geschichte des Alterthums und im folgenden Semester über das Mittelalter. Mehrere geistvolle historische Aufsätze stehen unter seinen kleinen Schriften als Zeugnisse von dem philosophischen Geiste, womit er die Culturentwickelung bedeutender Epochen der Universalgeschichte auffaßte. Die Abhandlung Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, womit er die im Jahre 1790 begonnene „Sammlung historischer Memoires" einleitete, ist um so höher zu stellen, als eine richtige Würdigung des Mittelalters damals noch zu den Seltenheiten gehörte. Zugleich unternahm er in dieser arbeitvollen Zeit die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Ungeachtet vielfacher wissenschaftlichen Arbeiten war gleichwohl das Jahr 1790 eines der glücklichsten seines Lebens. Er feierte seine eheliche Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, mit der er sich das Jahr vorher verlobt hatte, und fühlte jetzt das volle Glück liebevoller weiblicher Nähe und häuslicher Gemüthlichkeit, zu der auch der Umgang mit vielen der trefflichen Gelehrten, die damals eine Zierde der blühenden Universität waren, nicht wenig beitrug. Goethe besuchte ihn im Herbst auf der Rückreise von Dresden. Philosophie und Kunst waren der Gegenstand ihrer Unterhaltung, jedoch ohne daß diese dazu beitrug, ihre Denkweisen einander zu nähern. „Sie [Goethe's Philosophie] holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole", äußert Schiller gegen Körner; doch ist sein Blick schon klar genug, um anerkennend hinzuzufügen: „aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne."

Seine rüstige Thätigkeit, durch die er um diese Zeit seine Kräfte aufs höchste angespannt und sich mehr und mehr zu einer unregelmäßigen Lebensweise hatte verleiten lassen, ward schon im Beginn des Jahres 1791 durch wiederholte heftige Krankheitsanfälle unterbrochen; er gelangte nicht wieder zu einer kräftigen Gesundheit. Die Brust hatte schwer gelitten; der Organismus war gestört, und auch nach der Genesung machten die wiederkehrenden Krämpfe ihn oft auf mehrere Wochen zur Geistesarbeit unfähig. Seine Vorlesungen waren unterbrochen, wie seine literarischen Arbeiten, und zu den Sor-

gen wegen seines Gesundheitszustandes gesellten sich die Sorgen wegen des Auskommens, da er nur ein unerhebliches Gehalt bezog. In dieser Lage hatte er mit freudiger Dankbarkeit das in zartester Weise ihm gemachte Anerbieten des dänischen Grafen Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg anzuerkennen, nämlich auf drei Jahre ihm ein jährliches Geschenk von tausend Thalern zu übermachen, damit er Muße gewinne zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Nachdem Schiller im folgenden Jahre seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges — zuletzt rasch abschließend, indem er die zweite Hälfte desselben nur in kurzem Ueberblicke behandelte — zu Ende geführt hatte, wandte er sich zum Studium der Kantischen Philosophie, welche damals in Jena ihre wärmsten Verehrer und Verkündiger hatte, fest entschlossen, nicht eher abzulassen, als bis er sich ihres Ideengehaltes vollständig bemeistert habe. Vornehmlich knüpfte er seine Ansichten über Aesthetik an Kant's Kritik der Urtheilskraft an und erweiterte dessen oft einseitige Begriffsentwickelung in einer Reihe ästhetischer Abhandlungen. Denselben Inhalt hatten seine Vorträge, die er im Winter 1792—1793 vor einem kleinen Kreise von Studirenden hielt, womit er für immer seine akademische Lehrthätigkeit schloß.

Mit dem Jahre 1793, wo seine Gesundheit sich wieder gestärkt hatte, ergriff ihn eine lebhafte Sehnsucht, seine Heimat, seine Eltern und Jugendfreunde wiederzusehen. Er reiste im August 1793 nach Schwaben und verlebte daselbst in Heilbronn, dann in Ludwigsburg heitere Tage. Hier wurde ihm auch das Glück der ersten Vaterfreude zu Theil, indem ihm am 14. September sein ältester Sohn Karl geboren wurde. „Es war ein erhebender Anblick", schreibt einer seiner Freunde, „den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten." Das treffendste Bild giebt uns die Schilderung des Eindrucks, den er auf einen seiner Jugendfreunde, den Arzt von Hoven, machte: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen

vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden!" Sein Freund Dannecker modellirte damals die vortreffliche Büste des Dichters. Aber auch literarisch war er hier vielfach beschäftigt. Aus dem fortgesetzten Studium der Kantischen Philosophie erwuchsen die Briefe über ästhetische Erziehung. „Sie sind", sagt Gervinus, „eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur besitzt. Dies ist nicht mehr Vorarbeit und Uebung, sondern Resultat und Abschluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aesthetiker der vergangenen Zeit hinter sich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er steht auf der Höhe der Zeit, er sieht sich nicht mehr in der Mitte streitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenossen, sondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutschland der erregte Kampf zwischen Dichtung und Philosophie bewegte und ihn gleichsam zu dem Versuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er sich heimischer fühlte, so gährte auch das politische Treiben in ihm und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um sich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu suchen, der er sich mit freier Wahl anschließen möchte." Auf Schiller, der schon vor der Revolution in seinen jugendlichen Dichtungen Ideen aussprach, wie sie die edelsten Wortführer der Völkerfreiheit in Frankreich hatten verwirklichen wollen, machten die neuesten Ereignisse in Frankreich den gewaltigsten Eindruck, und wenn Goethe in Poesieen den erregten Sturm der Seele zu beschwichtigen suchte, so unternahm es Schiller mittelst der Philosophie den Weg zu finden, auf welchem Deutschland sich in diesem Drange zurecht finden könnte. Diese Briefe sollen demnach die hohe Würde der Kunst darstellen, indem sie ihr den mächtigsten Einfluß auf den

Staat einräumte, so wie er schon früher in dem Gedichte, die Künstler, nur weniger bestimmt, dargethan hatte. Schiller fühlte nämlich, wie wenig zeitgemäß es sei, von der Schönheit zu sprechen, da alle Welt nur von Freiheit hören wollte, und von der Freiheit, der eben in Frankreich die besten Männer zum Opfer fielen. Er sucht daher zu zeigen, daß ein Volk, um zur Freiheit zu gelangen, den Weg durch die ästhetische Cultur nehmen müsse. Nur bei den poetischen Griechen war Freiheit möglich; bei uns, wo das gemeine Volk verwildert, die Höhern und Gebildeten erschlafft sind, könne sie nicht stattfinden. Wer wollte diesen, die ihre Freiheit nicht gebrauchen, die Freiheit nehmen, um sie dem großen Haufen zu geben, der sie mißbrauchen würde? Also nicht gewaltsame Umwälzung, wie in Frankreich, sondern allmähliche, vernunftgemäße Reform, die von Veredlung des Charakters ausgehen muß, ist in Deutschland zu wünschen. Da sich aber unter einer schlechten Staatsverfassung der sittliche Charakter nicht veredeln kann, hat man nach einem Mittel zu suchen, das vom Staate unabhängig ist, und Quellen zu eröffnen, die sich von dem allgemeinen Verderben rein erhalten haben. Dies Mittel ist die schöne Kunst. Durch sie wird die Menschheit, die den Ernst der Grundsätze nicht ertragen würde, im Spiel veredelt. Dem Einwurf, daß eben die Kunst jene Erschlaffung der höhern Stände herbeigeführt habe, begegnet er dadurch, daß er die Erfahrung nicht als Richterin anerkennt und auch zugleich die Frage aufwirft: ob die bisher geübte Kunst die wahre sei? Letztere Frage erheischt sodann die genaue Feststellung des Begriffs, was schöne Kunst sei? Auf diesem Wege sucht er darzuthun, daß es die Aufgabe der Deutschen sei, erst durch eine allgemeine Bildung für das Schöne die Freiheit möglich zu machen. Schiller hat durch dieses Werk, das kein Gebildeter ungelesen lassen sollte, der deutschen Nation ein unschätzbares Geschenk gemacht; seinem Herzen macht es Ehre, daß er damit eine Schuld der Dankbarkeit abtragen wollte und sie seinem Wohlthäter, dem Herzoge von Augustenburg, einem der wärmsten Anhänger der neuesten Freiheitsideen, widmete.

Ehe Schiller seine Heimat verließ, machte er die Bekanntschaft mit dem wackern Buchhändler Cotta in Stuttgart, mit welchem er

die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die Horen, verabredete, zu welcher er die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen wollte, um Alles zu übertreffen, was jemals in dieser Gattung geleistet worden. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, wo er sogleich bemüht war, zu seinem neuen literarischen Unternehmen, auf das er seine künftige Existenz zu gründen gedachte — die Thalia wurde aufgegeben — die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Eben diese leiteten ein neues Verhältniß zu Goethe ein, zu dessen Leben und Studien seit der Rückkehr aus Italien sich unsere Betrachtung zunächst zurückwenden muß.

Goethe hatte in Italien eine große Umwandlung erfahren. Seine Ansichten über Kunst und Welt hatten sich völlig umgestaltet. Ein ganz Anderer, kehrte er in den engen Kreis zurück, mit der Sehnsucht nach dem Verlorenen im Herzen, und, wie die Freunde in die Veränderung sich nicht finden konnten, eben so wenig konnte er fürs erste in der Umgebung, auf die er wiederum angewiesen war, sich heimisch fühlen. Mehr denn je vereinsamt, schloß er die Verbindung mit Christiane Vulpius, einem Mädchen von geringer Bildung, doch lebhaften, heitern Sinnes, die er erst viele Jahre später durch die kirchliche Trauung zu seiner Gattin erhob. Das Glück, das sie in seine Zurückgezogenheit brachte, schildern uns die Römischen Elegieen, mit denen er in Geist und Form sich ganz auf den Boden der antiken Poesie stellte. Daran schließen sich die Venetianischen Epigramme, welche größtentheils während eines zweiten Aufenthalts in Venedig im Jahre 1790 entstanden. Sie verbergen die Verstimmung nicht, die den reinen Aufschwung seiner Poesie auf längere Zeit hemmte.

In seine frühere Amtsthätigkeit war er nicht wieder eingetreten. Vorläufig behielt er nur die Bergbaucommission bei. Nachmals übernahm er die Oberleitung der Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, zunächst die Intendanz des 1791 errichteten Hoftheaters, dann die „Oberaufsicht" über die Landesuniversität Jena, die weimarische Bibliothek und die Zeichenschulen zu Weimar und Eisenach. Diese Wirksamkeit entsprach seiner immer entschiedener hervortretenden Richtung auf die Wissenschaft und die bildende Kunst. Die Natur-

forschung ward ihm eine ernste Lebensaufgabe, seit er mit seinem Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären 1790 und seinen Beiträgen zur Optik (1791—1792) unter die Fachgelehrten getreten war. Die politische Aufregung, welche im Gefolge der französischen Revolutionsideen auch Deutschland ergriffen hatte, drängte das Interesse für die Poesie eine Zeitlang zurück, und das ideale Geistesleben wird mehr von der Begeisterung für Kantische Philosophie in Anspruch genommen, als von den Schöpfungen des Dichters. Auch Goethe ward in die philosophische Zeitströmung mächtig hineingezogen, aber da er gewohnt war, seine Speculation an die wirkliche Welt anzuknüpfen und von der Betrachtung des Einzelnen zu der allgemeinen Idee emporzusteigen, verschlang sich das philosophische Denken bei ihm mit dem Studium der Natur.

Der Ausbruch des Krieges rief ihn aus der häuslichen Stille und Abgeschlossenheit. Im Jahre 1792 mußte er als Begleiter seines Fürsten, der ein Commando in der preußischen Armee übernommen hatte, die friedlichen Studien mit dem Getümmel des militärischen Lebens vertauschen, indem er den verunglückten Feldzug der verbündeten Oestreicher und Preußen nach Frankreich mitmachte. Darauf folgte im nächsten Jahre der Aufenthalt im Feldlager vor der Festung Mainz, bei deren Uebergabe er gegenwärtig war. Welch ein bewegtes Leben, wenn wir damit das ruhige literarische Leben Schiller's vergleichen! Jedoch waren es Erlebnisse, welche die Harmonie des Geistes eher gewaltsam störten, als eine poetische Frucht zur Reife bringen konnten. Daher kamen nur Nebenarbeiten zu Stande, in denen der Dichter sich bemüht, die durch die Zeitereignisse in ihm hervorgerufene Aufregung durch den Humor zu beschwichtigen, dem unter solchen Umständen der herbe Beigeschmack nicht fehlen konnte. Die Lustspiele der Großkophta, die Aufgeregten, der Bürgergeneral stehen unter seinen Werken mehr als Zeugnisse dessen, was damals in seinem Innern vorging, denn als dramatische Dichtungen, denen ein Egmont und ein Tasso wenige Jahre vorangingen. Höhere poetische Bedeutung hat die Bearbeitung des altdeutschen Reineke Fuchs, dessen satirische Bilder ihm als ein trefflicher Spiegel des damaligen politischen verworrenen Treibens

erschienen. Mit großem Geschick hat er die einfache Reimform des Originals in die Hexameter des Homerischen Epos umgestaltet, so daß das unvergängliche Gedicht dadurch aufs neue unserer Literatur angeeignet ist. Zur Vergleichung seiner Bearbeitung mit der ursprünglichen Form haben wir schon oben in einer Probe beide neben einander gestellt. Die Hexameter haben noch manche Mängel, aber sie zeichnen sich vor den zwar correcteren, aber weit steiferen Nachbildungen der antiken Form, wie sie sich Voß mehr und mehr zur Aufgabe machte, durch ihren leichten Fluß und Wohlklang sehr aus, so daß Knebel, der gewandte Uebersetzer lateinischer Dichter, Goethe's Reineke Fuchs das beste und der Sprache eigenthümlichste Product deutscher Poesie nennen konnte.

Mit dem Ende des Jahres gab der Herzog seine Stellung in der preußischen Armee auf, und das nördliche Deutschland neigte sich zu friedlicheren Aussichten. Damit ward auch Goethe der vollen ungestörten Geistesthätigkeit zurückgegeben. Sein erneutes Interesse für die Bühne ließ ihn wieder Liebe zu dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre fassen, und gerade als dieses Werk ihn dem poetischen Schaffen zurückgab, gewann sein Verhältniß zu Schiller eine ganz neue Gestalt.

Schiller traf Vorbereitung zu seiner neuen Zeitschrift die Horen. Die ideale Tendenz, mit der er sie ins Leben rief, spricht die Ankündigung und noch mehr die Vorrede mit beredten Worten aus: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. Dies ist der Gesichtspunct, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mit-

ten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideal veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung eben so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben". In diesen Worten vernehmen wir den Dichter der „Künstler" und den Verfasser der „Briefe über ästhetische Erziehung", welche die schönste Zierde des ersten Bandes der Horen waren.

Die Einladung zur Mitwirkung erging auch an Goethe, der sie freundlich erwiderte und in seinem Briefe die Hoffnung aussprach, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Schiller und Goethe hatten bereits in ihren Standpuncten sich mehr und mehr einander genähert; eine Verbindung war jetzt leichter möglich, als früher; ja, auch Goethe mußte sie herbeiwünschen, da er sich, seit die Freundschaft mit Herder mehr und mehr erkaltet war, nicht bloß in Folge persönlicher Berührungen, sondern auch wegen der zunehmenden Divergenzen ihrer Ansichten, in seiner geistigen Thätigkeit vereinsamt fühlte. Im Juli war Goethe zum Besuch in Jena. Nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft trafen beide beim Hinausgehen zu-

sammen. Ein Gespräch entspann sich über die Behandlung der Naturwissenschaft, von welchem Goethe so angezogen ward, daß die weitere Entwickelung ihrer beiderseitigen Ideen auf Schiller's Zimmer fortgesetzt wurde. Wir dürfen mit Caroline von Wolzogen sagen: „Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete.“ Goethe äußerte damals gegen einen seiner Freunde, er habe lange nicht solch einen geistigen Genuß gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte auf Schiller's freundliches Schreiben, daß auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne. Einer konnte dem Andern geben und von ihm empfangen; jeder verstand den Andern und ließ ohne hofmeisterliche Zumuthungen die Eigenthümlichkeit des Einzelnen frei walten und sich entwickeln. Die Charakteristiken, welche Schiller von Goethe's wie von seiner eigenen Individualität in zwei gehaltvollen Briefen entwirft, sind die schönsten Einleitungsworte zu einem Verhältnisse zweier großen Dichter, wie es die ganze Geschichte der Literatur nicht zum zweitenmale aufzuweisen hat.

Unterm 23. August 1794 schreibt Schiller an Goethe:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigte. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen, denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn gleichsam der Natur nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außenher durch die Bekanntschaft der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größere Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstständiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriffe bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht."

Mit der freundlichen Erwiderung dieses Schreibens verband Goethe den Wunsch, daß sein Freund auch über sich und seinen Bildungsgang sich ausführlich auslassen möge, worauf denn ein Brief Schiller's vom 31. August die Selbstkritik mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Unbefangenheit zugleich ausübt.

„Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten,

uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als Ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Danach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Unter so günstiger Vorbedeutung war der Bund geschlossen. Goethe sprach es klar aus, was ihre beiderseitige Aufgabe sei: sich

beide in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes zu denken, um ihr Räderwerk vollständig zu machen.

Goethe war um diese Zeit mit dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre beschäftigt, fest entschlossen, das schon 1777 begonnene und mit vielen Unterbrechungen bis zum sechsten Buche fortgesetzte Werk zu Ende zu führen. Da es somit durch eine Lebensperiode von fast zwanzig Jahren sich hindurchzieht, so trägt die Bearbeitung die Spuren der Wandlungen, unter denen der Dichter seit dem ersten Entwurfe zu seiner jetzigen Bildungsstufe herangereift war. Den Ausgangspunct nahm er von dem damals allgemein verbreiteten Dilettantismus der Liebhabertheater, dem er selbst viel Zeit und Mühe gewidmet hatte, und es gewann dadurch von vornherein das Schauspielwesen eine große Breite. Als Goethe mehrere Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien die lange unterbrochene Arbeit wieder vornahm, konnten die Lebenskreise, in denen sich der Held des Romans anfangs bewegt hatte, ihm nur als Vorstufen zu einer höheren und reineren menschlichen Bildung erscheinen, und das Ganze gewann erst jetzt den Charakter von Lehrjahren. Die Grundidee trat jetzt hervor als die Bildung fürs Leben, die Macht und die Berechtigung der Wirklichkeit unserer socialen Verhältnisse gegenüber den phantastischen Weltansichten und der Hingebung an die flüchtigen Neigungen des Herzens. Das träumerische Hindämmern, welches ein glückliches Dasein außerhalb der gegebenen Normen des Lebens sucht, schafft daher kein dauerndes Glück und keine Befriedigung, die krankhafte Sehnsucht zerstört sich selbst, allein nützliches Wirken in der Welt, wenn auch mit mancher Entsagung verknüpft, löset den Zwiespalt der Verhältnisse und versöhnt das Herz mit dem Verstande. Indem der Dichter die Grundidee und die poetische Absicht künstlerisch verhüllt, zieht ein wechselndes Bild des Lebens, das die Farbe der gesellschaftlichen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts trägt, an uns vorüber; er führt uns in die niederen wie in die höheren Sphären der Gesellschaft, zu dem Sitz der leichten flüchtigen Freude wie zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele", welche den irdischen Glanz mit den Tröstungen des Ewigen vertauscht hat, zu der bunten Bühne des erwerbsamen Menschenlebens wie zu den

Phantasiegebilden der dramatischen Kunst. Ueberall verschlingen sich Wirklichkeit und Phantasie, Leben und Kunst, und daher bringt der Roman, ungeachtet seiner Tendenz zu verständiger, besonnener Auffassung des Lebens, eine Fülle der Poesie, die am reichsten über die Mitte der ganzen Dichtung ausgegossen ist, wo Mignon und der Harfenspieler wie geheimnißvolle Gestalten einer fremden Welt in den Mittelpunct der Handlung treten und mit ihren schwermuth- und sehnsuchtsvollen Liedern den tragischen Grundaccord der in sich verschlossenen Gemüthswelt anschlagen. Wir erinnern nur an das in jedem Herzen lange nachklingende Lied des von schwerem Seelenleiden gebeugten Harfenspielers.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wenn wir auf die Mannigfaltigkeit der Situationen und der Charaktere hier nicht weiter eingehen können, so möge nur noch kurz auf die Kunst des Dichters hingedeutet sein, mit der er seine Ansichten über Leben und Poesie mit der Erzählung verwebt hat, so daß sein Roman auch nach dieser Seite hin für die Fortbildung der Aesthetik mehr gewirkt hat, als philosophische Abhandlungen.

Die Einwirkung ist ganz besonders in Bezug auf Schiller sehr hoch anzuschlagen. Diese Dichtung machte ihn erst wahrhaft zu Goethe's Geistesgenossen und führte ihn aus der philosophischen Begriffswelt unter die lebenvollen Gestalten der schaffenden Phantasie. Daher im Beginn des Jahres 1795, das ihn wieder zum Dichter machte, das Bekenntniß: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl ist, von einem Werke dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, dort Alles so streng, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich. So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der

beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“ Damit hatte Schiller mit seiner Vergangenheit gebrochen und trat geistig verjüngt ein neues Dichterleben an. Aber auch bei Goethe ward es zur vollen Wahrheit, wenn er von jener Lebensepoche sagt: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.

Während beide Dichter ihre geistige Kraft neu belebt fühlten und sich im Streben nach dem höchsten Ziele die Hand reichten, kam ihnen aus der Mitte der Nation wenig Aufmunterung entgegen. Sentimentale Moderomane wurden von der Lesewelt verschlungen. Wilhelm Meister dagegen hatte sich mit der Anerkennung von Seiten weniger Auserwählten zu trösten; der mißwollenden und schiefen Beurtheilungen gab es eine Menge. Schiller machte mit seinen Briefen über ästhetische Erziehung dieselbe Erfahrung, und seine neue unter großen Erwartungen begonnene Zeitschrift begegnete so vielen kleinlichen Kritiken, in denen sich die Anmaßung der Mittelmäßigkeit breit machte, daß er in seinen Briefen seine Indignation nicht zurückhielt. Goethe gerieth zuerst auf den Gedanken, über den ganzen Literatenhaufen Gericht zu halten und ihn in kurzen, schlagenden Epigrammen abzufertigen. Schiller gab seit 1795 einen Musenalmanach heraus. Mit dem Jahrgange 1797 sollte das leuchtende Feuerwerk sengend und verheerend in die dichten Reihen hineinprasseln. Während der ersten Hälfte des Jahres 1796 wuchsen die Epigramme rasch heran, auch den Haß, meinte Goethe, müsse man productiv machen. Immer mehr erweiterte sich der von Schiller mit lebhaftem Eifer aufgenommene Plan über die ursprüngliche Absicht hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward zu einem Epigramm; neben den scharfen gegen die Zeitliteratur gerichteten Pfeilen sammelten sich ernste Aussprüche der Lebensweisheit, gehaltvolle Maximen der Wissenschaft und Kunst. Im weitern Verlaufe des „Epigrammenjahrs“ entschloß man sich zu einer Sonderung, stellte die „unschuldigen und gefälligen“ an verschiedene Stellen des Almanachs und brachte die Xenien (d. i. Gastgeschenke) als letzte Gabe am Schlusse desselben.

Eine ungeheuere Sensation war zu erwarten; die ganze dermalige Literatur war in ihren hauptsächlichsten Richtungen vor Ge-

richt gezogen, die Wortführer in der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt fühlten sich an den empfindlichsten Stellen getroffen, am schlagendsten von den Epigrammen Schiller's, der im Hasse und offenen Trotze gegen die Gemeinheit die volle Energie seines jugendlichen Muthes walten ließ. Dünkelhafte Kritik, engherzige Frömmelei, hohle Geschwätzigkeit demokratischer Politiker, angelernte Formelweisheit Kantischer Philosophen, schwächliche um die Gunst des Haufens buhlende Poesie, nichts entging den scharfen Geschossen, deren oft eines mehr wirkte, als lange kritische Zergliederungen vermocht hätten. Wir theilen einige hier mit, die auf die damaligen Literaturzustände ein helleres Licht zu werfen geeignet sind.

Der Zeitpunct.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
 Aber so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Vorsatz.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
 Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde — wie sehr ist's zu wünschen!
 Aber, ihr Schwätzer, verhelft uns zu Verfassungen nicht.

Neueste Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heißen,
 Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst.

Eine zweite.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
 Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
 Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.

Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
 Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigen Speisen
 So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Eine Reihe der trefflichsten Xenien, welche die veraltete Kritik und die kläglichen Zustände der deutschen Bühne züchtigen, wolle der Leser in der Sammlung von Schiller's Gedichten, wo sie unter den Aufschriften Jeremiade und Shakspeare's Schatten zusammengestellt sind, selbst nachlesen; sie dienen zum Beweis, daß Schiller nicht gemeint war, seine eigenen dramatischen Jugendversuche in Schutz zu nehmen.

Nicht geringere Wichtigkeit haben die milden Epigramme, die als „Votivtafeln" dem Almanach eingereiht wurden, treffende Sprüche,

welche vornehmlich das Wesen des Genius charakterisiren, der aus dem Herzen und dem Leben, den reinen Urquellen, die Wahrheit schöpft und im harmonischen Vereine von Vernunft und Phantasie die Gebilde des Schönen schafft, sowie ferner das Verhältniß des echten Dichters zu der Kritik und dem Publicum beleuchten. Die meisten haben die beiden Dichter in ihre Werke aufgenommen, doch auch manches vortreffliche Epigramm ohne Grund übergangen; von den letzteren setzen wir daher noch einige hierher, die ohne Zweifel Schiller zum Verfasser haben.

Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannigfach wechselt das Schöne;
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

Bedingung.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich; sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet
Seh' ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutsche muß nieder sich bücken dazu.

Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ so fragt ihr den Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

Obschon eine Fluth von Gegenschriften voll der bittersten Angriffe auf die beiden Dichter hereinbrach, so blieben sie doch fest entschlossen, nicht in unfruchtbare Fortsetzung des Scharmützels sich einzulassen, sondern nur durch Meisterwerke zu antworten. Goethe erwarb mit Hermann und Dorothea aufs neue die Herzen der Nation, Schiller errang sich mit dem Wallenstein den Lorbeer des dramatischen Meisters.

Schon in der Bearbeitung des Reineke Fuchs und des Wilhelm Meister giebt sich deutlich kund, daß in Goethe's Poesie die epische Richtung überwiegend geworden war. In den Elegieen, welche auf die römischen Elegieen folgten, geht der leidenschaftliche Charakter mehr und mehr in den epischen über. Das reizende Gedicht Alexis und Dora ist eine Idylle in elegischer Form. In dem Augenblick, wo der junge Seefahrer vom heimatlichen Boden Abschied nimmt, fühlt er die ganze Macht seiner ihm selbst bisher noch verborgenen Liebesneigung, und der Moment der Trennung giebt ihm die Gewißheit, wiedergeliebt zu sein; Schmerz, Hoffnung und eifersüchtige Sorge kämpfen in seinem Herzen, während die Küste seinen Blicken entschwindet. In ähnlicher Form wollte der Dichter einen verwandten Stoff darstellen; allein er spann sich ihm zu einem größeren epischen Plan aus, der rascher, als er sonst gewohnt war, zu vollendeter Form ausgebildet ward.

Hermann und Dorothea verschmilzt die Schilderung moderner Zustände und Lebensanschauungen mit dem einfachen epischen Ton des Homerischen Epos: wie Iphigenie, die geniale Versöhnung des Antiken und Modernen. Zwar ging die erste Anregung von Vossens Luise aus; allein Goethe's Dichtung erhob sich weit über die Beschränktheit und Einförmigkeit der Pfarrhaus-Idylle. Das Bürgerleben des kleinen Städtchens wird uns in vielseitigeren Charakteren vorgeführt, und in seinen idyllischen Frieden greifen die Bewegungen der Zeit, die in erschütternden Bildern in der Ferne vor-

überziehen, mächtig erregend ein. Wir können uns nicht versagen, die lebendige Schilderung der Revolutionszeit, in der die Dichtung entsprang, als Probe des Ganzen einzufügen. Einer der Ausgewanderten, vormals der Richter im Dorfe, erzählt dem Apotheker und dem Geistlichen des Städtchens, welche sich auf den Wunsch von Hermanns Vater zu dem Zuge hinausbegeben haben, um über Dorothea Kunde einzuziehen, die Erfahrungen der letzten Jahre:

Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

* * *

— Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward;
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und Jedem die eigne Regierung.

Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelass'nes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtling kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,

Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschonung;
Ueberall raste die Wuth und die feige, tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Hat somit die Mitte des Gedichts den Leser unter die Erregung der Zeit und den Tumult des Krieges versetzt, so führen ihn die letzten Gesänge wieder zu der Idylle der Jugendliebe und des häuslichen Glückes. Die Freunde haben die befriedigendsten Zeugnisse über Dorothea erhalten. Hermann ist daher entschlossen, während sie nach Hause zurückfahren, mit dem Mädchen zu sprechen. Er wagt schüchtern seine Wünsche nicht weiter laut werden zu lassen, als daß er ihr den Antrag macht, ihm ins Haus des Vaters zu folgen. Sie glaubt als Magd einzutreten, und ein letzter Knoten schlingt sich noch, da der Vater sie als die erwählte Geliebte seines Sohnes begrüßt. Hermanns Erklärung löst bald die Mißverständnisse, und das junge Paar wird durch den Pfarrer feierlich verlobt. Das freudige Bewußtsein, daß die Sicherheit des Hauses dem Leben Beständigkeit gebe und für die Zukunft eine Dauer begründe, spricht Hermann in den schönen Schlußworten aus:

Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser. So laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder

Stritten und gegen den Feind zusammen stehend erlagen.
Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Der Erfolg dieser epischen Dichtung drängte Goethe zu mehreren epischen Entwürfen, neben denen ein tiefeindringendes Studium der Homerischen Gedichte fortgesetzt wurde. Anziehend ist sein Plan eines Epos Wilhelm Tell, den er während seiner dritten Schweizerreise im Herbst 1797 durchdachte. Er bemerkt darüber selbst: „Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen vorhatte und ihn deßhalb als einen colossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leblang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt und übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichts von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich-Leidenschaftliche zur inneren Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben,

indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten."

Die Ausführung des Plans wurde durch die Achilleis zurückgedrängt, welche, an die Iliade anknüpfend, den Tod des Achilles zum Inhalt haben sollte. Bis ins Kleinste hatte dieses Epos in dem Geiste des Dichters Gestalt gewonnen, allein die Ausarbeitung gedieh nicht über die ersten beiden Gesänge hinaus, indem er fühlen mochte, daß der durch und durch antike Stoff, von dem die Maschinerie des griechischen Olympos sich nicht trennen ließ, in der Behandlung des modernen Dichters nicht inneres Leben gewinnen könne. Dagegen hat wohl in keinem Gedichte die mythische Anschauung der Griechen sich so mit dem innigsten Gefühl verschmolzen, wie in der gleichzeitig vollendeten Elegie Euphrosyne, welche Goethe dem Andenken der frühverstorbenen talentvollen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, widmete. Da er auf seiner Alpenreise die Todesnachricht erhielt, so schwebt mitten zwischen düsteren Gebirgsmassen der scheidende Geist zu ihm heran, um ihm noch die Worte dankbarer Erinnerung und Anhänglichkeit auszusprechen, vereint mit der Bitte, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehen zu lassen, da nur die Muse dem Tode einiges Leben gewähren könne. Jeder Leser dieser Elegie wird in die Worte Knebel's einstimmen: „Sie ist eines der naturseligsten, zartesten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur."

Mit Schiller begegnete er sich eine Zeitlang in der Neigung zur Balladendichtung, so daß sie das Jahr **1797** als das „Balladenjahr" bezeichnen konnten. Der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere bekundeten auch in dieser Gattung aufs neue seine Meisterschaft. In dieser dichterischen Stimmung ward ihm die Faustsage wieder lieb, und er führte nach langer Unterbrechung seine fragmentarische Dichtung weiter. Mehr als zwanzig Jahre waren seit den im jugendlichen Prometheusfeuer rasch und kühn hingeworfenen Hauptscenen des ersten Theils verflossen. Im ernsten Rückblick auf jene Jahre

entstanden die elegischen, Zueignung überschriebenen, Stanzen, die uns tief in die bewegte Seele des Dichters schauen lassen.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Widerklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Mehrere Lücken in dem ersten Theil des Faust wurden ausgefüllt, und schon der Knotenpunct in der Handlung des zweiten Theils, das Erscheinen der Helena, in Angriff genommen. Allein mit Bedauern sieht man den Dichter von Entwurf zu Entwurf

schreiten, ohne daß die Kraft und Begeisterung aushält, um ein Ganzes zu gestalten. In solchen unproductiven Zeiten beschäftigte er sich mit den Bearbeitungen der Voltairischen Trauerspiele Mahomet und Tancred und wandte viel Zeit und Fleiß auf die Erforschung der Farbenlehre und die Erörterung seiner Ansichten über bildende Kunst und Kunstwerke; in Bezug auf letztere gab er seit 1798 mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine periodische Schrift die Propyläen heraus, die, gleichwie die Horen, wegen Mangels an Theilnahme des Publicums nach wenigen Jahren wieder einging. Ein Abschluß dieser kunstgeschichtlichen Untersuchungen war das gemeinschaftliche Werk Winckelmann und sein Jahrhundert, in welchem sich die Schönheit Goethe'scher Prosa in ihrem reinsten Glanze zeigt.

Das Interesse, womit Goethe die dramatische Thätigkeit Schiller's in jedem einzelnen Werke begleitete, sowie seine unausgesetzte aufopfernde Wirksamkeit für das künstlerische Gedeihen der weimarischen Bühne brachten auch in ihm wieder den Entschluß zur Reife, eine größere dramatische Arbeit zu vollenden, in deren Plane er sich ein Gefäß bereiten wollte, worin er Alles, was er über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Er wuchs ihm daher unter den Händen zu einem solchen Umfang an, daß sich drei Stücke daraus gestalten sollten, von denen der erste nur die Einleitung und Exposition der eigentlichen Handlung enthielt. Nur dieser erste Theil der Natürlichen Tochter ist vollendet worden, und macht daher ungeachtet der Schönheit einzelner Scenen und der meisterhaften Behandlung der Form keinen befriedigenden Eindruck. Handlung und Charaktere bleiben räthselhaft und erwecken keine lebendige Theilnahme, weil erst die weitere Entwickelung der Haupthandlung die rechte Klarheit und Wirkung bringen könnte. Der Herzog hat Eugenien, seiner illegitimen Tochter, eine treffliche Erziehung geben lassen und hängt an dem schön erblühenden Mädchen mit um so innigerer Liebe, als der wilde Sinn seines Sohnes ihm nur diese einzige Vaterfreude übrig läßt. Der König ist bereit, ihr die Rechte legitimer Geburt zu verleihen. Allein der gewaltthätige Bruder, der dadurch sein Erbe geschmälert sieht, sucht sie durch ein

königliches Verbannungsdecret zu entfernen, und ihre Hofmeisterin läßt sich aus Liebe zu dem Vertrauten desselben, dem Secretär, zum Werkzeug gebrauchen, um sie übers Meer zu bringen oder in niederem Stande zu vermählen, während man sie dem Vater für todt ausgiebt. Da Eugenie kein Mittel zur Rettung sieht, willigt sie in eine Scheinverbindung mit dem Gerichtsrath, einem edelgesinnten Manne, mit dem sie am Hafenplatze zusammentrifft. Hiermit schließt der erste Theil. Es geht aus dem Obigen klar hervor, daß Eugeniens Schicksal zwar herbe ist, indem sie dem gehofften Glanze entsagen muß, aber keine tragische Rührung erweckt. Erschütternder ist der Schmerz des Vaters über den Verlust der geliebten Tochter, nur daß diesem Schmerze etwas von unserer Theilnahme entzogen wird, weil er auf einer Täuschung beruht, der wir keine lange Dauer versprechen können. Denn schon jetzt ist es kaum begreiflich, weßhalb nicht Eugenie Mittel findet, den Vater von der Gefahr, die ihr droht, in Kenntniß zu setzen. Nicht minder fehlt jede Erklärung für das Benehmen der Hofmeisterin, welche ihren geliebten Zögling in die Verbannung begleiten will, und doch bemüht ist, ihm jedes Mittel zur Rettung zu vereiteln und abzuschneiden. Kann daher die Handlung nicht eben anziehen, so tritt gleichwohl der hohe Sinn des Dichters in vielen Einzelheiten, trefflichen Sentenzen und lebendigen Seelen- und Lebensbildern aufs glänzendste hervor, so daß auch dieses Drama der Stelle neben einem Torquato Tasso nicht unwürdig ist. Der Tod Schiller's und das über Norddeutschland mit dem Jahr **1806** hereinbrechende Unglück vernichteten auf längere Zeit die dichterischen Entwürfe, von denen keiner außer dem Faust später wieder aufgenommen ward.

Schiller hat in dem oben angezogenen Briefe seine poetische Individualität gegenüber dem Charakter der Poesie Goethe's so klar gezeichnet, wie es kaum ein unparteiischer Beurtheiler treffender hätte thun können. Je mehr sich sein poetischer Genius aufs neue selbstständig entfaltete, desto bestimmter suchte er das gegenseitige geistige Verhältniß sich selbst aufzuhellen, Betrachtungen, welche ihn

bei der umfassenden Abhandlung Ueber naive und sentimentalische Dichtung (1795) leiteten, worin er die Grundzüge jener poetischen Richtungen zeichnete, die man nachmals als classische und romantische Kunst einander gegenüberstellte. Die Hauptgedanken spricht er in dem Epigramm an Goethe kurz aus:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Die Gedichte, mit denen er, nicht ohne Mißtrauen in sein Dichtertalent, das Gebiet der Poesie wieder betrat, knüpfen an seine philosophischen Abhandlungen an, bald mit dem rhetorischen Glanze moderner Strophendichtung, wie in den Gedichten Macht des Gesanges, das Ideal und das Leben, die Ideale, bald in der didaktisch-elegischen Form der Alten. Wir erinnern an die gedankenreichen Gedichte der Genius, der Tanz, die Geschlechter, die Sänger der Vorwelt, vor allen an die Elegie der Spaziergang, worin die Schönheit der poetischen Form mit dem tiefen Gehalt culturphilosophischer Betrachtung wetteifert und das Bild menschlichen Strebens im Großen und Ganzen vor uns aufgerollt wird. Aehnlich wie Herder wählt er für die philosophische Idee manchmal die Allegorie und Mythe, wie in dem zarten Gedichtchen das Mädchen aus der Fremde, die Theilung der Erde, das eleusische Fest, Klage der Ceres. Einen glänzenden Beweis, wie sehr er sich bereits einer anschaulichen objectiven Darstellung bemächtigt hatte, gab sein Gedicht Pompeji und Herculanum, worin der Geist der Antike ohne Vermittelung der Reflexion lebendig geworden war. Nachdem diese sich nochmals in den Xenien und den Votivtafeln eines reichen Schatzes entledigt hatte, trat die Kunst poetischer Gestaltung freier in den Balladen und Romanzen hervor, welche hauptsächlich in den Jahren 1797 und 1798 die Ausarbeitung des Wallenstein begleiteten. Während Goethe in seinen Balladen meistens den phantastischen Stoffen den Vorzug giebt, sucht Schiller mehr eine dramatische Handlung

mit einer sittlichen Idee zu verknüpfen und hat dadurch seinen poetischen Erzählungen (denn der Mehrzahl nach gehören sie nicht ins Gebiet der eigentlichen Ballade und Romanze) die größte Faßlichkeit und Popularität verschafft, selbst denen, in welchen die Behandlung zu manchen kritischen Ausstellungen berechtigt, z. B. der Ring des Polykrates, wo ein befriedigender Schluß fehlt. Mehrmals verhüllt die dramatische Lebendigkeit der Erzählung die inneren Widersprüche, die in der Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Taucher der genaueren Betrachtung nicht entgehen können. Denn so herrlich auch in dem Taucher das Wagniß des Jünglings und das Meer, das der Dichter nie gesehen hat, geschildert ist, so sucht man doch vergebens nach einer psychologischen Motivirung der Handlung des Königs, der seine Tochter dem von ihr geliebten jungen Ritter in demselben Augenblicke verlobt, in welchem er ihn aus bloßer Laune in einen mehr als wahrscheinlichen Tod jagt und mit dessen Leben auch ihr Glück, möglicherweise auch ihr Leben zwecklos opfert. Der Dichter verwickelte sich in diesen Widerspruch, weil er die Romantik der Ritterlichkeit und Liebe heranzog, um das Ende eines Mannes, der seine Taucherkünste für Lohn producirte, zu poetischer Darstellung zu erheben. Schon die erste Aufforderung des Königs an seine Ritter und ihre Beschämung stimmt wenig zu dem Geiste des Ritterthums. Vortrefflicher stellt sich der Verein der Ritterlichkeit mit dem rein Menschlichen in dem Kampf mit dem Drachen dar, einer der vollendetsten Dichtungen des Meisters der glänzenden Schilderung. Was der Genius aus einem unbedeutenden Stoffe zu schaffen vermag, lehrt uns vor Allem die Behandlung in den Kranichen des Ibycus und dem Grafen von Habsburg, die aus anekdotenartigen Geschichtchen zu großartigen Seelen- und Schicksalsgemälden sich erweitert haben.

Das Lied von der Glocke, erst 1799 vollendet, faßt Schiller's dichterische Eigenthümlichkeiten wie Strahlen in Einen Brennpunct zusammen. Die das menschliche Dasein in den häuslichen und öffentlichen Kreisen seines Wirkens wie in der Tiefe der Empfindung umspannende Reflexion gestaltet sich zu einzelnen farbenreichen Lebensbildern, welche durch die dramatische Handlung des Glockengusses in

der Phantasie sich zu einem organischen Ganzen verbinden. Diese Dichtung war die schönste Zierde des letzten Jahrganges von Schiller's Musenalmanach, dessen Herausgabe er mit seiner im December 1799 erfolgten Uebersiedelung nach Weimar aufgab. Er wollte jetzt ganz der dramatischen Poesie angehören; es sind verhältnißmäßig nur wenige lyrische Gedichte in den letzten fünf Jahren seines Lebens entstanden. Das Siegesfest möge schließlich noch als eine der großartigsten lyrisch-dramatischen Dichtungen hervorgehoben werden. Troja liegt in rauchenden Trümmern. Die siegreichen Griechen feiern auf dem Boden eines zehnjährigen Kampfes, wo die Grabhügel viele ihrer Besten schon bedecken, das Fest ihres endlichen Sieges unter den Hoffnungen glücklicher Heimkehr ins Vaterland, während die gefangenen Trojaner, Männer und Weiber, dem ihrigen jammernd Lebewohl sagen, um den fremden Herren in die Knechtschaft zu folgen. Vergangenes und Gegenwärtiges giebt ein Bild der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und mahnt in düsteren Ahnungen, die in die Festfreude sich mischen, an das Schicksal, das in der Zukunft noch verborgen ruht.

Im Drama erkannte Schiller mit Recht die eigentliche Bestimmung seines dichterischen Talents. An dramatischen Entwürfen hatte er sich während seiner theoretisirenden Periode noch fortgeübt, und schon unter der Bearbeitung seines letzten Geschichtswerks sann er über einen Plan zum Wallenstein. Allein es dauerte lange, ehe dieser Glieder und Leben erhielt. Noch im Jahr 1794 äußerte er gegen Körner: „Bei dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube, mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie Don Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen

Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Unter den gehäuften Arbeiten der nächsten Jahre rückte sein Drama wenig weiter vor, zumal da mancherlei epische und dramatische Entwürfe, darunter der seiner Individualität so sehr entsprechende die Maltheser, der unter seinen Händen eine der herrlichsten deutschen Tragödien geworden wäre, den Wallenstein oft auf längere Zeit in den Hintergrund drängten. Erst als die Herausgabe der Horen eingestellt war, und er nur noch dem poetischen Schaffen angehörte, rückte seit 1797 die Ausarbeitung vor, ermuthigt und unterstützt durch Goethe's treuen Rath, der ihn auch bewog, die anfänglich gewählte Prosaform aufzugeben und das ganze Werk durch die rhythmische Form auf die höhere Stufe der Poesie zu erheben. Als der Stoff in seiner Behandlung allzu sehr anschwoll, war es ebenfalls des Freundes Rath, der ihn veranlaßte, das Drama in drei Theile zu zerlegen. Am 12. October 1798 ward Wallensteins Lager als ein selbstständiges dramatisches Gemälde zur Einweihung des erweiterten neu ausgebauten Weimarer Theaters aufgeführt, und im nächsten Jahre folgten die Piccolomini und Wallensteins Tod nach. Hiermit hatte Schiller eine Stelle unter den größten dramatischen Dichtern aller Zeiten erlangt. Wir behalten es dem folgenden Abschnitte vor, das Verhältniß näher zu beleuchten, worin dies großartige Drama zu der Entwickelung unserer dramatischen Dichtung steht. Erst dann wird sich Gelegenheit finden, den poetischen Gehalt und die Charakterdarstellung in diesen und den rasch nach einander folgenden dramatischen Meisterwerken, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, eingehender zu würdigen.

Da Schiller jetzt Weimar zu seinem Wohnsitz erwählt hatte, so nahm er an der Leitung des dortigen Theaters im Verein mit Goethe den lebhaftesten Antheil und richtete beim Einstudiren der Rollen sein Augenmerk vornehmlich auf das innere Verständniß, während Goethe mehr die äußere Darstellung leitete. Aus diesem persönlichen Verhältniß zu der weimarischen Bühne entstanden seine Bearbeitungen von Shakspeare's Macbeth, Gozzi's Turandot, Raci-

ne's Phädra und Picard's Lustspielen der Parasit und der Neffe als Onkel, sowie mehrere dramaturgische Redactionen vorhandener Stücke. Das kleine Festspiel die Huldigung der Künste, das nach dem Einzuge des neuvermählten jungen Fürstenpaars aufgeführt wurde, läßt uns den hohen Sinn des Dichters auch da erkennen, wo es nur die dichterische Begrüßung der jungen Fürstin galt.

Es war die letzte Dichtung, die ihm zu vollenden gegönnt war. Während der Bearbeitung der Tragödie der falsche Demetrius erneuerten sich häufiger die Krankheitsanfälle, und im Frühling **1805**, dessen mildere Sonne er lange herbeigesehnt hatte, machte ein kurzes Leiden seinem Leben ein Ende. Er starb am 9. Mai, auf der Höhe des Ruhms und des dichterischen Schaffens, und das schönste Ziel seines Strebens war ihm noch zu erreichen vergönnt gewesen. Ganz Deutschland trauerte um seinen geliebten Dichter. Am tiefsten ward, außer dem Kreise der Familie, Goethe durch den Verlust getroffen. „Als ich mich ermannt hatte," so berichtet er selbst, „blickte ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit, und mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannte ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zum Trotz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und das herkömmliche Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet." So schön dieser Vorsatz war, so ist es doch eine andere Frage, ob er sich, andere Hindernisse abgerechnet, bei dem besten Willen hätte ausführen lassen. Indeß setzte Goethe der Freundschaft ein poetisches Denkmal in dem herrlichen Epilog zu Schiller's Glocke, welcher bei der zur Gedächtnißfeier veranstalteten dramatischen Aufführung dieser Dichtung verfaßt wurde. Wir geben ihn nach der Form, die er zehn Jahr später bei der Erneuerung der Feier erhalten hat.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Und so geschah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in uns'rer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

VI. Das Drama. Schiller's letzte dramatische Dichtungen.

Seitdem Lessing dem deutschen Drama Selbstständigkeit gegeben, Goethe mit seinem Götz es mit jugendlichem Feuer durchströmt und, nach Schiller's Ausdrucke, in der Wiege schon ein Held, die Schlange, die unsern Genius umschnürte, erwürgt hatte, suchte die Dichterjugend jener Epoche den Lorbeer der Poesie hauptsächlich auf diesem Gebiete der Poesie zu erringen. Die Gesetze des inneren Baus dramatischer Dichtungen, vor kurzem noch von Lessing klar und folgerecht entwickelt, wurden jetzt beseitigt; Kraft und Leidenschaft schienen sich selbst ein Gesetz sein zu können; das Maßhalten galt nur als eine Abschwächung des poetischen Gehalts, der Zügel der beschränkenden Regel als eine Verletzung der Rechte des freien Genie's. Und

war man um eine Autorität verlegen, so mußte Shakspeare's Name für alles Unförmliche und Maßlose ein Freibrief sein. Leisewitz' Julius von Tarent verdankte den Beifall, den dies sein einziges Drama erhielt, nicht so sehr dem besonnenen Anschließen an Lessing's Vorbild, als dem leidenschaftlichen Sujet, indem es Bruderzwist und Brudermord darstellte. Als Friedrich Maximilian Klinger einen gleichen Stoff in den Zwillingen mit unnatürlicher Uebertreibung und in leidenschaftlicherem Pathos behandelte, gewann er in den Augen der Zeitgenossen über ihn den Preis. In diesem wie in seinen rasch nach einander folgenden Stücken die falschen Spieler, der Schwur, Sturm und Drang (worin ein schottischer Familienzwist dargestellt wird) haben wir alle die Elemente beisammen, aus denen Schiller's erste Dramen hervorgegangen sind. Schiller mußte mit Klinger sympathisiren; denn in Klinger ging die Poesie aus dem Haß und Trotz gegen die conventionellen Verhältnisse hervor. Aus dem Druck des niedern Standes, in welchem er geboren war, hatte sich Klinger mit Anstrengung emporgearbeitet; die Frucht war ein starker sittlicher Charakter, der in Rousseau's Schriften seinen Widerwillen gegen die sittliche Schwäche der verfeinerten Welt nährte und starr und in sich abgeschlossen sich ihr feindlich gegenüberstellte. Später trat er in russische Militärdienste und stieg zu hohen Würden, ohne seine Selbstständigkeit zum Opfer zu bringen, aber auch ohne eine heitere Ansicht des Lebens zu gewinnen, wovon seine Romane, die der späteren Lebensperiode angehören, hinlänglich Zeugniß geben.

In den dramatischen Werken des Malers Friedrich Müller begegnen wir derselben affectirten Kraftsprache, demselben leidenschaftlichen Ungestüm, der eine durchsichtige Form nicht aufkommen läßt, vornehmlich im Faust (1776), der in wilder Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse sich austobt. Gemäßigter sind die Tragödien Niobe und Genovefa, in denen manchmal die reineren Klänge der Lyrik des Gefühls zum Herzen dringen.

Die Masse derer, welche unmittelbar für die Bühne producirten, warf sich auf das Ritterschauspiel, wozu Götz die Losung gegeben hatte, und füllte die Bühne mit Spectakelstücken, in denen der Bühnenlärm mehr als die historische Wahrheit ins Auge gefaßt wurde.

Als eines der besseren hat sich Babo's Otto von Wittelsbach bis auf unsere Zeit auf dem Repertoir erhalten. Der Uebergang zu Räuberstücken lag dieser groben Auffassung der Romantik sehr nahe; Schiller's Räuber hatten ihre Vorgänger wie ihre Nachahmer, und Zschokke's Abällino schreitet noch manchmal über die Bretter. Indeß war jener ungestüme Trotz keineswegs so sehr Grundzug jenes Zeitalters als die weichherzigste Sentimentalität, die sich durch leichte Mittel zu Thränenströmen rühren ließ. Die dramatische Rührpoesie macht sich daher in bürgerlichen Trauerspielen und Familiengemälden sehr breit und bleibt, nachdem der erste Sturm sich erschöpft hat, zuletzt fast allein noch übrig, um die Bühne zu beherrschen. Charakteristisch ist es für die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts, daß die dramatische Poesie in die engste Verbindung mit der Schauspielkunst und dadurch mit den Launen des schaulustigen Publicums tritt. Die Kunst des Schauspielers erhob sich rasch aus ihrer Niedrigkeit und Verachtung zu meisterhaften Leistungen und zog die Poesie in ihren Dienst.

Vornehmlich waren es drei große Schauspieler, die dieser Kunst ihr ganzes Leben und die edelsten Kräfte widmeten und treffliche Schüler bildeten, Eckhof, Schröder und Iffland. Eckhof, der Vater deutscher Schauspielkunst, spielte anfangs unter wandernden Truppen, bis er, von dem kunstliebenden Herzog von Sachsen-Gotha gewonnen, das Theater zu Gotha zu einer Musterschule erhob. Der Dichter Gotter lebte daselbst und vereinigte sich mit ihm, das deutsche Theater zu heben, indem er französische Dramen, besonders von Voltaire, übersetzte und auch in gleichem Geschmacke mehrere Dramen bearbeitete; sein bürgerliches Trauerspiel Mariane wurde seiner Zeit sehr geschätzt; sein Lustspiel, die Erbschleicher, hat sich bis auf unsere Tage auf der Bühne erhalten. Was die Zeitgenossen von Eckhof's Spiel berichten, beweist die erstaunliche Wirkung seiner Kunst; selbst einen unvortheilhaften Körperbau machte er durch die stille Gewalt und den Wohllaut seines Vortrags vergessen und spielte mit einer unnachahmlichen Wahrheit die verschiedenartigsten, oft ungünstigsten Rollen, Könige und Bauern, Helden und Lustigmacher, mit gleichem Erfolge. Dabei besaß er so viel sittliche Würde, daß

es ihm gelang, den Schauspielerstand in der öffentlichen Achtung zu heben.

Friedrich Ludwig Schröder, um zwanzig Jahre jünger als Eckhof, begann seine Laufbahn bei einer wandernden Truppe; da seine Mutter eine Schauspielerin war, so wuchs er gleichsam auf den Brettern auf. Ein schöner Körperbau, den er durch die feinste Ausbildung im Fechten und Tanzen erhöhte, gab ihm einen Vorzug selbst vor Eckhof, und was ihm an Umfang der Stimme abging, wußte er durch künstliche Declamation zu ersetzen. In seinen Jugendjahren spielte er bei wandernden Truppen niedrig-komische Rollen, oft aus dem Stegreife, und zeigte sich zugleich als Ballettänzer. Als er später bei stehenden Theatern in Hamburg und Wien spielte, zeigte er dieselbe Vielseitigkeit, die Eckhof auszeichnete. Zugleich begann er auch durch dramatische Productionen dem Mangel an Theaterstücken abzuhelfen und hatte den glücklichen Einfall, die englischen Dramatiker, besonders Shakspeare, in freien Bearbeitungen nachzubilden. Er hütete sich dabei, als Kenner des Theaters, in die Fehler Klinger's und anderer Nachahmer Shakspeare's zu verfallen, die in ihren Dramen dessen ganze Regellosigkeit den Deutschen aufdringen wollten, und machte aus seinen Vorbildern gemüthliche, dem Zeitgeschmacke zusagende und unterhaltende Theaterstücke, wobei freilich von dem Poetischen viel geopfert ward. Zuerst wurde Hamlet zu Hamburg 1776 nach seiner Bearbeitung zur Aufführung gebracht und mit rauschendem Beifall aufgenommen. In den nächsten Jahren folgten Othello, Lear, Macbeth, Richard II., Heinrich IV. und mehrere der kleineren Stücke. Auf einer Kunstreise durch Deutschland verpflanzte Schröder die Dramen Shakspeare's nach Wien, München und Mannheim. Im Uebrigen unterstützte Schröder durch seine dramatischen Dichtungen die Richtung zum bürgerlichen Schauspiel; sein Vetter aus Lissabon, eben so voll Familiennoth wie Gemmingen's deutscher Hausvater und Großmann's Nicht mehr als sechs Schüsseln, machte viele Thränen fließen.

In diesem Sinne und auf diesem Wege ging als Theaterdichter auch Iffland fort. August Wilhelm Iffland war zu Gotha ein Schüler Eckhof's und Gotter's. Nach Eckhof's Tode begab er sich

nach Mannheim, wo bald Schiller's Genius auftauchte, dessen Räuber er durch sein treffliches Spiel als Franz Moor empfehlen half. Allein sein ganzes Wesen (er hatte sich in seiner Jugend zum Predigerstande bestimmt) sträubte sich gegen das Gigantische solcher Schaustücke, sowie gegen die Ritterschauspiele, selbst gegen Shakspeare; seine ganze Natur sympathisirte mit derjenigen Neigung des deutschen Volkes, welche in dem innersten Leben desselben wurzelte, der Neigung zum bürgerlichen Familienleben. In dieser Richtung schrieb er rührende Charakter- und Familiengemälde, welche, eben weil sie dem Geschmack seiner Zeit entsprachen, mit vieler Wahrheit von den Künstlern dargestellt und mit Wohlgefallen von dem Publicum aufgenommen wurden.

Freilich ist Iffland auf diesem Wege noch mehr von der Poesie abgewichen, als Schröder; er schildert in seinen Schauspielen nur immer den Jammer des Hauses und der Familien, dieselben in beschränkten Verhältnissen sich zwängenden und quälenden Personen, wie im Leben, und dabei kehrt stets der nämliche Zuschnitt wieder. Indeß bleibt zu erwägen, daß Iffland stets die theatralische Darstellung im Auge behielt. Wer noch Iffland selbst oder so manchen großen Schauspieler aus seiner und aus andern Schulen in einem solchen Familiengemälde hat spielen sehen, weiß, wie sehr die Kunst der Darstellung dem Ganzen Leben und Wärme verleihen kann. Das Drama selbst ist meist nur nüchterne Prosa, doch ist diese der Stoff, aus welchem der Schauspieler Poesie zu entwickeln vermag, wenn er Geist und Empfindung hat; die Darstellung wird dann zur Poesie. Hat nun der Verfasser eines solchen Schauspiels das Bild der poetischen Darstellung schon, indem er es niederschreibt, in seiner Seele, so ist er wirklich ein Dichter zu nennen, gleich einem Frescomaler, der auch auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen darf, wenn bei der Ausführung seines Bildes die Wirkung voraus berechnet und dann erreicht wurde. Selbst Goethe hat in seinem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 1821 diese Art dramatischer Dichtung gewissermaßen in Schutz genommen, wenn er sagt:

Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehen,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten,
Sich Charaktere seltsamlich entfalten:
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Unter Iffland's Schauspielen ist das idyllische Familiengemälde die Jäger das beste. Wir wollen hier die Worte Franz Horns anführen, um lieber bei der freundlichen Seite des Stückes, als bei seinen Schwächen zu verweilen. „Hier ist," sagt er, „eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Gesetz zusammenknüpft. Der Vater ist ein vortrefflicher Unterthan seines gebildeten Landesfürsten; doch in seinem Hause ist er selbst ein strenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener: Alles hat seine bestimmte Stelle und bildet ein organisches Ganzes. Das ganze Dorf ist gewissermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Försterhause Bildung und Liebe empfängt. So erweitert sich die Aussicht auf eine erfreuliche Weise, und unser Blick ist keineswegs (was so leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet. Aber diese Familie ist nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, sondern sie ist auch eine entschieden deutsche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutschem Schrot und Korn" noch nicht gehört haben und nicht verstehen, so würden wir ihn, um ihn schnell abzufertigen, nur auf den Oberförster in dem genannten Stücke verweisen und sagen: „Hier ist einer: obwohl es noch hundert Tausende giebt, bei denen sich jenes Schrot und Korn anders gestalten kann." Man betrachte sein Leben als Bürger, als Ehemann,

als Vater und Freund, wie es sich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, so wird man anerkennen müssen, dies sei deutsch. Er ist treu wie der Fels, der seine Hütte trägt, doch auch mitunter rauh wie dieser; aber sein innerer Kern ist sanft und voll Menschenliebe; und wenn der schützende Wald fast finstere Schatten wirft, so blickt doch das Abendroth gern auf seine Wipfel. Ueber die Oberförsterin ist von jeher wohl nur Eine Stimme der Liebe gewesen. Denn wer sieht sie nicht, wer fühlt sie nicht in ihrem anspruchlosen, doch auch der vornehmsten Natur innerlich befreundeten Leben! Von ihrem ersten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie sie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menschen erwärmt," bis zu den letzten süßen Thränen über die Rettung des Verlorengeglaubten ist Alles gut und einfältig und aus einem Stück, und doch wieder so reich und mannigfaltig; denn was könnte sonst reich sein als das Menschenherz? Ein solcher Charakter kann nur dem Schriftsteller gelingen, der der Anschauung im tiefern Sinne fähig ist, so wie denn auch dem rechten Zuschauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil sie so unendlich einfach, und doch die einzig rechten für diesen Charakter sind. — Dahin gehört die scherzend ernste Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn Du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten." — zu ihrem Manne: „Du sollst mir nicht ausgehen, ehe Du nicht wieder gut bist," — nachher über das Brummen des Mannes: „Ach wenn ich ihn nur noch recht lange brummen hörte." — „Es ist doch mein Alter nicht" (Der Schulze nämlich). — Im letzten Acte haben mich von jeher die paar Worte gerührt: „da steht auch noch Alles, wie wir es gelassen haben!" denn es ist durchaus wahr, daß eine wackere deutsche Hausfrau, von jeher an die höchste Ordnung und Bestimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, selbst im Augenblick des größten Seelenschmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung." Was dieses und alle übrigen Dramen Iffland's, unter denen noch die Hagestolzen, Dienstpflicht, die Aussteuer hervorgehoben werden mögen, vortheilhaft auszeichnet, ist die tüchtige Gesinnung, die Natur und Wahrheit der Empfindung, welche aller schwächlichen Sentimentalität geradezu

entgegenstrebt, wenn sie auch allzuoft in den prosaischen Lehrton hineingeräth.

Iffland war schon ein gefeierter Name, als er 1798 zum Director des Nationaltheaters nach Berlin berufen wurde. Hier schloß sich auch Johann Jacob Engel, Professor und Intendant des Berliner „Nationaltheaters", an ihn an, ein Mann, der gern in Lessing's Spuren fortgewandelt wäre; allein weder seine Ideen zu einer Mimik, noch sein Roman Lorenz Stark, am wenigsten seine Dramen (der Edelknabe, der dankbare Sohn) verdienen das ihnen damals gespendete Lob. Er war durchaus Prosa, wie er denn auch behauptete, die Griechen hätten ihre Dramen bloß darum in Versen geschrieben, damit sie bei der Größe der Theater und der Menge der Zuschauer besser gehört würden, da gebundene Rede heller klinge, als ungebundene. Darum empfahl er, da dieser Zwang bei unsern Theatern nicht nothwendig wäre, Schauspiele in Prosa zu schreiben, was denn auch die Bühnenschriftsteller bis auf Schiller's Wallenstein treulich befolgten.

Mehr angeborenes Talent, als Schröder und Iffland, besaß August von Kotzebue (geboren in Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819), aber leider weniger Sittenreinheit und Charakter; er war ein Mann ohne Vaterlands-, ja man möchte sagen, ohne alle Liebe und ohne Gewissen und daher ohne alle höhere Dichterweihe. Und doch war er in Weimar in der Zeit, als Wieland, Herder, Knebel, Goethe dort lebten, aufgewachsen, ward von ihnen bei seinen ersten dichterischen Versuchen aufgemuntert und angeleitet, und genoß den Unterricht des eben so genialen als biedern Musäus. War es die vornehme, mehr französische als deutsche, Erziehung im Elternhause, oder das unzeitige und übertriebene Lob, das man dem muntern, schönen und talentvollen Knaben spendete, oder die zu frühzeitige Einführung in die geselligen Kreise der höhern Stände, daß sich sein ganzes Wesen so charakterlos gestaltete, daß er, in der eingebildeten hohen Meinung von sich selbst, nie in seinem Leben sich Mühe gab, sein Talent auszubilden, sondern seine Schöpfungen nur leicht hinwarf, so daß man von ihm sagen kann, er habe nichts geschrieben, wie er es seinem Talente nach hätte schreiben können? Auch seine Schicksale und spätern Lebensverhältnisse waren von der Art,

daß sie ihn nur in diesem leichtsinnigen Treiben bestärkten. Kaum hatte er seine juristischen Studien vollendet, so wurde er, nicht viel über zwanzig Jahre alt, als Secretär bei der kaiserlichen Theaterdirection zu Petersburg angestellt, stieg sodann in Rußland von Stufe zu Stufe und war schon im Jahre 1785 Präsident des Gubernementsmagistrats von Esthland mit dem Range eines Obrist-Lieutenants und dem Adelstitel. Der Tod seiner ersten Gattin und Kränklichkeit veranlaßten ihn auf Reisen zu gehen, bis er 1795 mit Erhöhung seines Ranges aus den russischen Staatsdiensten trat und sich auf einem freundlichen Landsitze in Esthland mit seiner zweiten Gemahlin und seinen Kindern niederließ. Um diese Zeit war schon sein Dichterruhm weit verbreitet. Er hatte sich zuerst in Erzählungen und Romanen versucht, die ihrer leichten sinnlichen Art wegen von der Lesewelt sehr günstig aufgenommen wurden. Mit dem Jahre 1784 trat er als dramatischer Dichter hervor und versuchte sich in allen Gattungen, die zur Zeit auf der Bühne Glück machten, bald nicht nur der fruchtbarste, sondern auch beliebteste Schauspieldichter. Es ist nicht zu läugnen, daß sein Dialog an Lebendigkeit und Raschheit, sein Witz an Gewandtheit und seine Erfindung an Neuheit die älteren Dramen meist übertraf; ja er gewann selbst über Schröder und Iffland bei der Menge den Vorrang, weil er durchaus auf Bühnenwirkung losarbeitete und dem weichlichen Geschlechte seiner Zeit jede stärkere Geistesanstrengung ersparte, indem er sich begnügte, sie oberflächlich zu rühren oder, durch welches Mittel auch immer, zu unterhalten. Daß es ihm dabei nicht darauf ankam, ob die Sittlichkeit und wie sie darunter leide, verschlug nichts. Letzteres ist zum Beispiel der Fall in seinem einst gefeierten Schauspiel Menschenhaß und Reue, wo er es wagte, die leichtsinnigste Entweihung der Ehe durch die Vorspiegelung einer tugendhaften Reue zu rechtfertigen. Leider ist es ein Denkmal, wie tief damals die deutsche Nation gesunken war, daß man den Verfasser eines solchen Stückes bewunderte. Daß die Besten sich von ihm abwandten, daß Kritik und Satire die Verkehrtheit und Gemeinheit seiner Manier handgreiflich nachwiesen, vermochte nicht ihn zu beseitigen und zu vernichten. Die ergötzliche Parodie der weinerlichen „Hussiten vor Naumburg“, Mahl-

mann's Herodes vor Bethlehem, verdient hier in erster Reihe genannt zu werden.

Im Jahr 1797 kam Kotzebue als Hoftheaterdirector nach Wien, wo er, was schon die Schikaneder, Stephanie, Jünger u. A. begonnen, den Sinn für das Gemeine und Frivole aufs eifrigste verbreiten half. Allein schon im Jahr 1799 sah er sich veranlaßt, Wien zu verlassen, und begab sich seiner Mutter zu Liebe nach Weimar, das er jedoch bald darauf wieder verließ, um nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne erzogen wurden. Hier ward er indessen bei Kaiser Paul verdächtigt, dem man vielleicht mit Grund beibrachte, das Lustspiel Sultan Wampum sei auf ihn gemünzt, und Kotzebue wurde auf kaiserlichen Befehl nach Sibirien geschickt. Er erzählte später seine Schicksale in dem oberflächlichen und weitschweifigen Buche: „das merkwürdigste Jahr meines Lebens", wodurch er Schlegel's meisterhafte Satire Kotzebue's Reisebeschreibung hervorrief. Zu seinem Glücke hatte er Freunde bei Hofe, die den Kaiser günstig für ihn stimmten — das kleine Schauspiel: der Leibkutscher Peter's III. soll dabei gute Dienste geleistet haben —. Kotzebue wurde noch in demselben Jahre nach Petersburg zurückberufen, mit einem Krongute beschenkt und als Hofrath und Director der deutschen Bühne angestellt. Nach Pauls Tode nahm er wieder seinen Abschied und lebte im Jahr 1801 abwechselnd in Weimar und Jena, wo er durch allerlei niedrige Ränke sich bemerklich machte, ohne jedoch, wie er beabsichtigte, Goethe und Schiller entzweien zu können. Schon im folgenden Jahr ging er daher voll bittern Neides nach Berlin, wo er sich mit Merkel und Meißner zur Herausgabe einer Zeitschrift, der Freimüthige, vereinigte, in welcher er beflissen war, Goethe herabzusetzen und gegen die neuen Romantiker anzukämpfen. Die Nemesis blieb nicht aus. Mit Schiller's Wallenstein hatte eine neue Epoche des Drama's begonnen. Was Kotzebue am meisten bei seinen Verehrern herabsetzte, war das Bestreben, es jenen Meisterwerken gleich zu thun. Weil Schiller's Trauerspiele in Versen geschrieben waren, meinte er, das Poetische liege nur in dieser Form, die er wohl zu erreichen gedachte. Allein seine Trauerspiele in Jamben, Octavia, der Schutzgeist, Ritter Bayard, Hugo

Grotius, Gustav Wasa u. m. a. verriethen allzuklar seine poetische Armuth. Las man diese Dramen, so fiel es erst recht auf, daß Alles nur gereimte oder in Sylbenmaß gezwängte Prosa sei, die Reime überdies schlecht, die Verse holpricht, was um so ungünstiger wirkte, da für die nachlässige Diction kein Reiz der Neuheit entschädigte und überall nur Gemeinplätze und abgenutzte Redensarten zu finden waren. Ueberdies wußte er sich nie in seinen historischen Schauspielen in die Zeiten zu versetzen, in welchen die Handlung vorfällt, so wenig er die Charaktere zu zeichnen verstand. Wer erkennt z. B. in den Kreuzfahrern das Bild jener Ritter, die das Kreuz Christi erobern wollten? ist und spricht Balduin anders als Antonius und Gustav Wasa? gewahrt man im Heinrich Reuß von Plauen einen Unterschied der Nationalgesinnung und der Bildungsstufe zwischen dem Deutschmeister und dem Heiden Jagello? Darum that Kotzebue sehr wohl, sich auf kleinere Productionen zu beschränken; er sandte vom Jahr 1803 bis 1819 alle Jahr einen Almanach dramatischer Spiele in die Welt, so daß er an Fruchtbarkeit mit Lope de Vega verglichen werden konnte. Als im Jahr 1806 Berlin von den Franzosen eingenommen wurde, flüchtete er nach Königsberg, wo ihn nicht Vaterlandsliebe, sondern Buhlerei um die Gunst des Kaisers Alexander veranlaßte, in seinen Zeitschriften das deutsche Volk gegen den französischen Dränger zu erbittern. Auch in das Gebiet der Geschichte gerieth er und schrieb eine Geschichte Preußens, später 1812 eine Geschichte des deutschen Reichs, ein Schandbuch, in welchem die ganze Gemeinheit seiner Gesinnung sich enthüllte. Den letzten Rest der öffentlichen Achtung verlor er, als er seit der Befreiungszeit als Denunciant der deutschen Literaturbestrebungen in russischem Solde thätig war. Sein Tod von der Hand eines patriotischen Schwärmers war der tragische Abschluß eines leichtsinnigen Lebens.

Als Schiller im Begriff stand, den Fuß auf die höchste Staffel der dramatischen Kunst zu setzen, sagte er sich entschlossen von jeder Gemeinschaft mit der herrschenden Bühnendichtung los und gestand es dadurch offen ein, daß auch seine dramatischen Versuche eine Verirrung gewesen seien. Das ist die hohe Bedeutung jener

Xenienreihe, welche er unter der Aufschrift Shakspeare's Schatten zusammengestellt hat, die Parodie einer Stelle aus Homer's Schilderung von Odysseus' Fahrt zur Unterwelt. Sie verdient hier einen Platz, weil sie aufs treffendste die ganze dramatische Literatur, die wir im Obigen besprochen haben, charakterisirt.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!"
Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf." —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie, so ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?" —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut, Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affect."
Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?" —
Keines von beiden! Uns kann nur das christlich moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?" —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehn?" —
Was? sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?" —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsere guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause,
 Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?" —
Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus;
 Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
 Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?" —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
 Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Unter der erhabenen Ansicht von der Würde der Tragödie, welche in dem obigen Gedicht der Erbärmlichkeit und Beschränktheit des deutschen Drama's entgegengehalten wird, arbeitete Schiller mit der höchsten Anstrengung der poetischen Productionskraft, die sich nur mühsam von dem philosophischen Reflectiren und Theoretisiren loswand, an seinem Wallenstein. In dem herrlichen Prolog, der die erste Aufführung von Wallensteins Lager einleitete, weist er aufs klarste auf das Ziel hin, nach welchem er strebte.

Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut' beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen;
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Mit Bewunderung sehen wir den Dichter in seinem neuen Werke die Manier seiner Jugenddichtungen aufgeben und die Regeln

der Kunst, die er in seinen ästhetischen Schriften selbst aufgestellt, so viel sein freier Genius es erlaubte, gewissenhaft befolgen. Er hätte lieber Gustav Adolf, den er schon einmal in einem Epos zu behandeln Willens war, zum Helden seines Trauerspiels gemacht, aber er fürchtete, von seiner Begeisterung für den Helden hingerissen, in den Fehler des Idealisirens zu verfallen. Darum wählte er Wallenstein, dessen historischer Charakter eben so real, als der Bonaparte's war, welcher eben damals durch seine Thaten Europa staunen machte; durch die Bearbeitung eines so realen Stoffes, den er ohne irgend eine Vorliebe, bloß als Künstler bearbeitete, hoffte er seiner Poesie das rechte Maß zu geben und des Excentrischen los zu werden. Eben jene Grundsätze der dramatischen Kunst, die er in den Meisterwerken Shakspeare's, Goethe's und insbesondere der Griechen zur Anwendung gebracht sah, suchte er nunmehr selbst nach allen Seiten hin in seiner großartigen Dichtung zu befolgen.

Wie in der griechischen Tragödie, wird auch in Wallenstein eine große ungeheuere That durch die Verkettungen des Schicksals, dessen Zorn der Held selbst herausfordert, herbeigeführt; er wird nicht durch ein niedriges, schlechtes Herz, sondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstrickt. Bei dem Geiste muß das Drama gefaßt werden, der von Wallenstein ausgeht, einem Helden, in welchem das Dämonische in mächtigem Drange aufstrebt und das Gefühl unbegrenzter Kraft zur That zu werden trachtet. Selbst über die irdische Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über die Erde, knüpft er diese Kraft, die seine Brust ergreift, an jene himmlischen Gewalten und bannt das ihm Eigenste an das Fremde, dessen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Was Aberglauben heißt, entspringt oft aus dem zartesten kindlichen oder dem glühenden mächtigen Geiste; ein Herz voll warmen Lebens vergöttert sich in der Natur rund um sich her und glaubt in wunderbarer Täuschung, es ströme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in seinem eignen Innersten entspringt. So faßt ihn die treue liebevolle Seele des Max Piccolomini.

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer!
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Eines solchen Geistes Element ist Schaffen und Wirken, und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreise sich zu beschränken, fühlt er sich durch jeden erreichten Zweck noch mehr in seiner Kraft gestählt, zu einem höhern Ziele erhoben.

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche Meuterei gegen seinen Kaiser ist die erste Triebfeder von Wallensteins Unternehmen; es ist ihm anfangs gar nicht Ernst, es bis dahin zu treiben, wohin es nachher gedieh; allein das Bewußtsein seiner Kraft verleitet ihn, Alles zu verachten, was sich seinem Willen entgegenstellt; so tritt er aus seinem eignen Ich heraus, verliert seine geistige Freiheit und geräth in die Gewalt des Schicksals. Er sieht nicht, wie sein Freund Octavio zu seinen Feinden übergeht, und wie Alles sich zu seinem Sturze vorbereitet. Als ihm endlich die Augen geöffnet werden, ist es zu spät; er hat sich immer mehr in den ausgeworfenen Netzen verstrickt, bis der hinterlistige Buttler, vor dem ihm lange schon graute, durch seine Söldner seinem Feldherrn den Todesstreich versetzt. Daher ruft der redliche Gordon aus, als die Mordthat geschehen ist:

O Schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehn, mein' ich, wo er fiel.
Wir in des Looses Mittelmäßigkeit
Erfuhren nie, noch können wir ermessen,
Was sich auf solcher Höhe der Gefahr
In solches Mannes Herzen mag erzeugen!

Dadurch steigert der Dichter die tragische Wirkung des gewaltigen Schicksals, daß in Wallensteins Fall manches schuldlose Haupt, manche edle Seele, welche durch Bande des Bluts und der Liebe mit ihm vereint ist, hineingezogen wird. Alles, was ihn berührt, soll auch mit ihm in ein unglückseliges Verhängniß fallen. Nicht bloß das Heer soll zerstieben, welches er schaffend hervorgezaubert und in welchem er gleich einem Gotte waltete; auch was in des Hauses stillem Frieden sich an ihn schmiegte, ist dem Untergange geweiht.

Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen.
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth, mit einem Mal' und berstend
Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

Wallenstein ist der Geist, Max Piccolomini und Thekla sind das Herz des Stücks, und des Geistes ungemäßigte Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die reine lautere Menschheit, durch Liebe zum vollen Gefühle erwärmt, ist in ihnen dargestellt in ihrer schönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unschuldigen Schlummer gerissen. Er, in der Mannheit ungeschwächter Blüthe, kannte schon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze schon oft die rege Kraft versucht und in kühnen Thaten des Herzens heißen Drang gefühlt. Wohl bildete sich um ihn manches schöne Verhältniß der Freundschaft, und die zarte Sitte, auf dem Boden des reinen Gefühls erblüht, goß sich aus auf Alles, was ihn berührte; sein Corps ist mitten im rohen Lagerleben Muster des Anstandes und der Gesetztheit. Indem er in Wallenstein die Reife des Keims ahnete, der jetzt in ihm erwacht war, schloß er sich fest an ihn und strebte dem hohen Stamme nach. Und doch war Alles ihm noch bedeutungslos, die Welt noch leer, das stille Geheimniß seines Herzens hatte er noch nicht geschaut. Da erblickte er Thekla, fand sich selbst im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet sich der helle Funke, der die Welt ihm aufthut. Alles Andere ist jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nun in sich selbst und seinem neuen Dasein. Mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er das Bild der Ruhe und des Friedens; die Sterne Wallensteins werden auch ihm bedeutend, und im tiefsten Gefühle des Heiligsten ruht seine Liebe endlich in Andacht und Religion.

Thekla hingegen, fern vom Geräusch der Welt im Schooße des stillen Klosters auferzogen, wie im Schutze der jungfräulichen Unschuld, entfaltet, wie die zarte Knospe, wenn der Thau des Himmels sie berührt, bei des Geliebten Anblick die junge Blüthe und lacht in freudigem Erstaunen dem neuen heitern Licht entgegen.

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe;
Er hat ein Recht an sein Geschöpf.
— Was war ich,
Eh' seine schöne Liebe mich beseelte?

Max ward durch die Liebe stiller, inniger; jetzt empfindet er erst den innern Reichthum, und die leise Musik der Seele wird ihm vernehmbar. Thekla umarmet wonnevoll, was ihr im Vorgefühl nur da war, sie fühlt mit vorhin ungekannter Freude, wie die neue Welt sich ihr eröffnet, und weilt mit Entzücken in der herrlichen Schöpfung. So lyrisch und warm, so voll seligen Friedens schweben die beiden in die Unruhe und gährende Bewegung der Welt hinein, daß man ihre Worte wie die Gesänge des alten Chores vernimmt. Wenig von der Menschen Thun und Treiben verstehn sie, nichts eignen sie sich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieser allgemeinen Verwirrung, entfliehn sie endlich der Erde.

Indem wir hiermit auf die Glanzseite von Schiller's Wallenstein blickten, erkennen wir zugleich, daß auch in dieser Dichtung die poetische Fülle auf der Seite von Schiller's idealer Persönlichkeit liegt; sie vergütet uns die Mängel der dramatischen Anlage, indem ein Reichthum erhabener Gedanken, idealer Gefühle vor uns ausgebreitet und in des Dichters Lieblingsgestalten verkörpert wird. Wir wollen nur kurz andeuten, daß Max' und Thekla's Liebe eine Episode sind, die zu dem Ganzen nicht recht paßt, wie denn auch der Dichter selbst einräumt, daß sie dem Geiste des Stücks entgegengesetzt seien; ferner, daß Wallensteins Charakter sich nicht zu befriedigender Einheit gestaltet, indem das Schwanken zwischen seinem Wollen und der Macht des äußern Schicksals, das Schiller im Sinne der griechischen Tragiker dem modernen Drama aneignen wollte, einen Zwiespalt herbeiführt, der sich durch die ganze Dichtung hindurchzieht. Dessenungeachtet können wir Goethe's anerkennendes Wort unterschreiben: Schiller's Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist.

Streng genommen, hat sich Schiller am meisten in Wallensteins Lager selbst übertroffen. Wir wollen nicht fragen, ob es

nicht zweckmäßiger gewesen wäre, statt die Lagerscenen von dem Ganzen loszureißen, die Handlung damit zu unterbrechen und innerlich zu beleben. Sowie dies einleitende Stück vorliegt, ist es ein anschauliches, in allen Scenen wirksames und in schönstem Ebenmaß gehaltenes Bild des Lagerlebens, worin sich des Dichters Gewandtheit in der Behandlung der Massen bewährte, die nachmals in der Rütliscene des Wilhelm Tell aufs neue glänzend hervortrat. Alle einzelnen Gestalten, so bunt sie auch durch einander gemischt werden, sind plastisch gezeichnet, und der lebendige Dialog wird nirgends durch den Rhythmus und Reim beengt.

In Maria Stuart ging Schiller um einige Schritte hinter dem Standpuncte zurück, auf den er sich im Wallenstein gestellt hatte. „Neigung und Bedürfniß", schrieb er an Goethe, „ziehen mich zu einem leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich jetzt herzlich satt." Damit entscheidet er sich denn, seine Heldin lieber im Lichte einer rührenden Sentimentalität darzustellen, als ein Bild aus der bewegten Geschichte des kirchlich-politischen Ringens im Zeitalter der Reformationskämpfe vor unsern Blicken zu entfalten. Maria Stuart eignete sich vortrefflich zu einer Trilogie. Ihr Jugendleben in Frankreich und der schmerzliche Abschied von dem Lande ihrer glücklichsten Jahre, dann ihr Leiden, ihre Verschuldung, ihr Kampf gegen die Parteien in Schottland, endlich ihr Geschick und tragisches Ende in England, das ist ein Lebensgemälde, welches schon in der einfachen historischen Wahrheit jedes Gemüth ergreift. Schiller wählte zu seiner Darstellung nur Maria's letzte Lebenstage, in denen sie durch Leiden, Reue und Tod mit ihrer Vergangenheit die Welt wieder versöhnt und unser Mitleid erregt. Er wollte seiner eigenen Aeußerung zufolge bloß das fertige Resultat eines Processes geben und nur einen Zustand zur vollständigsten Darstellung bringen. Indem er den Zweck vor Augen behielt, für Maria's Geschick Mitleid zu erwecken und auf sie alle Theilnahme zu concentriren, verzichtete er darauf, die historisch gegebenen Zustände des Insellandes klar darzulegen, dadurch die Handlung zu motiviren und den Kampf des Protestantismus und Katholicismus in Elisabeth und Maria zu veranschaulichen. Diese

Motive sowie Mariens Ansprüche auf die Thronfolge in England spielen nur gelegentlich herein; das Interesse heftet sich wesentlich auf das Persönliche in dem Verhältniß der beiden Königinnen zu einander. Elisabeth handelt nicht aus politischen Beweggründen, sondern aus niedriger Eifersucht und Rachsucht, und um Maria zu verklären, wird sie zu solcher Gemeinheit herabgedrückt, daß nicht nur von der Elisabeth, die England groß gemacht hat, wenig oder nichts übrig bleibt, sondern auch der Zuschauer kaum begreift, wie einer solchen Herrscherin das Volk entgegenjubeln und die Besten des Landes anhänglich und ergeben sein können. Der Dichter hat dadurch die Handlung und die Charaktere in eine schiefe Stellung gebracht und seine Muse genöthigt, in der Person Maria's und Mortimer's die Verherrlicherin des Katholicismus zu werden. Das Alles schließt nicht aus, daß wir den Genius des Dichters in mancher meisterhaften Scene anerkennen. Was die Bühnenwirkung betrifft, so giebt es wohl wenige Schlußacte, welche in der Macht der Rührung dem letzten Act der Maria Stuart (den Schluß abgerechnet) an die Seite zu setzen sind.

In der Jungfrau von Orleans beruht der dichterische Werth durchaus auf der mit allem Glanze lyrischer Empfindung ausgestatteten Idealität, indem die Macht des religiösen Glaubens, die Anhänglichkeit und Hingebung an das Vaterland und an das angestammte Königshaus in der Erscheinung der Jungfrau verherrlicht werden. Schiller nannte diese Dichtung eine romantische Tragödie, um von vornherein die Anforderungen, die man an ein historisches Drama zu machen hat, abzulehnen. Der Zauber- und Wunderglaube des Mittelalters, der mönchische Spiritualismus der Romantik, die Vasallentreue des Ritterthums im Bunde mit dem überirdischen Heiligenschein des gesalbten Königs, das waren die Grundlinien, nach denen der Dichter sein Drama construirte. Die Geschichte wollte er nur soweit nutzen, als sie ihm dazu dienen konnte, jene Ideen zur Erscheinung zu bringen. Wer die Geschichte der Johanna d'Arc genau kennt, kann nicht läugnen, daß Schiller viele darin enthaltene Motive ungenutzt gelassen hat und von der Geschichte vielfach auch da abgewichen ist, wo sie mit der Tendenz seiner Tragödie im schönsten

Einklange stand. Indem er dem romantischen Effect zu Liebe die Willkür der Erfindung walten läßt, entweicht ihm der feste Boden unter den Füßen. Die Jungfrau, die mit Wunderkraft ausgerüstete Gesandtin des Himmels, dessen Werkzeug sie ist, vermag uns keine wahrhaft menschliche Theilnahme einzuflößen, weder in ihrem schonungslosen Heroismus noch in dem Kampfe ihrer Seele, als sie sich um ihrer Neigung zu Lionel willen schuldbewußt fühlt und sich in schweigender Ergebenheit vom Vater verfluchen und von ihrem Volke verstoßen läßt. Alle übrigen Charaktere des Stücks haben trotz des rhetorischen Glanzes ihrer Reden etwas Hohles und Oberflächliches, und wenn nicht einzelne schöne Stellen manche Mängel gutmachten, so dürfte man wohl behaupten, daß diese Tragödie zwar durch ihre Bühneneffecte und durch die Scenerie einer reich ausgestatteten Handlung blenden und fesseln kann, aber nicht in die Tiefen des Gemüths eindringt und keinen großartigen Eindruck hinterläßt. Schiller verfuhr als ein Künstler, der die Effecte sorglich berechnet und anordnet; aber die Fülle der Begeisterung, die er erwecken wollte, hat ihm nicht, wie in andern seiner dramatischen Dichtungen, die Hand geführt.

In Bezug auf die Braut von Messina nennt Goethe unsern Dichter „den Sinnenden, der Alles durchgeprobt.“ Denn allerdings war diese Tragödie ein kühner Versuch, das schwierigste Problem der modernen Dichtkunst zu lösen, die Verschmelzung des Classischen und des Romantischen, und zwar in einer Periode, wo man sich der Gegensätze recht klar bewußt geworden war. Schiller glaubte daher auch nicht ohne ein rechtfertigendes Vorwort sein neues Drama der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Er hat damit die Sache selbst wenig aufgehellt und der unbefangenen Aufnahme seiner Dichtung eher geschadet als genützt. Ohne in seine Theorieen von dem Verhältnisse des Wirklichen zum Idealen, von der poetischen Bedeutung des Chors, von „dem Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln“, näher einzugehen, blicken wir auf die Tragödie selbst. Eine Handlung entwickelt sich, deren erste Fäden ein verborgenes Familiengeschick geschlungen hat, ein Bruderzwist, welcher in Folge eines Fluches, der auf dem Fürstenhause ruht, aller menschlichen Sühnungsversuche un-

geachtet gerade durch das, was ihn ersticken sollte, neu angefacht wird, bis sich Schuld auf Schuld häuft und das dem Untergange geweihte Haus zusammenstürzt: ein großartig gedachter Plan, erschütternd, wie die Labdakidensage der griechischen Tragödie. Zu der Ausführung desselben nahm der Dichter alles das zu Hülfe, was der romantischen Poesie Glanz verleiht, und wählte daher höchst sinnvoll den Boden Siciliens, der sowohl der Schauplatz griechischer Sagen und geschichtlicher Erinnerungen war, als das Land, wo noch das ganze Mittelalter hindurch die verschiedenartigsten Nationalitäten und Religionen sich in seltsamer Mischung neben einander fanden. Arabische Astrologie tritt an die Stelle des griechischen Orakels, Schuld und Untergang umkleiden sich mit den christlichen Vorstellungen von Sünde und Buße. Daß es Schiller nicht gelungen ist, die widersprechenden Motive zu einem Ganzen in einander zu bilden, darüber ist jetzt wohl nur Eine Stimme. Eben so wird man die Bemerkung gelten lassen, daß die unserer Weltansicht fremdartige starre Schicksalsidee vielfach mit der innern Wahrheit der dramatischen Handlung in Widerspruch geräth, den der Dichter wohl zu verhüllen, aber nicht zu lösen vermochte. Am häufigsten hat man den Vorwurf wiederholt, daß er Chöre, nicht einen über der Parteileidenschaft stehenden Chor reden lasse; allein dadurch ist das Ganze, wenn einmal der Chor zulässig sein sollte, nicht sehr beeinträchtigt worden, und Schiller's rechtfertigende Worte sind in dieser Hinsicht wohl ganz zutreffend: „Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt, aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer Eins mit sich selbst.“

Müssen wir bei so vielfachen Mängeln in der Anlage auch zugeben, daß, wie Tieck sich ausdrückt, die Braut von Messina eine Verirrung ist, die viel dazu beigetragen hat, unsere Bühne aus den Fugen zu rücken, nur daß sich ein solches Urtheil in dem Munde des Dichters der formlosen Genoveva gar wunderlich ausnimmt, so gebührt trotzdem dieser eigenthümlichen Tragödie ein hoher Rang unter Schiller's Dichtungen, und zwar vor Allem wegen ihrer vollendeten Formschönheit, welche die poetische Diction des Dichters

in ihrer höchsten Vollendung zeigt, sodann auch wegen der lyrischen Wärme, der großartigen Auffassung des Tragischen und der idealen Erhabenheit der Gedanken, so daß dies Drama einen tieferen und reineren Eindruck hinterläßt, als die beiden vorhergehenden. Die Bühne wird es nicht so oft, wie diese, zur Aufführung bringen, dagegen wird es um so häufiger gelesen werden.

Wilhelm Tell zeigt uns den Dichter von einer ganz andern Seite. Er giebt den Wetteifer mit dem griechischen Drama auf, er verläßt die Fürstenpaläste und schildert nicht das kühne Ringen des Ehrgeizes und der Leidenschaft, er steigt vielmehr zu den Wohnungen einfacher Landleute herab, verweilt in den vom Weltgewühl fernliegenden Thälern und wählt zur Scenerie der dramatischen Handlung Gletscher und Alpenseen. Nicht die Idee einer unabwendbaren Schicksalsmacht erschüttert uns, sondern es erwärmt uns der in unverdorbenen Gemüthern lebendige Sinn für alte Sitte und angestammtes Recht, der zu muthigem Unternehmen begeisternde Drang nach Freiheit unter dem Schutz des Gesetzes, das von despotischer Willkür mit Füßen getreten wird. Was in den Räubern mit wildem Ungestüm hervorbrach, im Don Carlos als ein abstractes Ideal staatsbürgerlicher Freiheit hingestellt ward, erscheint hier in maßvoller concreter Gestaltung als sittlicher Adel der Menschheit. Schiller konnte im Tell seine edle Natur frei walten lassen; der ideale Gehalt trägt und belebt das Ganze und macht dieses Drama nächst dem Wallenstein zu der herrlichsten Schöpfung seiner dramatischen Dichtung. Der kunstvolle und doch einfache Bau des Tell ist vornehmlich in den ersten drei Acten zu bewundern. Eine vortreffliche Exposition versetzt den Zuschauer in das idyllische Alpenleben, dessen lyrische Gemüthserhebung in romantischen Liedern erklingt, die der erhabenen Scene, welche sich vor uns eröffnet, entsprechen. Allein während bald darauf das Gewitter die Landschaft einhüllt und der Sturm daherbraust, werden uns durch Baumgartens Flucht und Rettung sowohl die Leiden der Waldstätte als Tell's männliche Entschlossenheit anschaulich. Die Schilderung der tyrannischen Unterdrückung wird noch vervollständigt durch Stauffacher's Gespräch mit Gertrud, den Bau des Twinghofs und die Gewaltthätigkeiten, die

Arnold von Melchthal vom Hause fortgetrieben, um bei Walther Fürst einen Zufluchtsort zu finden. Schon schürzt sich der Knoten der Handlung in dem Bunde der drei Männer, zu Schutz und Trutz zusammenzustehn auf Tod und Leben, gleich wie die drei Länder Schwyz, Uri und Unterwalden, und hiermit kündigt sich die Haupthandlung des Drama's an, die Befreiung der reichsfreien Waldstätte von dem widerrechtlichen Drucke Oestreichs. Indem Tell sich von dem Bunde fern hält und sich bei seinem Handeln von den Eingebungen des Augenblicks und alsdann von den Rücksichten auf sich und seine Familie leiten läßt, so gehen von vornherein zwei Handlungen unverbunden neben einander her; es ist ein nicht wegzuläugnender Mangel in der Composition des Tell, daß der Zuschauer bald die eine, bald die andere Handlung völlig aus dem Gesichte verliert und es an einem planmäßigen Ineinandergreifen, an energischer Durchführung der in der meisterhaft geschilderten Rütliscene des zweiten Acts mit muthvoller Erhebung gefaßten Beschlüsse im weiteren Verlauf des Drama's durchaus fehlt. Die hochherzige Gesinnung, welche die Berathung auf dem Rütli adelt, beseelt auch die väterlich mahnenden und strafenden Worte, mit welchen der greise Freiherr von Attinghausen seinen Neffen Rudenz vom Hoflager der Unterdrücker seines Vaterlandes fernzuhalten sucht. Tells Handlung, so sehr sie auch in die Breite auseinander gesponnen ist, kann nicht einen gleichen idealen Gehalt gewinnen, weil er weit weniger das Gefühl vaterländischer Freiheit, als den kecken Muth persönlicher Ungebundenheit und das Vatergefühl vertritt und ungeachtet aller leidenschaftlichen Erregtheit seinem Handeln doch die erhabneren Motive abgehen. Der besonnen abwägende Monolog vor dem Morde Geßler's kann dies nicht gut machen und ist am wenigsten in einem solchen Momente im Angesichte einer gewaltsamen That an seiner Stelle. In diesem Theile des Drama's ließ übrigens der Dichter am wenigsten die eigene Erfindung walten, sondern stellte sich nur die Aufgabe, die an sich schon dramatisch belebte Erzählung der Tschudi'schen Chronik Scene für Scene in die Bühnenhandlung zu übertragen; bei Tell's Rettung aus dem Schiffe des Vogts mußte er sich mit der bloßen Erzählung des Vorgefallenen genügen lassen. Ob dies auch bei der schließ-

lichen Befreiung der Waldstätte im fünften Acte nothwendig war, ist freilich eine andere Frage. Wir entbehren gerade hier am meisten der lebendigen Handlung; dagegen sehen wir Alles schon gethan, was wir längst haben kommen sehen, und in dem Dialoge merkt man dem Dichter selbst einige Ermattung an, die sich dem Zuschauer ebenfalls mittheilt. Tell's letztes Gespräch mit dem Kaisermörder Johann von Schwaben bringt überdies einen Mißton in die Scene des allgemeinen Jubels der Befreiung, unter dessen Eindrücken wir über den sittlichen Werth von Tell's That nicht weiter reflectiren sollen. Die durch Rudenz' und Bertha's Liebesverhältniß herbeigezogene Nebenhandlung war ein Tribut des Dichters an das verwöhnte moderne Publicum; sie steht zu dem Ganzen nur in einer lockeren Verbindung, bei der sich das Erzwungene nicht verbirgt. Wenn wir somit behaupten dürfen, daß das Ende nicht ganz dem großartigen Anfange entspricht und die letzten beiden Acte, wenn Schiller nicht, seinen baldigen Tod gleichsam vorahnend, übereilt zum Abschluß gedrängt hätte, es wohl verdient hätten, einer Ueberarbeitung in günstigerer Stimmung vorbehalten zu werden. Gleichwohl leuchtet diese, die letzte unter seinen vollendeten dramatischen Dichtungen, über alle Zeiten bis zur fernsten Nachwelt, ein im reinsten Lichte glänzender Stern in dem reichen Dichterkranze, der seinen Namen umgiebt. Was er und Goethe gewesen, hat man erst recht eingesehen, nachdem die dramatische Dichtkunst sich über ein halbes Jahrhundert vergebens abgemüht hat, sie zu erreichen.

VII. Romane. Jean Paul.

Der Roman, das Lieblingskind der modernen Cultur, ist eine Undine ohne eigentliche Seele. In großen Fluthen ergießt er sich, aber sie ziehen schnell vorüber, um andern Massen Platz zu machen, und selbst das Beste wird mit fortgerissen, so daß man kaum noch betrachtet, was einst ein ganzes Zeitalter entzückte. Die Culturgeschichte kann viel aus der Geschichte des Romans lernen, denn in ihm spiegelt sich die Zeit; aber die Geschichte der Poesie kann nur das be-

achten, was durch Gehalt und Form der Ausdruck der höheren Bestrebungen des geistigen Lebens geworden ist.

Im Allgemeinen kommen in der Romanliteratur die nämlichen Tendenzen zum Vorschein, die wir in dem Gange der dramatischen Literatur hervortreten sahen. Der Hang zum Excentrischen und zum Auflehnen gegen die bürgerlichen Zustände, welcher in den Ritter- und Räuberschauspielen die Menge entzückte, fand sein volles Behagen in Ritter- und Räuberromanen, zumal in der Zeit, als nach dem Beginn der französischen Revolution die Banden, welche in den rheinischen Gegenden ihr Wesen trieben, dazu beitrugen, die Phantasie nach dieser Richtung hin zu beschäftigen und die Thätigkeit der Guillotine an blutige Vorgänge gewöhnte. Das war die goldene Zeit des Rinaldo Rinaldini von Christian August Vulpius. Aus einer sanfteren Zeit stammten die sentimentalen Romane, die sich zuletzt in dem biographischen Roman und den Familienromanen ablagerten. Unter den Nachahmungen von Werther's Leiden ist Miller's Siegwart eine Klostergeschichte lange Zeit das Labsal empfindsamer Seelen gewesen. Anziehende Lebensbeschreibungen in Romanform sind Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft von Goethe's Jugendfreunde Jung, welcher, eines armen Schneiders Sohn, unter dem Druck der Verhältnisse eine schwere Jugend durchlebte und zuletzt, dem unwiderstehlichen Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung folgend, das Studium der Medicin ergriff, durch die er zu einer angesehenen Stellung in der Welt gelangte. Eben so vermag der Anton Reiser, die Selbstschilderung des vielbewegten Lebens eines geistreichen Sonderlings, Karl Philipp Moritz, auch durch die lebendige Form der Darstellung unser Interesse zu fesseln.

Der Familienroman macht sich mit den Leiden tugendhafter Menschen eben so zu schaffen, wie Iffland's Schauspiele, und auch in diesem folgt auf die rührende Leidensgeschichte schließlich die Belohnung des Edelsinns, und, wogegen alles Mißgeschick anzustürmen schien, wird doch zuletzt noch möglich, eine glückliche Heirath der Liebenden. Kotzebue hat auch dieses Feld seiner literarischen Industrie nicht entgehen lassen. August Lafontaine's Romane, zum

Theil Familiengeschichten betitelt, waren lange Zeit die Unterhaltung der nach Rührung verlangenden Lesewelt. Am bedeutendsten hebt sich aus der Masse Johann Jacob Engel's scharfgezeichnetes Charaktergemälde Herr Lorenz Stark hervor, wenn gleich befangen im spießbürgerlichen Kleinleben, doch sauber in der Form und lebendig in der Erzählung, die oft in dramatischen Dialog übergeht.

Wieland hatte den Roman der prosaischen Gegenwart zu entrücken gesucht. Seine Seelengemälde greifen das Leben zwar nicht in seinen Tiefen auf, aber in der feinen Ironie seiner Beobachtung des menschlichen Herzens liegt ein poetischer Hauch, der zu Zeiten zu echter humoristischer Auffassung des Lebens wird. Diese Eigenschaften finden sich in vorzüglichem Maße in den Romanen von Moritz August von Thümmel, besonders in seiner Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, die seit 1791 in zehn Bänden erschien, am trefflichsten in den ersten Theilen. Eine Verwandtschaft mit Wieland's Darstellung hat auch Karl August Musäus, den Deutschen durch seine Volksmärchen unvergeßlich, welche in den Neuen Volksmärchen von Benedicte Naubert eine nicht unwürdige Fortsetzung erhielten.

Bei den zuletzt genannten Schriftstellern ist der Einfluß des großen englischen Humoristen Lorenz Sterne, der wenigstens in Bode's vortrefflichen Uebersetzungen allgemein in Deutschland gelesen ward, nicht zu verkennen. An ihm haben sich auch unsere bedeutendsten Humoristen Hippel und Jean Paul gebildet.

Das bedeutendste Werk des Theodor Gottlieb von Hippel sind die Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Es ist eine Art von Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, worin in dem wunderlichsten Stil Witziges und Triviales, Bibelstellen und feine Lebensbeobachtungen sowie ein oft ermüdender Schwall wissenschaftlichen Stoffes ohne Wahl und Kunst zusammengewürfelt sind; doch das bittersüße Lächeln unter Thränen, das in den Freuden der ersten Liebe und auf dem Grabe Minchens bis zur Vermählung mit Lottchen und den frühzeitigen Tod des geliebten Kindes mitten durch die Ideensprünge und langen Abschweifungen seiner Lieblings-

gedanken fortdauert, hat doch viel Wahrheit, und wer ein Mädchen schildern kann, wie Minchen, das zarte liebe Naturkind mit der Engelsunschuld und der Engelsliebe und der frommen Seele, dargestellt ist, war ein Dichter. Zu bemerken ist noch, daß Hippel ein Freund und eifriger Schüler Kant's war, wie denn vorzüglich in seinen Lebensläufen der Kern Kantischer Philosophie klar und faßlich niedergelegt ist, so daß dieses Buch zur Verbreitung derselben viel beigetragen hat.

Weniger poetisch, beinahe grillenhaft ist die Darstellung in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A—Z, und nur in einzelnen Kernsprüchen und geistvollen Gedankenblitzen schön. Humoristisch ist auch die Schrift über die Ehe gehalten, für deren Glück er schwärmt, ohne selbst es jemals gekannt zu haben. Mehr lyrisch sind einzelne Stücke aus den Handzeichnungen, wo er in einsamen Stunden die Natur belauschend bald an Bäume und Blumen, bald an Vogelsang und Wasserrauschen, an Donner und Regen seine Empfindungen anknüpft und wieder, wie in den „Lebensläufen" grünende Herrenhutergräber in dem Garten seiner elegischen Muse anlegt und über Alles Gott, den Hausvater der Menschen, lobt und preist. Seine Selbstbiographie und die Nachrichten seiner Freunde geben uns den Schlüssel zum Verständniß der dunkeln Beziehungen und Andeutungen, entwerfen uns jedoch zugleich das Bild eines zwar thatkräftigen und rastlosen, aber auch selbstsüchtigen und ehrgeizigen Mannes, der mit dem Helden der Lebensläufe nicht übereinkommt. Allein man hat zu bedenken, was er, der Sohn eines armen Landschulmeisters, bis er zum Königsberger Bürgermeister und Criminalrath emporgestiegen war, mußte getragen und gelitten haben; das läßt im Charakter Spuren zurück. Bei alledem war er wohlthätig und wirkte auf das Gemeinwesen segensreich ein.

Von weit höherer Bedeutung und Einwirkung auf unsere gesammte Literatur war Johann Paul Friedrich Richter, eine Zeitlang der gefeiertste deutsche Dichter und unter dem Namen Jean Paul, mit welchem er in seine Ruhmesperiode eintrat, am bekanntesten. Er wurde zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren; der Tag war ihm, dem schwärmerischen Verehrer der lachen-

den Frühlingsnatur, stets in doppelter Hinsicht festlich, weil er ihm zugleich ein Bote der heitern Lenztage war. Wunsiedel, Jodit, Schwarzenbach, wo nach einander sein Vater Lehr- und Pfarrämter bekleidete, waren ihm durch die Erinnerungen an die Freuden der unschuldigen, frohen und ahnungsreichen Kindheit das ganze Leben hindurch ein geweihter Boden. Die erste wissenschaftliche Vorbildung erhielt er durch den Vater, dann auf dem Gymnasium zu Hof; doch war es weniger ein geordneter strenger Studiengang, als eine ungeregelte Leselust, wodurch seine Anlagen sich zuerst entwickelten. Als er schon mit dem siebzehnten Jahre die Universität Leipzig bezog, konnte ihn weder die Theologie noch sonst ein bestimmtes wissenschaftliches Fach an sich fesseln; er schweifte unstät in dem weiten Reich des Wissens umher und hat dies Verfahren sein ganzes Leben hindurch festgehalten, auch dann, als alle Lectüre in Beziehung zu seiner Schriftstellerei stand, die zuletzt Lebenszweck wurde.

In dem Augenblick, als er die Universität beziehen wollte, wurde der Vater durch einen frühzeitigen Tod abgerufen und hinterließ die Familie in der größten Dürftigkeit. Der Druck der Verhältnisse legte sich wie eine Wolke über sein jugendfrohes Gemüth und umhüllte ihm auch noch in der Erinnerung den heitern Himmel des Lebens. Er wurde aus Noth Schriftsteller und versuchte sich zuerst, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling, in den Grönländischen Processen (1783), doch war der Erfolg nicht so ermuthigend, wie es kurz zuvor für Schiller „die Räuber" gewesen waren. Er ging zur Mutter zurück, um mit ihr zu leiden und zu darben. Die Uebernahme einer Hauslehrerstelle hatte keinen günstigen Erfolg. Ein neuer schriftstellerischer Versuch Auswahl aus des Teufels Papieren (1788) versprach auch dieser Laufbahn kein Gelingen. Dennoch arbeitete sich das ideale Gemüthsleben, das durch Kummer und Sorge nicht hatte unterdrückt werden können, zu größerer Klarheit und Freiheit hindurch. Mit der Idylle Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal (1790) hatte sein Talent die ihm gemäßeste Sphäre gefunden, und seit dem Erscheinen der unsichtbaren Loge (1793) war auch die Sorge und Noth des Lebens von ihm gewichen; er trat mit Muth in die neue Bahn, die

ihn schnell zum Gipfel des Ruhmes emportrug. Die „Loge" wurde bald durch den Hesperus (1795) in Schatten gestellt. Hier strahlt das ideale Gefühl hell über die kleine Welt des Lebens als Morgen- und Abendstern; hier fanden sich weichgestimmte Seelen in ihren schönsten Empfindungen wieder. Jetzt ein von der Nation anerkannter Dichter, verließ er sein stilles Hof, wo er die letzten Jahre in Zurückgezogenheit gelebt hatte, und begab sich 1795 nach Weimar. An Goethe und Schiller vermochte er sich nicht anzuschließen; desto mehr gewann er die Huldigungen von Weimars Frauen, einer Charlotte von Kalb, die einst für Schiller geschwärmt hatte, und Caroline Herder; an den vereinsamten Herder schloß er sich am innigsten an. Er verlebte einige Zeit in Leipzig, dann in Berlin, wo die höhere Gesellschaft sich mit einer beispiellosen Verzücktheit des Geniuscultus um ihn drängte und selbst die Königin Luise hinter der huldigenden Frauenwelt nicht zurückblieb.

Hatte Jean Paul in Quintus Fixlein (1796) und in den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs (1796—1797) noch das idyllische Glück der Beschränktheit ausgemalt, so griff er mit dem Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele (1797) in die philosophische Bewegung der Zeit ein, indem er sich auf die Seite der Gefühlsphilosophie Friedrich Heinrich Jacobi's stellte, welcher in seinem Allwill und insbesondere in dem Woldemar, der 1794 in neuer Bearbeitung erschienen war, ebenfalls den Roman zum Träger seiner Idealphilosophie gemacht hatte. Das Höchste, dessen seine Muse fähig war, wollte J. Paul im Titan leisten, einem vierbändigen Roman, den er schon 1796 begann und erst 1804 beendigte. Das muthige Aufstreben jener Lebensperiode, die Liebeswallungen, mit denen alte und junge Damen sich an ihn drängten, die Phantasiespiele des eigenen Herzens, das sich oft verstrickte, um nach kurzem Rausch sich wieder zu lösen, alle diese Eindrücke wurden hierin verarbeitet und gleich wie im Wilhelm Meister spiegelt sich hier das lebhafte geistige Streben, das gehobene Phantasieleben jener Zeit darin ab. Allein indem er ursprünglich die Verderblichkeit eben dieses Phantasielebens schildern wollte, blieb er selbst so ganz und

gar darin gefangen, daß er zu keiner klaren Charakterdarstellung gelangt und das Ganze gestaltlos aus einander fällt. Des Ueberschwänglichen wird so viel geboten, daß das Herz des Lesers, der dem Dichter folgen will, wahrhaft auf der Folter ist, und selbst das Beste ist nur eine Wiederholung dessen, was schon im Hesperus enthalten ist.

Nachdem er Berlin, wo er sich verheirathete, verlassen hatte, begann eine ruhigere Periode, in welcher er, seinem Naturell folgend, sich wieder in der Idyllenwelt des deutschen Still- und Kleinlebens erging. Die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten, sind — um hier den im Uebrigen über Jean Paul streng urtheilenden Gervinus reden zu lassen — noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und „Schwarzsternen", rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Paul's Doppelgesicht am schönsten getheilt; der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der „Loge"; der Andere, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zustutzen hilft, ist ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, vom Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dies Alles ist von niemandem und nirgends so geleistet worden, wie hier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu dem enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem Feste der süßesten Brode das verschimmelte aus dem

Brodschrank vorschneidet", das Alles ist vortrefflich, und das Auge, das hier Jean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr werth, als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geisterwelt und über die Sterne.

Hiermit ist aber schon Jean Paul's productivste Lebensperiode geschlossen, und wenn auch noch spätere Werke, wie des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläz (1808), Katzenbergers Badereise (1809), das Leben Fibels (1811) und der Komet (1820—1822) Beachtung verdienen, so sind sie doch nur Reproductionen des Früheren und haben an reinerer Formbildung nicht gewonnen. Die Wellen der Weltbewegungen warfen ihm keine poetischen Perlen zu; er zog sich, seit er Baireuth zu seinem Wohnsitz gewählt hatte, behaglich in seine genügsame Beschränktheit des Lebens zurück und entzückte das Auge an den Bergen seiner Jugendheimat. Der Tod seines einzigen Sohnes im Jahre 1821 war das herbste Ereigniß seiner letzten Lebensjahre. Er suchte Beruhigung und Trost, indem er in der Bearbeitung der Selina noch einmal die Betrachtung über die Unsterblichkeit der Seele wieder aufnahm. Er starb am 14. November 1825. In Baireuth ist ihm ein Denkmal gesetzt.

VIII. Lyriker und Didaktiker an der Grenze der beiden Jahrhunderte.

Schon war man gegen das Ende des Jahrhunderts auf die Stufe gelangt, daß Schiller in den Xenien sagen konnte, die Sprache denke und dichte für den Autor. Im Allgemeinen bewegen sich die Lyriker an der Scheide des Jahrhunderts noch in dem Kreise, der von den Sängern des Hainbundes umschrieben war, und wenden sich mit diesen gern der sentimentalen Idylle zu, für welche Hölty und Voß das Vorbild gegeben hatten. Die Lyrik Goethe's und Schiller's macht ihre Nachwirkung erst mit dem neuen Jahrhundert recht bemerkbar. Indem somit nicht sowohl ein weiterer Entwickelungsgang nachzuweisen, als vielmehr das hervorzuheben ist, was in jener Zeit am meisten den Beifall des Publicums fand, so erwähnen wir nur einige der hervorragendsten Namen.

An die Klopstock-Vossische Schule lehnte sich Ludwig Theobul Kosegarten, geb. 1758 im Mecklenburgischen, lange Zeit Prediger auf der Insel Rügen, seit 1808 Professor zu Greifswalde, wo er 1818 starb. Wir erhielten von ihm Hymnen, Oden und Bardenlieder mit allem Schwulst und falschem Pathos der Nachahmer Klopstock's. Das Beste sind seine Uebersetzungen aus dem Englischen und die anmuthige ländliche Dichtung Jucunde, welche sich allerdings an die Seite der Vossischen Luise stellen darf. Ueberhaupt ist ihm poetisches Talent nicht abzusprechen, und am glücklichsten bewährt er es, wo uns seine Gesänge an die Küsten der romantischen Insel Rügen führen.

Friedrich von Matthisson war 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren. Mehrere Jahre war er Vorleser bei der Fürstin Luise von Dessau und begleitete sie auf ihren Reisen in der Schweiz und Italien. Vom Könige von Würtemberg ward er geadelt und in Stuttgart als Oberbibliothekar angestellt. Er starb 1831 zu Wörlitz, wohin er sich in den letzten Jahren seines Lebens zurückgezogen hatte. Die schöne melodische Sprache, die Fülle von Bildern und der sanfte elegische Ton gewannen ihm die Herzen seiner Zeitgenossen; selbst der sonst streng urtheilende Schiller ließ sich durch diese Vorzüge bestechen, ihn für einen ausgezeichneten Dichter zu erklären, und trug zu seinem Ruhme nicht wenig bei. Allein bei näherer Betrachtung ist es doch nur eine gemachte Empfindung, die aus seinen Gedichten spricht, und die Zusammenstellung seiner Bilder ist selten zu einem lebendigen Gemälde verschmolzen. Daher sind seine Schilderungen von Naturschönheiten und Landschaften nichts als eine Mosaik von poetischen Phrasen. Seine Manier mögen die folgenden Gedichte charakterisiren.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Pappeln wehn
Auf den Höhn;
Eichen glühn, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.

Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

Beruhigung.

Wo der Mond mit bleichem Schimmer
Durch der Kiefern Dunkel blickt,
Wo um wildes Felsgetrümmer
Sich die Epheuranke strickt,
Wo des Nebels Todtenschleier
Ueber Herbstgesträuch sich dehnt,
Und am trüben Erlenweiher
Dürres Rohr im Winde tönt;

Wo in schwarzen Alpenschlünden
Dumpf der Bergstrom widerhallt,
Wo, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt:
Da, da wandelt, von der Thoren
Eitler Schimmerbühne fern,
Schwermuth! der, den du erkoren,
Unter Ahnungsträumen gern.

Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh' sein Herz,
Da ergießt in heißen Thränen
Sich der Seele banger Schmerz;
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab.

Wunsch.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimat, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher,
O Freund, als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

D'rum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh
Zu Xenophons und Platons Weisheit
Und zu Anakreons Myrtenlaube.

Ein Geistesverwandter und Freund Matthisson's war Gaudenz von Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles bis 1789, dann, in seine Heimat zurückgekehrt, eine Zeitlang außer Dienst, zuletzt Generalinspector des Militärwesens in der Schweiz; er starb 1834 zu Malans. Er hat mehr Innigkeit der Empfindung und weniger Gekünsteltes, als Matthisson. Sein: Grablied, Ermunterung, Mitleid, Lied eines Landmanns in der Fremde sind bekannt und beliebt im deutschen Volke; sie erinnern an Kleist und Hölty. Wir theilen das letztgenannte Lied hier mit.

Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl; und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch;

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo, gekühlt im Abendwinde,
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, war in seiner Jugend mit Gleim befreundet, dessen Manier er sich in seinen Gedichten anschloß. Später begleitete er die Dichterin Elise von der Recke auf ihren Reisen und lebte mit ihr in Dresden, wo er, um einige Jahre seine Freundin überlebend, 1840 starb. Wie Matthisson der Zögling der Frauen, hat auch er in seinen Gedichten dessen schönrednerische Sentimentalität, die in jener weichherzigen Zeit ihm ebenfalls großen Beifall erwarb. Sein Lehrgedicht Urania, in welchem Kantische Philosophie und pietistische Salbung sich mit blühenden Dichterphrasen schmücken, galt eine lange Zeit als Erbauungsbuch, so sehr ihm auch religiöse Tiefe und poetische Wahrheit abgehen.

Johann Gottfried Seume ist dagegen eine harte und derbe Natur, die sich unter drückenden Lebensgeschicken entwickelt hatte. Theolog wider Willen und Neigung, dann hessischer Soldat im amerikanischen Unabhängigkeitskriege mit einem für Völkerfreiheit glühenden Herzen, zuletzt Privatgelehrter und Schriftsteller unter vielfachen Entbehrungen, so trug er mit sich das Freiheitsgefühl, den Haß gegen Unterdrückung, die Bitterkeit gegen die socialen Zustände.

Der strafende Ernst beherrscht seine Prosa wie seine Gedichte, deren phrasenreiche Kraftsprache an Schubart und an Schiller's Jugenddichtungen erinnert. Er starb **1810** in Teplitz.

Valerius Wilhelm Neubeck, welcher als Arzt zu Steinau in Schlesien lebte, wo er **1827** gestorben ist, verdient wegen seines vortrefflichen Lehrgedichts die Gesundbrunnen (**1796**), worin er zum erstenmal die Form der antiken Lehrpoesie mit Glück anwandte, mit Auszeichnung genannt zu werden. Statt weiterer Bemerkungen theilen wir aus dem Eingange des vierten Gesanges das Lob der Gesundheit mit, wodurch mancher unserer Leser veranlaßt werden möchte, das fast vergessene Gedicht zur Hand zu nehmen.

Eins nur ist mir bewußt, was König und Bettler sich wünschet,
Dessen Verlust den ersten entgöttert im Purpurgewande,
Dessen Besitz den Mann im Kittel erhöhet zum Halbgott.
Holde Gesundheit du, du bist dies Eine! Dich missen
Heißt aufhören zu leben und doch nicht sterben. Dich haben
Heißt auf goldener Leiter zum Sitz der Olympier steigen.
Siehe, die weite Natur, reich ausgesteuert mit Gaben
Aus der schaffenden Hand Allvaters, spendet die Fülle
Köstlicher Güter zum weisen Genuß den Erdenbewohnern.
Ohne dich sind sie nicht da. Dem Erkrankten scheint die Natur selbst
Siech und leer; ihr großes, gestirntes Tempelgewölbe
Eine Verwesungsgruft, der Mond die düstere Lampe,
Die dem Elenden dämmert, der über Verwesungen wandelt.
Sterbliche, denen ein Gott dies unaussprechliche Gut gönnt,
Einen gesunden Geist und einen gesunden Gefährten,
Der, mit freien Sinnen gerüstet, den Funken der Gottheit
Trägt in irdischer Hülle, verscherzt das himmlische Kleinod
Durch unweisen Lebensgenuß nie! Freunde, bewahrt es,
Wie der Streiter den Schild, und ihr werdet kühner besiegen
Jegliches Sturmes Gewalt auf der dunkeln Woge des Lebens.

Siegfried August Mahlmann, aus Leipzig gebürtig, wo er auch später als Buchhändler, dann als Redacteur bis zu seinem **1826** erfolgten Tode lebte, trat der schwächlichen Sentimentalität in der Posse Herodes vor Bethlehem glücklich entgegen. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch ein gesundes sittliches Gefühl aus und haben eine gefällige, der Schiller'schen Diction sich annä-

hernde Form, wenn ihnen gleich Tiefe und Ursprünglichkeit fehlt. Eines der besten ist folgendes.

Sehnsucht.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthezeit!

Umwehe mich, du schöner, goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug!

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies!
Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies!

Seid noch einmal ans treue Herz geschlossen,
Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Ach! viele schon hält tiefe Nacht umfangen;
Sie schlummern in der Mutter Arm.
Blüht wieder auf, ihr eingesunknen Wangen!
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Erstorbne Freuden wieder wach.
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach.

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die sehnsuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir alle wachen fröhlich auf.
Wie sehn' ich mich nach deinem Gottesfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

Wir übergehen die Dichterinnen jener Zeit, welche an die oben erwähnten Lyriker sich anschließen und durch ein glückliches Formtalent sich den Beifall ihres Zeitalters erwarben, Amalie von Helvig, die Verfasserin des idyllischen Epos die Schwestern von Lesbos, und Luise Brachmann, die elegische Sängerin der Liebe, um bei zwei Dichtern zu verweilen, welche, jeder eigenthümlich begabt, mehr in die Lyrik unsers Jahrhunderts hinüberleiten.

Johann Peter Hebel, zu Hausen im Badischen 1760 geboren, nachmals in Schul- und Kirchenämtern in Karlsruhe wirksam — er starb 1826 auf einer Reise in Schwetzingen —, war, wie Matthias Claudius, ein echter Volksschriftsteller, ein Dichter, dessen innigstes Gefühl bei der Naivetät des Landvolks seiner Heimat verweilt und, frei von krankhafter Empfindelei, die Lieblichkeit der Natur und die idyllische Einfachheit unverdorbener Sitten in der treuherzigen Volksmundart der oberrheinischen Gegenden schildert. Ein heiterer, munterer Sinn, der für jede Freude empfänglich ist und jedes kleine Glück mitfühlt, belebt seine Allemannischen Lieder, durch die er sich die Liebe seiner Nation für immer gesichert hat.

Friedrich Hölderlin stammte aus dem Vaterlande Schiller's — er war 1770 zu Lauffen am Neckar geboren — und ward, da er 1796 nach Jena kam, von diesem sehr liebevoll aufgenommen. Er hatte, wie es auch Schiller selbst erkannte, mit dessen Idealität eine innige Verwandtschaft, und seine ersten Gedichte erinnern durch die darin ausgesprochene Lebensansicht sowie durch die lyrische Sprache vielfach an seinen großen Landsmann. Allein indem Hölderlin's ideale Richtung sich von der Gegenwart abwandte, erfüllte er seine Phantasie mit einer schwärmerischen Verehrung des alten Hellenenthums, das er mit den glänzendsten Farben seiner glühenden Seele schmückte, und in eben dem Maße, wie er jenes verherrlichte, fühlte er die Erbärmlichkeit der Zustände seines Zeitalters und seines Volkes. Der Roman Hyperion oder der Eremit in Griechenland (1797—1799), eben so ein Zeugniß der idealen Ueberspannung jener Zeit, wie der gleichzeitige „Titan" Jean Paul's, läßt uns in den gewaltsamen Kampf seines Innern blicken, welcher durch die

schwärmerische Liebe zu der Mutter seines Zöglings, die er als Diotima verherrlicht hat, zu verzehrender Leidenschaft gesteigert war. Vergebens bemüht, in andern Verhältnissen Ruhe und Frieden wiederzugewinnen, versank er in finstern Trübsinn, der seit dem Jahre 1806 unheilbarer Wahnsinn geworden war, von dem ihn 1843 ein später Tod erlöst hat. Erst als Uhland und Schwab 1826 seine lyrischen Gedichte zu einer Sammlung vereinigten, erkannte man seine hohe Bedeutung als lyrischer Dichter. Sie tragen alle das Gepräge seines idealen Ringens. Daraus entsprang seine Liebe zu der erhabenen antiken Odenform, die seit Klopstock keiner mit solcher Gluth des Gefühls erfüllt hat, und in Elegieen ertönte seine Sehnsucht nach den sonnenhellen Inseln des Archipelagus und seine Klage um Diotima. Wir schließen zwei seiner schönsten Gedichte hier an, die das ideale Streben des unglücklichen Sängers uns recht lebhaft vergegenwärtigen.

Dichtermuth.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
D'rum! so wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben und sorge nicht!

Was geschiehet, es sei alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, wie still am Gestad' oder in silberner
Fernhintönender Fluth oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig und jedem hold,
Jedem trauend: wie sängen
Sonst wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunter zieht,
Und die Stimmen des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

Freudig starb er, und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Oefters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei einer der Unsern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.

Der Gott der Jugend.

Gehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblätter spielte,
Die Fluth des Anio.

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephissus durch Oliven
Und Myrtensträuche rann:

So schön ist's noch hienieden!
Und unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Fünfter Abschnitt.

Die neueste Poesie seit der Wiederbelebung der Romantik.

I. Die romantische Schule.

Der Idealismus, wie er in den Meisterwerken Goethe's und Schiller's, in ihren Bemühungen um die Herstellung einer classischen, von dem Zeitalter und der Nation unabhängigen Bühne, in ihren Abhandlungen und Kritiken bis zu den Xenien herab siegreich hervorgetreten war, hatte der Poesie und Kunst eine Stellung außerhalb des wirklichen Lebens angewiesen, wodurch der Contrast mit der Gesunkenheit des Nationalbewußtseins, mit der Plattheit und Nüchternheit der bürgerlichen Zustände nur immer fühlbarer wurde. Die gewaltigen Anstrengungen der Philosophie, welche in kurzer Frist vom Kantischen Kriticismus zu den idealen Systemen Fichte's und Schelling's überging und im kühnen Geistesfluge eine Welt des Gedankens erschuf, trugen nicht wenig dazu bei, von dem Leben der Gegenwart hinwegzuleiten und in Philosophie, Poesie und Kunst das Höchste des menschlichen Daseins zu erkennen, dem als der gebietenden Macht alles Andere sich dienstbar unterzuordnen habe. Allerdings eine einseitige Richtung! — doch erklärlich, ja verdienstlich in jener verflachten Zeit, wo es galt, die höchsten Güter des Geistes mit Liebe und Begeisterung zu pflegen, um den Boden für ein erhöhteres nationales Leben zu bereiten, das mit der Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft mit Jugendkraft sich emporschwang und uns vor der Wiederkehr schmählicher Erschlaffung bewahrt hat. Weil das Verlangen, für das ideale Gefühl entsprechende Zustände in der Wirklichkeit zu finden, zu der Romantik des Mittelalters zurückleitete, wo das wirkliche Leben von Liebe und Glauben, Ritterthum und Poesie durchdrungen war und wo gerade die vaterländische Sehnsucht das fand, was die Gegenwart entbehrte, hat man die Männer, welche in Poesie und Wissenschaft diese Richtung vertraten, die Romantiker genannt, und da die gleiche Tendenz sie wie zu einer un-

sichtbaren Kirche vereinigte, welche wider die entgegengesetzten Bestrebungen abwehrend zusammenstand, so mochten sie auch als romantische Schule zu bezeichnen sein. Indeß blieb für die einzelnen Talente ein weiter Spielraum, und keineswegs geben die Verirrungen und Mißgriffe einzelner Romantiker ein Recht, über das geistige Leben jener Zeit, in welchem zum großen Theil unsere neueste Bildung in Wissenschaft, Kunst und Poesie wurzelt, den Stab zu brechen. Eine klare Einsicht wird am meisten gefördert, wenn wir die literarische Thätigkeit der einzelnen hervorragenden Romantiker betrachten, wobei wir uns, so viel es möglich ist, auf die Dichtung beschränken, so sehr auch Malerei und Musik, die gesammte wissenschaftliche Thätigkeit und die politische Richtung mit den Bestrebungen der romantischen Dichterschule im Zusammenhang stehen.

August Wilhelm Schlegel, 1767 zu Hannover geboren, der Sohn des als Kirchenliederdichter erwähnten Johann Adolf Schlegel, legte auf der Universität Göttingen den Grund zu seiner umfassenden philologischen Bildung. Den ästhetischen Studien und der Poesie zugewandt, schloß er sich an Bürger an, der seiner Poesie in einem klangvollen Sonett, welches wir hier einschalten, eine glänzende Zukunft prophezeite.

An August Wilhelm Schlegel.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Aar, dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und sein Schweben leicht wie Sphärengang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer beschert.

Nachdem sich Schlegel einige Jahre in Holland aufgehalten hatte, wo er sich mit den neueren Sprachen mehr bekannt machte, ließ er sich in Jena nieder, wo ihm der schnell begründete literarische Ruf auf Goethe's Empfehlung eine Professur verschaffte, die er schon 1801 aufgab, um seitdem in einem Wanderleben sich ungebundener seinen literarischen Beschäftigungen hingeben zu können. Jedoch war die jenaische Periode zugleich die seiner schönsten Productivität. Er ward der geistvollste Zögling des von Goethe und Schiller vertretenen Classicismus, er setzte die ästhetische Theorie fort, welche Schiller in seinen Abhandlungen glänzend entwickelt hatte. In zahlreichen Abhandlungen und Kritiken würdigte er mit Unparteilichkeit die Dichtungen der classischen wie der romantischen Zeit und richtete vornehmlich in der gemeinschaftlich mit seinem Bruder gegründeten Zeitschrift Athenäum (seit 1798) die Waffe einer scharfen Kritik gegen die Seichtigkeit und Mittelmäßigkeit, welche noch mit lautem Schall den deutschen Parnaß beherrschte; am meisten ward Kotzebue und sein Anhang getroffen. Ein Meister der Sprache und, wie Herder, mit der Gabe ausgestattet, sich in die verschiedenartigen dichterischen Anschauungen hineinzuversetzen und den Kern des Gedichts klar zu erfassen, brachte er die Uebersetzungskunst zur höchsten Virtuosität und gab uns eine noch unübertroffene Verdeutschung des Shakspeare, wodurch der große britische Dramatiker fast wie einer unserer Classiker der deutschen Literatur angeeignet ward. Von 1797 bis 1801 erschienen von derselben acht Theile; ein neunter Theil folgte 1810 nach; die Vollendung ist leider unterblieben.

Während Schlegel in seinen Uebersetzungen mit großer Freiheit und Gewandtheit über die Sprache schaltet, geht seine Originaldichtung stets wie in Fesseln einher; es ist darin kein frisches Seelenleben, keine aus der Fülle des Innern gestaltende poetische Kraft. Am erfindungsreichsten zeigt er sich, wenn er in der poetischen Satire seine kritischen Pfeile zusammenfaßt, wie in der meisterhaften Dichtung Kotzebue's Reisebeschreibung. Seine Balladen und Romanzen schließen sich an Goethe und Schiller an. Die Ballade Arion ist unter diesen am populärsten geworden, obwohl sie ihre Vorbilder bei weitem nicht erreicht. In dem Trauerspiel Jon wett-

eiferte er mit Goethe's Iphigenie in der Verschmelzung des Antiken und Modernen: allerdings eine unverächtliche Leistung und vor Allem in der meisterhaften Behandlung des Verses anzuerkennen. Einige Scenen sowie die Schilderung der Höhle des Trophonius verdienen jedes Lob. Dem Ganzen fehlt jedoch die eigentliche Seelenwärme, und schon beim ersten Erscheinen auf der Weimarer Bühne machte es beim Publicum kein Glück.

So viel geht aus allem diesen hervor, daß Schlegel bis dahin noch auf der Seite des griechischen Classicismus stand, nur mit der Unbefangenheit, daß er zugleich die Größe Dante's und Shakspeare's richtig zu würdigen fähig war. Das folgende größere Gedicht, eine seiner trefflichsten Dichtungen, zeigt ihn uns zugleich als Verehrer griechischer Kunst wie als Meister in ihrer poetischen Form.

Die Kunst der Griechen.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, Kunst hegendes Land, Hellas' geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder im Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz androhend: gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der hellenischen Muse Geweihter,
Goethe, mit sinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist Prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde; wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; Ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Brust frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig versteckt

Wiedergeborener Kunst und Begeisterung; endlich erstand sie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlorene Tochter.
Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den bestätigten ward freie Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Vesten erdrücken's,
Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluthen des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herculischen Strand?
Doch vom feurigen Regen verschont und den fluthenden Felsen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dies nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniß;
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule
Sturz wehmüthig und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünkt er sich reich, schauet ihr Zeichen nur an.
Ach wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regsame Volk
Asien an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos' Quell, da schattete süß Aphroditens
Garten, Kyrene, dein Haupt fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus' Wettkämpfe, sie riefen herbei wie entlegene Länder!
Rosse Siculischer Au'n stampften Olympia's Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syracusä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Faustkampf,
Mit Wurfscheiben gesiegt, ringend im Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo dorisch Gesäul ein würdiges Dach trägt,
Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden entschwingt.
Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Chariten schweben in Reihn um des Ewigen Scheitel,

Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön' stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leierbeherrschenden Hymnen!
„Wem zu sterben verhängt wurde," so rauschet ihr Pfeil,
„Warum säß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
Das war Pelops' Wort, als einst er die Lanz' Oenomaos'
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann."
Ach! mich täuschte dies Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauchet der Geist uns,
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh'.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas' Kunst, die gleich der lakonischen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh' sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in ionischer Weichheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sei,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmer
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maß.
Als der gemalten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleierte Schönheit,
Herrlich baut er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriß zog Parrhasios; fliehende Grenzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt ihn der Maler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern
Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.

Riß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild auch die Vergänglichkeit hin,
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
Pallas Athene, die Brust gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damals forderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst: kleidete, sicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch Vieles verging, aus dem Kerne der parischen Klüfte
Oder aus einem Strom Erzes bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes' Hand dir obgesiegt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, dein Erz?
Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebenen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkür Spiel übt' es, auch wann es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen
Tönt herüber zu uns grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freiheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch
Trug Stesichoros' Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raf'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadischen Felsen,

Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das Allen thaut' in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkaeos' äolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit pierischen Rosen,
Lesbos, Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades' Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! der attischen Bühne Vollender
Seh' ich epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die dorische Stimm' Epicharmos'.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling athenischer Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiser die Scene betrat.
Wenn Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder Timotheos du!
Singe den Orgien vor, Philoxenes! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Du Hermesianax! schweigen doch Alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes' Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien sein!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbstständigen Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild

Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse dich auf, doch sie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen streuet sie Rosen
Aus dem Gewölke, des Tags holde Verkündigerin.

Während Schlegel mit der Uebersetzung des Shakspeare und der Herausgabe des Athenäums beschäftigt war, machte sich allmählich die Einwirkung der freundschaftlichen Beziehungen bemerkbar, die ihn immer enger mit den Vorkämpfern der Romantik verbanden, während er mit Schiller in ein gespanntes Verhältniß gerieth. Ein Besuch in Berlin, im Sommer 1798, zog ihn in den Kreis, der sich um Ludwig Tieck versammelt und den mittelalterlichen Studien sowie der spanischen Literatur sich zugewandt hatte. Im folgenden Jahre siedelte Tieck nach Jena über. Ein jugendliches Geistesleben, von Poesie und Philosophie zugleich gehoben, stiftete einen Bund, der uns an die Dichtervereine in Leipzig und Göttingen erinnert. „Es war wohl eine schöne Zeit" — heißt es in einer Schilderung von Henrich Steffens, der jenem Vereine sich anschloß — „die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeisterung nicht an sie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunct des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Goethe gehörte diesem Kreise zu und ward als ein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend nicht selten zum Widerstand reizt, erschien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur in der Ferne erschien und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in

unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! Der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten."

Schlegel's Formtalent ergriff jetzt die moderne Poesie des südlichen Europa's. Er verließ den Shakspeare und übersetzte Stücke von Lope de Vega und Calderon, so daß **1803** der erste Band seines Spanischen Theaters erscheinen konnte, dem **1809** ein zweiter sich anschloß. Er gab in Verbindung mit Tieck den Musenalmanach für **1802** heraus, der die südlichen Formen der romantischen Lyrik mit mächtigem Erfolge in die Literatur einführte, vor allen das Sonett. Die gleiche Tendenz veranlaßte die Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie, welche **1804** erschienen. In dem Zueignungsgedicht, das wir als höchst charakteristisch für die neue Richtung der Literatur hier folgen lassen, stellt er sich entschieden auf den Standpunct der Romantiker.

An die südlichen Dichter.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' euch denn begaben
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,

Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden
Und streun vor ihren Himmelsheiligthumen
Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin begleitete Schlegel **1805** die geistreiche Frau von Stael auf Reisen und lebte bald in Coppet, bald an verschiedenen Orten Italiens und Frankreichs. An ihrem Werke über Deutschland, wodurch der deutschen Literatur in Frankreich Bahn gebrochen ward, hat er einen bedeutenden Antheil. Im Frühling **1808** hielt er in Wien Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, welche, **1809**—**1811** gedruckt, seinen Ruhm als Kritiker sehr erhöhten, indem er mit eben so viel Einsicht und Unparteilichkeit als gelehrter Sachkenntniß das griechische Theater wie das englische und spanische Drama würdigte; den deutschen dramatischen Dichtern ist er nicht ganz gerecht geworden, am wenigsten Schiller. In Stockholm lernte er **1812** den Kronprinzen von Schweden kennen und begleitete ihn **1813** als geheimer Cabinetssecretär (er ward in den Adelstand erhoben) durch Deutschland. Nach dem Tode der Frau von Stael, zu der er zurückgekehrt war, nahm er **1818** einen Ruf an die neuerrichtete Universität Bonn an, wo er insbesondere für die Einführung und Verbreitung der Sanskrit-

studien eine große Thätigkeit entwickelte. Er starb 1845, ein Mann von hohem, weithinwirkendem Einflusse auf die Entwickelung unserer Literatur, dessen Verdienste noch bereitwilligere Anerkennung finden würden, wenn sie nicht durch Eitelkeit entstellt würden und überhaupt seine literarische Wirksamkeit auf der Grundlage eines tüchtigen sittlichen Charakters beruhte. Die poetische Grabschrift, die er sich in einem Sonette setzte, ist, so eitel sie klingt, nicht unwahr.

Der Völker Sitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprachen frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette.

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst wie unterm Schutz der Laren,
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besinger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Friedrich Schlegel, 1772 geboren, war anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und ergriff darauf mit lebhaftem Eifer die gelehrten Studien, die ihn zunächst in die Literatur des griechischen und römischen Alterthums führten. Durch Schriften über griechische Poesie, die sich durch geistvolle Behandlung auszeichneten, machte er sich zuerst der Nation bekannt. Im Athenäum begann seine Theilnahme an dem Umschwung der Literatur, welcher zur Romantik führte, die an Friedrich Schlegel ihren kritischen Wortführer fand. Seine dichterischen Versuche, außer lyrischen Spielereien der berüchtigte Roman Lucinde und das Trauerspiel Alarkos, eine wunderliche Verschmelzung antiker und romantischer Ideen mit Vorliebe für die Formen des spanischen Drama's, wurden eben so sehr von der Aesthetik wie von dem Sittlichkeitsgefühl für verwerflich erklärt. In

Jena gehörte er ebenfalls eine Zeitlang dem oben näher besprochenen Dichterkreise an. Seit 1802 führte er ein literarisches Wanderleben, vorzugsweise mit mittelalterlicher Literatur und Kunst beschäftigt. Gleichwie sein Bruder und seine Freunde, förderte er die Nachahmung der spanischen Poesie und erhob Calderon neben Shakspeare auf den höchsten Dichterthron, wie früher die Griechen. Sein Sonett auf Calderon mag uns zeigen, mit welch einer gläubigen Verehrung die Romantiker an diesem Dichter hingen, der nicht wenig zu den Verirrungen unserer dramatischen Poesie beigetragen hat.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
  Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
  Ein Wunderschloß, wo, blitzend von Metallen,
  Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
  Farbige Flammenwogen uns umwallen,
  Doch kühlend, duftend alle Sinne Allen
  Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaubrer bloß von diesen Seligkeiten,
  Bezaubert selbst wohnet zum schönsten Lohne
  Im eignen Garten selig selbst der Meister;

D'rum sollen alle Feeen auch bereiten
  Des Dichterhimmels diamantne Krone
  Dir, Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

Hin- und herschwankend, ohne mit der Energie redlicher Ueberzeugung irgend eine Richtung zu vertreten, ward er von Romantik und Mystik zur katholischen Kirche hingeführt und trat 1808 in östreichischen Staatsdienst. Seinen mystischen Tendenzen entsprach die Schrift Ueber Sprache und Weisheit der Inder, durch welche die Kenntniß der orientalischen Poesie erweitert und auch nach dieser Seite hin mit der Forschung zugleich die Nachahmung geweckt ward. Dieser literarhistorische Universalismus Friedrich Schlegel's ergänzt die verwandten Bestrebungen seines Bruders, dessen Vorlesungen über das Drama er sich mit seinen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neueren Literatur ebenbürtig an die

Seite stellt, nur daß er einer reinen und klaren Prosaform nicht in gleichem Grade mächtig ist. Seine Vorlesungen über Geschichte und über Philosophie haben mehr geistreichen Schimmer als Tiefe der Ideen und huldigen der Geistesbeschränkung, für die er als Proselyt glaubte das Wort nehmen zu müssen. Er starb während eines Aufenthalts in Dresden 1829. Von seinen Gedichten schließen wir nur den Gesang der Ehre an, ein Zeugniß des unseligen Jahres **1806**, und, wenn auch der Patriotismus etwas forcirt erscheint, doch ein Vorklang der patriotischen Romantik der Befreiungszeit.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

D'rum sei jener hochgepriesen,
König Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener, so die Welt befreiten.

Möchte, neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug,
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht!
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden!

Während bei den Brüdern Schlegel der Schwerpunct ihrer Bestrebungen und Verdienste vornehmlich in der Erweiterung der Literaturkenntnisse und in der universalen Würdigung der Poesie nach ihren verschiedenartigsten Erscheinungen liegt, ist Tieck der hervorragendste

productive Dichter der romantischen Schule, den die Freunde sich mitunter versucht fühlten Goethe als ebenbürtig an die Seite zu stellen; daß er Schiller weit überrage, ward in diesem Kreise nicht bezweifelt. Das Urtheil der Nation hat sich durch solch übertriebenes Parteilob nicht beirren lassen. Des Anerkennenswerthen bleibt bei einem so begabten Dichter, wie Tieck, noch immer gar viel.

Ludwig Tieck wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren. In den häuslichen Kreis seines Vaters, eines wackern Seilers, reichte schon die Theilnahme an der schönen Literatur hinein. Der Knabe entzückte sich an Goethe's Götz und Schiller's Räubern, die er beide auch später noch geneigt war über alle ihre andern dramatischen Schöpfungen zu stellen. Von der Liebe zu Theatervorstellungen war Tieck's ganze Jugendzeit erfüllt; er verschlang die dramatische Literatur, besuchte fleißig das Theater, schwärmte für Shakspeare und übte sich in Vereinen zu dramatischen Aufführungen. Mit seinem sechzehnten Jahre begannen seine Versuche im Drama, Nachahmungen von Shakspeare's Sommernachtstraum und Sturm, seinen Lieblingsstücken. Gegen das Ende seiner Schuljahre begann er seinen Roman Abdallah, dessen Ausarbeitung ihn durch die Universitätszeit begleitete, und übte sein Erzählungstalent in der Mitarbeit an Rambach's Schauerromanen. Die Abneigung gegen den strengen Studiengang nahm er von der Schule auf die Universität mit sich. Er ging 1792 nach Halle und ein halbes Jahr darauf nach Göttingen. In den wissenschaftlichen Studien blieb er Dilettant. Die philologische Gelehrsamkeit und geistreiche Behandlung des griechischen Alterthums, wodurch Friedrich August Wolf die Jugend mit Begeisterung für antike Dichtung erfüllte, vermochte nicht ihn für hellenische Schönheit empfänglich zu machen. In Göttingen war die englische und spanische Literatur neben seinem Abdallah fast seine einzige Geistesbeschäftigung. 1795 nach Berlin zurückgekehrt, warf er sich in eine Productivität, die auch den reichsten Geist erschöpfen mußte. Dem Abdallah folgte der Roman William Lovell. Dann setzte er, gewissermaßen auf buchhändlerische Bestellung, die „Straußfedern" fort, eine Sammlung Erzählungen von verschiedenerlei Ursprung. Entscheidend ward für die Richtung seines poetischen Talents, daß er

hiermit auf den Boden der romantischen Märchenwelt gelangte, wo seine Phantasie, die nicht gewohnt war mit dem Ernst des Lebens sich zu beschäftigen, sich im heiteren Spiel ergehen oder ein schauerliches Gemälde mit jener Ironie entwerfen konnte, die er schon als Rambach's Mitarbeiter sich angeeignet hatte. Eine blühende Phantasie, ein gewandter Stil läßt Peter Leberecht's Volksmärchen als eine höchst bedeutende Leistung erscheinen. Der blonde Eckbert möchte vor allen auszuzeichnen sein, und wer seine Kunst in den Effecten des magischen Grauens bewundern will, lese die Märchen der Runenberg und der Liebeszauber.

Mit einer humoristischen Wendung schlug indeß die Märchendichtung in die Komik und Satire über. Das Märchen ward die Basis zum Spott über die Verkehrtheiten des Zeitalters, schale Aeußerlichkeit, beschränktes Philisterthum, Flachheit der Kritik und der „Aufklärung". Hier brachte er die ungebundenste dramatische Behandlung zur Anwendung, die sich jedes Spiel des kecken Humors gefallen lassen muß, so daß die nüchterne Prosa mit lyrischem Schwunge, witzige Einfälle mit Scenen tiefer Empfindung in buntem Wechsel sich mischen. Diesen dramatisirten Satiren, wie der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, fehlt jedoch die Ursprünglichkeit und Frische einer humoristischen Weltanschauung; die kritische Reflexion drängt sich überall störend hervor, und der Reiz, den sie für die Zeitgenossen hatten, schwindet in eben dem Maße, als die kleinlichen literarischen Zänkereien, mit denen sie angefüllt sind, uns gleichgültig werden. Eine der umfangreichsten Dichtungen der humoristisch-satirischen Gattung ist Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack (1799), ein Spiegelbild der damaligen literarischen Tendenzen, in dessen ernsteren Partieen die Grundzüge der neuen Romantik gegeben sind. In den eingestreuten lyrischen Gedichten duftet es von jenem Naturgenusse in der Stille der Waldeinsamkeit, wie es seitdem der neubelebende Athem der romantischen Lyrik ward. Die Scene im Zerbino, die uns in den Garten der Poesie führt, in deren Wundern sich Nestor, der poesielose Philister, nicht zurechtzufinden weiß, ist für die Romantik vor Allem charakteristisch, weßhalb wir den Anfang derselben hierhersetzen.

Der Garten.

Nestor (tritt auf).

Hab' ich in meinem Leben so was gesehn! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann; — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind
Durch unsere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind!
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehn, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchdrungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzel hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!

Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige grenzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär' ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt;
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen,
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Licht zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel' die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen confuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets verneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,

Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von echter Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen,
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe,
Roth steigt nieder jede Nacht:
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahnung, sind der Kuß;
In Granaten steigt die Röthe,
Zeigt sich in der schönsten Pracht,
Sind der Liebe vollester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahnung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr verständlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und feu'rlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsamen Reden! D'rum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche. Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben dich,
Trag uns dein Herz entgegen!
Was verschmähst du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willst du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist dir erschienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß,
In das die Natur dich weiht.
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmückt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit Alles froh umschlossen ist.

Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten,
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgebreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein!

Feldblumen. Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie all umschließ' ich mit Armen linde,
Sie all tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüsten,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehen,
Wolken fliehen,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,

Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroths heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Die goldnen Abendmeer', die tausend Flammen wogen
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blicke zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll.

Darauf erscheinen im Dichtergarten die großen Dichter der Vergangenheit, Dante, Ariost, Petrarka, Tasso, Cervantes, und die Göttin schließt die Gespräche derselben mit einer Verherrlichung Goethe's:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese Heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Bald darauf wandte sich Tieck vom ironischen Spiel zur ernsten Romantik. Besonders trug der innige Verkehr mit Wackenroder, dem Freunde seiner frühsten Jugend, der für altdeutsche Kunst und Literatur schwärmerisch begeistert war, dazu bei, ihn tiefer in die mystische Glaubensanschauung des Mittelalters einzuführen. Mit ihm gemeinschaftlich bearbeitete er die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797), welche er in dem Roman Franz Sternbalds Wanderungen (1798), an welchem Wackenroder nur geringen Antheil hat, fortsetzte. In demselben Jahre ward ihm sein Freund durch einen frühen Tod entrissen. Die Sehnsucht nach der Gefühlsinnigkeit und Kunstandacht vergangener Zeiten ging mit dem Schmerze um den Verlust des Freundes als ein Vermächtniß auf Tieck über und ward durch seine Vertiefung in die spanische

Literatur genährt; Calderon und Cervantes widmete er seine Verehrung und vollendete die Uebersetzung des Don Quixote. Neue Freunde, unter die er 1799 in Jena trat, Novalis, der vor allen geeignet war, ihm für Wackenroder einen Ersatz zu gewähren, und die beiden Schlegel, sowie die persönlichen Berührungen mit Goethe, der seinem Talente Beifall schenkte, spannten seine poetische Productivität an, das Höchste zu versuchen. Es entstand das Trauerspiel Leben und Tod der heiligen Genoveva (1800). In diesem dramatischen Gemälde war von aller bühnengemäßen Behandlung, von allen Rücksichten auf die Einheit der Handlung durchaus abgesehen. Es kam dem Dichter nur darauf an, die mittelalterliche Form des Christenthums in ihrem Cultus und ihrem Wunderglauben, ihrer Poesie und Kunst in einen weiten Rahmen einzuschließen. In solcher Breite sollten auch neben den dramatischen Partieen die Formen der romantischen Poesie ihre musikalischen und malerischen Effecte geltend machen. Den lyrischen Grundton schlägt das elegische Lied an, das mehrmals wiederkehrt:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal! —

In dem Lyrischen und Märchenhaften liegt auch in diesem Drama die Stärke des Dichters. Als Ganzes betrachtet, beweist es nur,

daß es ihm an echter Productionskraft und organischer Gestaltungskunst mangelte. Es fällt in einzelne Partieen aus einander, und manche sind sehr matt gerathen, gerade die, in denen sich der Dichter zu freier dramatischer Darstellung erheben sollte; die Handlung hat keinen rechten Fortschritt, keinen Abschluß.

Gleich darauf begann Tieck den erst 1804 erschienenen Kaiser Octavianus „ein Lustspiel in zwei Theilen", gleichfalls ein phantastisches Spiel ohne rechte Lebenswärme, doch blendend durch die Verschmelzung aller romantischen Motive und Formen. Die lyrisch-dramatische Einleitung kann als ein Glaubensbekenntniß der neuen Romantik gelten. Wir setzen den bedeutendsten Abschnitt hierher.

Der Dichter und die Romanze.

Dichter.

Steig von deinem Roß alsbalde,
Bist du wohl vom Jagen müde;
O erwünscht, daß ich dich sehe,
Das macht meiner Seelen Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen,
Schöne Tochter hoher Liebe,
Edles Kind des sanften Glaubens,
Unvermuthet kommst du nieder.
Aber sage mir, du Holde,
Wenn es dir also gefiele,
Blieben denn die Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Rosse will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen;
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener;
Eine werthe Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihme
Zu den allertreusten Diensten;
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht,
Beten, heilige Gefühle
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener,
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen;
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Giebt es Liebe ohne Scherzen?
Kann man scherzen ohne Liebe?
Reines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen:
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe treten herein.

Glauben.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter?
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe ist euch ewig;
Aber gern schein' ich zu fliehen;
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet.
Jener dort mit süßem Kreuze
Und dem schönen Christusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Ist der Glaube, wie du siehest.
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in diesem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnsucht kühlen.
Jene dort, so wie Madonna,
Die zur Erde steigt hernieder,
Alle Herzen an sich lockend,
Ist die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat sie zwei Blumen,
Eine Rose, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebessehnsucht
Immer zu einander blühen.
Rose lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz ist ihr beschieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden ist sie treu geblieben.
Will die rothe trunken machen,
Schaut sie ihre Schwester drüben.
Will die bleiche Frommes sprechen,
Sanft erheitern, sanft betrüben,
Schaut sie auf die rothe sehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz spricht aus den Augen,
Senken sie sich golden nieder;
Wer sie anschaut, kann nicht sorgen,
Denn ihr Blick ist allzulieblich.
Was die Frühlingssonne meinet
Und nicht Worte kann ersinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden diese Augen
Und die goldnen Augenlieder.
Spürst du nicht, sie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und so klingt dieselbe Sprache
In dem Schwung der schönen Glieder;
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.

* * *

Romanze.

Und du stehst so einsam sinnend,
Gar nichts sagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt ist,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich suchte,
Was mir keiner konnte geben,
Alle Fülle, Schönheit, Anmuth
Seh' ich spielend dich umschweben.
Wenn du lächelst, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß streben,
Sich in diese Lippen fangen,
In die rothen Fesseln legen,
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leisen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannst du mir gewogen sein?
Möchtest du mich nicht verschmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberselig untergehen.
Du bist Liebe, du bist Glauben,
Du bist Tapferkeit und Scherzen;

Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich Alles leicht verstehn.
Jeder hat, was er gewünschet,
Nach dem Herzen sich erwählet;
Willst du günstig mir erscheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dienest, wenn du treu bleibst,
Will ich dich mit Muth beseelen;
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die Andern mich verschmähen.
Einmal hab' ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu bestehen,
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Folge denen, die mir dienten,
Liebe sie mit voller Seele.
Wer da will ein Priester heißen,
Muß des Tempels nie vergessen.

Nach einer Periode von so überreicher Productivität, die mehr forcirt als naturwüchsig war, trat eine Erschöpfung ein; Tieck verlor das Vertrauen zu seinem Talent und das Behagen an seinen Schöpfungen. Gerade in der Kraft der männlichen Jahre verwandelt sich der Dichter in einen Literarhistoriker und Kritiker. Selbst der Himmel Italiens, wohin er lange sich gesehnt, vermochte nicht die poetische Stimmung zu wecken. Er beschäftigte sich mit der Erneuerung der altdeutschen Minnelieder, des Nibelungenliedes und des Heldenbuchs. Darauf verweilte er mit Vorliebe bei der dramatischen Poesie im Zeitalter Shakspeare's, ohne jedoch im Stande zu sein, den Entwurf eines ausführlichen Werkes über seinen Lieblingsdichter zur Ausführung zu bringen oder auch nur die Uebersetzung seines Freundes Schlegel zu beendigen. Unter dem Titel Phantasus sammelte er **1812** bis **1817** die besten kleineren romantischen Dichtungen seiner Jugendzeit und verband sie durch ästhetische Unterhaltungen mit einander. Hier erschien auch der Fortunat, worin noch einmal die romantische Kunst ein phantastisches dramatisches Gemälde mit frischem Colorit schuf; es ist indeß nur die Vollendung einer in der früheren Lebensepoche entworfenen und begonnenen Dichtung.

Mit dem Jahre **1821** trat Tieck unerwartet in verwandelter Gestalt vor das Publicum. Der Dichter des Phantasus wurde Novellist und bildete vornehmlich die sociale Novelle, welche durch Goethe schon eingeführt war, kunstvoll aus. Er versetzt uns in die Cirkel einer gebildeten Gesellschaft, in deren Unterhaltung der Faden der Erzählung sich fortschlingt. Seine Darstellung erreicht eine classische Höhe vornehmlich da, wo er sich auf seinem eigensten Gebiete bewegt, wo er in Schilderungen aus dem Leben großer Dichter die Poesie

selbst zum Gegenstand seiner poetischen Kunst macht. Daher möchte den Novellen Dichterleben, worin er Shakspeare behandelt, und Dichters Tod, worin uns das tragische Leben des Camoens vorgeführt wird, der Preis gebühren. Die vortrefflich eingeleitete Novelle der Aufruhr in den Cevennen blieb leider unvollendet. Eine der bedeutendsten Leistungen seiner letzten Jahre, ja seine letzte Dichtung, war der Roman Vittoria Accorombona (1840), ein erschütterndes Gemälde italienischer Sittenzustände am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Seit 1819 hatte Tieck Dresden zu seinem Wohnsitz gewählt. Er vertauschte diesen erst im Jahre 1841 mit seiner Geburtsstadt, indem er der Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgte. Er starb zu Berlin am 28. April 1853.

Friedrich von Hardenberg, als Dichter unter dem Namen Novalis bekannt, wurde im Jahre 1772 auf einem Familiengute zu Wiederstedt unweit Mansfeld geboren. In ländlicher Stille, unter der Pflege einer sanften Mutter und dem Unterrichte von Hauslehrern, wuchs er heran. Die Eltern gehörten der Brüdergemeinde an. Mit der frommen Stimmung, die in ihm geweckt und unterhalten wurde, schlug sein poetisches Talent die ersten Wurzeln. Die Romantik war bei ihm kein Princip der Schule, sie war die naturgemäße Blüthe seines Innern, die sich zu vollem Leben entfaltete, als er auf der Universität Jena, wo er sich seit 1790 naturwissenschaftlichen Studien widmete, mit Schiller, Fichte und Friedrich Schlegel bekannt ward und dem Zuge des Zeitalters zur Poesie und Philosophie mit jugendlicher Wärme folgte. In Leipzig und Wittenberg beendigte er seine akademischen Studienjahre. Entscheidend für seine dichterische Entwickelung wurde die Liebe seiner Jugend, nicht bloß das kurze Glück, sondern mehr noch der Schmerz über den Verlust der Geliebten, welche 1797 in der Blüthe ihrer Jahre dahinwelkte. Was sie ihm und seiner Dichtung gewesen, sagt uns das schöne Sonett:

> Du hast in mir den edlen Trieb erregt,
> Tief ins Gemüth der weiten Welt zu schauen;
> Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
> Das sicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahnungen hast du das Kind gepflegt
Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen,
Hast, als das Urbild zartgesinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.

Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig dein?
Und schirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn;
Denn du, Geliebte, willst die Muse werden
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung sein.

In demselben Jahre, da seine Sophie von Kühn starb, begab er sich nach Freiberg, um mit dem Bergbau wissenschaftlich und praktisch mehr vertraut zu werden. Einige Jahre darauf erhielt er eine Anstellung zu Weißenfels, von wo er die Verbindung mit den Jenaer Freunden, zu denen sich damals auch Tieck gesellt hatte, lebhaft unterhielt. Damals reifte der Plan zu dem Roman Heinrich von Ofterdingen, wovon ein Theil während eines einsamen Aufenthaltes am Fuße des Kyffhäusers ausgearbeitet wurde. Auch dieser blieb, wie sein ganzes dichterisches Schaffen, ein geheimnißvolles, vieldeutiges Fragment. Ein früher Tod raffte ihn schon **1801** in der Blüthe der Jahre hin.

Novalis besaß eine tiefere lyrische Innerlichkeit, als selbst Tieck. Die Poesie durchdrang sein Leben und strahlte ihm als hohe symbolische Wahrheit aus allen Erscheinungen der Welt in die Seele zurück, so daß ihm die Wirklichkeit zu einer Märchenwelt ward und er in das Uebernatürliche sich wie in ein gewohntes Dasein hineinlebte. Es ist daher eine traumähnliche Mystik, die in seinen Hymnen an die Nacht und in all' seinen lyrischen Klängen uns wunderbar ergreift und der tiefsten Seelenbewegung melodische Worte leiht. Wo er über das Lyrische hinaus klare Gestaltung seiner inneren Anschauungen versucht, wie in seinem Heinrich von Ofterdingen, kann er die Brücke zum Leben nicht wiederfinden, sondern ist von den Nebelgestalten seiner mystischen Allegorie wie umschlossen. Wenn schon in dem uns vorliegenden Theile des Ofterdingen, worin das Heranreifen des Dichters dargestellt wird, die Erzählung sich in geheimniß-

volle Abstractionen verliert, wie viel mehr würde dies nach den Andeutungen des Entwurfs in dem zweiten Theile der Fall gewesen sein, worin des Dichters Verklärung geschildert werden sollte! Die religiöse Mystik, welche seine Poesie durchwärmte, findet ihren Ausdruck vornehmlich in den Geistlichen Liedern, in welchen das Kirchliche ein Symbol für pantheistische Anschauungen wird. Wir lassen einige seiner besten lyrischen Gedichte zur nähern Charakteristik der ahnungsvollen Romantik des tiefsinnigen Dichters folgen.

Bergmanns Leben.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie eine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er in Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Geistliche Lieder.

1.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn Dir keiner bliebe,
So bleibst Du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an Dein Knie.

Ich habe Dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit Dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen Dir ans Herz.

2.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein,
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

Clemens Brentano, 1777 zu Frankfurt am Main geboren, hat in seinem geistigen Wesen manche Aehnlichkeit mit Novalis, nur ist seine Mystik zerfahrener, excentrischer; sie quillt nicht so lebendig aus dem tiefen Born des Innern, sondern ist oft forcirt und gekünstelt. Es ist in ihm eine wunderbare Kraft und Fülle der Phantasie, aber es schlingt sich Alles wild und verworren durch einander,

sobald er ein größeres Gemälde gestalten will. Eben so zerfahren ist sein Leben; bald ist er der ungebundene Sänger, der lustig die Welt durchzieht, bald der zerknirschte Schwärmer und Bußprediger, dessen einziger Schild ist „auf Stirn und Brust ein katholisch Kreuz zu schlagen.“ Nachdem er 1818 ins Kloster Dülmen gegangen war, fiel auch mehr und mehr der poetische Schimmer von ihm ab, und nur der kindliche Sinn, der manchmal wie ein heller Strahl durch die mystischen Nebel hindurchbrach, leuchtete noch manchmal in der Wunderwelt seiner Märchendichtungen, in denen er eine seltene Begabung zeigt. Er starb 1842.

Um die Erfrischung der lyrischen Poesie machte er sich in Verbindung mit seinem Freunde und nachmaligen Schwager von Arnim durch die Sammlung von Volksliedern verdient, welche 1808 unter dem Titel des Knaben Wunderhorn erschien. Der Sinn für das Kindliche, durch Einfachheit und Wahrheit Ergreifende der Volkspoesie, welcher ihn hier richtig leitete, giebt sich auch in mehreren seiner Lieder und Romanzen kund, die zum Theil zwischen seinen dramatischen Dichtungen und Erzählungen eingestreut sind. Ein Beispiel sei das Lied der Valeria aus dem Lustspiel Ponce de Leon (1804).

Ich wollt' ein Sträußlein binden,
Da kam die dunkle Nacht,
Kein Blümlein war zu finden,
Sonst hätt' ich dir's gebracht.

Da flossen von den Wangen
Mir Thränen in den Klee,
Ein Blümlein aufgegangen
Ich nun im Garten seh'.

Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunklen Klee,
Doch fing es an zu sprechen:
„Ach thue mir nicht weh!

Sei freundlich in dem Herzen,
Betracht' dein eigen Leid,
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit.“

Und hätt's nicht so gesprochen
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dir's gebrochen,
Nun aber darf's nicht sein.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein.
Im Lieben wohnt Betrüben,
Und kann nicht anders sein.

Clemens Brentano's Schwester Bettina stellt uns eben so wie ihr Bruder im Leben die Romantik verkörpert dar. Ihr Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde, 1835 erschienen, war eine späte Blüthe derselben: insofern einigermaßen auch der Ge-

schichte der Poesie angehörig, als er nicht nur mit dem großen Dichter sich beschäftigt, sondern auch ein phantastischer Roman in Briefen genannt werden muß, dessen Heldin die Verfasserin selbst ist, so daß dem Dichter, von dem gerade in jenen Jahren (der Briefwechsel spielt 1807—1811) Napoleon sagen konnte: Voilà un homme! hier die wenig ehrenvolle Rolle auferlegt wird, sich an den Triumphwagen eines neckischen Kindes spannen zu lassen. Die Originale jener Briefe werden wohl nie ans Licht gebracht werden. Das Publicum hat sich lange genug durch das romantische Feuerwerk täuschen lassen. Der Briefwechsel mit der Günderode (1840), welche, selbst Dichterin, das Opfer romantischer Schwärmerei ward und in den Fluthen des Rheins ihr Leben endete, scheint ebenfalls seine romantische Ausführlichkeit erst zur Zeit seines Erscheinens erhalten zu haben.

Ludwig Achim von Arnim, 1781 zu Berlin geboren, ein edler, männlich-milder Charakter, war den hervorragendsten Männern des romantischen Kreises befreundet, ohne sich eng an die Schule anzuschließen; er vermählte sich mit Bettina Brentano. Ein warmer Patriot, stiftete er in Berlin die christlich-germanische Gesellschaft, deren Vorsitz 1812 Fichte übernahm. Sein Wirken als Mensch und als Schriftsteller war von dem Streben beseelt, das religiös-sittliche Element im Nationalleben zu fördern und es von innen heraus zu kräftigen. Allein so gehaltvoll manche seiner Dichtungen sind, wird gleichwohl seine Darstellungsgabe durch humoristische Seltsamkeiten und mystische Unklarheit zu sehr beeinträchtigt, als daß seine Schriften tief ins Volk hätten eindringen können; er hat immer nur einen kleinen Kreis von Lesern um sich zu versammeln vermocht. Er starb 1831 auf seinem Gute Wiegersdorf in der Mittelmark.

Am tüchtigsten zeigt sich Arnim's gestaltendes Dichtertalent in seinem unvollendet gebliebenen Roman die Kronenwächter (1817), worin er die deutsche Volksentwickelung in dem Gemälde des Zeitalters Maximilians I. schildert, sowie in den Novellen, unter denen wir Isabelle von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe auszeichnen. Seinen Sinn für nationale Lyrik, den er durch die Mitherausgabe des Wunderhorns bekundete, drücken auch seine

Lieder und Romanzen aus, doch vermag er nicht die Sprache in leichten melodischen Fluß zu bringen; auch das Beste wird schwerfällig.

Wenn wir bisher die Romantik in ihren poetischen Productionen betrachteten, so hat sich uns wiederholt die Bemerkung dazwischen gedrängt, daß sie mit der wissenschaftlichen Richtung des Zeitalters in enger Verbindung standen. Die philosophische Speculation beherrschte das ganze Zeitalter mit einer so tiefergreifenden Gewalt, daß keiner unter den großen Geistern, welche durch ihre poetischen Schöpfungen die Nation entzückten, sich jener Macht entziehen konnte. Wer wollte verkennen, daß Goethe's Poesie mehr und mehr unter dem Einfluß seiner naturwissenschaftlichen Ansichten stand? daß Schiller an der Hand der Philosophie die dichterische Laufbahn aufs neue betrat? Jean Paul's Romane sind oft nur das Gewand philosophischer Betrachtungen. Fichte und Schelling, die Begründer neuer philosophischer Systeme, waren mit den Dichtern der romantischen Schule aufs engste befreundet und verbündet. Fichte stellte die Welt des Geistes als unabhängig von den Bedingungen der Wirklichkeit hin, Schelling verband die geistige Anschauung wieder mit der Natur und schuf eine Naturphilosophie, welche, wie ein großartiges Naturgedicht, alle schaffenden Kräfte als eine Einheit zusammenfaßte. In diesen Punct laufen auch alle Tendenzen der Romantiker zusammen. Darin mußten sie ebenfalls mit jener philosophischen Richtung zusammentreffen, daß sie in der völkergeschichtlichen Entwickelung zu solchen Epochen sich hinwandten, wo Philosophie und Poesie, Religion und Kunst sich noch nicht als gesonderte Gebiete des Geistes von einander losgesagt hatten, sondern mit einander verschmolzen erscheinen. Daher entstand die Beschäftigung mit den Religionen und Dichtungen des Morgenlandes, daher die symbolische Deutung des Götterglaubens des Alterthums. Durch Friedrich Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker (1810) erfuhr die Behandlung der Mythologie eine völlige Umgestaltung. Wie sehr das Mittelalter mit seinem zauberhaften Dämmerlichte die Gemüther an sich zog, haben die oben berührten Dichtungen der Romantiker zur Genüge bewiesen. Fast noch höher sind die Früchte anzuschlagen, welche nach dieser Seite hin die Wissenschaft der Anregung der

Romantik zu verdanken hat. In der Erforschung des Mittelalters haben wir unsere Nation erst wieder verstehen gelernt; erst dadurch erfaßte man den innersten Kern einer wahrhaften deutschen Nationalgeschichte. Es entstand eine Erforschung des deutschen Alterthums, der deutschen Sprachbildung, der älteren Literatur unsers Volkes, welche seit der Zeit, daß Tieck die Minnelieder erneuerte, seit Friedrich Heinrich von der Hagen für das Nibelungenlied eine lebendige Begeisterung erweckte, seit Jacob Grimm den reichen Schacht seiner germanischen Sprach- und Sagenforschung zu öffnen begann, nicht aufgehört hat, immer neue Schätze der Vorzeit ans Licht zu heben. Wenn auch die Deutschthümelei jener Jahre in ihren Uebertreibungen vielfach lächerlich erscheint, so muß doch die Begeisterung in Ehren bleiben, welche unsere Literatur wieder zu der vaterländischen Quelle zurückführte, wie sie auch auf dem Schlachtfelde unsere Unabhängigkeit uns wiedererstritten hat.

Das Gebiet der Sagenforschung war betreten, das Epos der Vorzeit breitete seinen unermeßlichen Strom vor uns aus, und zugleich waren die epischen Meisterwerke des Ariost und Tasso, gleichwie früher Homer, durch die vortrefflichen Uebersetzungen von Johann Dietrich Gries dem Verständniß näher gebracht. Man nahm daher auch wieder den Anlauf zum romantischen Epos und glaubte es mit richtigerer Auffassung der ritterlichen Zeiten zu unternehmen, als da Wieland seinen Oberon dichtete. Allein hier zeigte sich wieder der Mangel an gestaltender Kraft, der überall die besten Entwürfe der romantischen Dichter vernichtete; sie verfallen den Launen der mit unklaren Zwecken spielenden Phantasie; sie gerathen in lyrische Zerflossenheit und in die Nebel der Mystik, so daß im besten Falle nur das Märchen gelingt.

Niemand hat mit der Behandlung der altgermanischen Helden- und Rittersage in den Jahren kurz vor und nach dem Befreiungskriege mehr die Lesewelt entzückt, als Friedrich de la Motte Fouqué, der in dramatischer und epischer Form bald ein kraftsprühendes Reckenthum, bald ein in sanften Gefühlen schwelgendes ideales Ritterthum vorführte. Seine Trilogie der Held des Nordens (Sigurd der Schlangentödter, Sigurds Rache, Aslauga) be-

handelte die Nibelungensage nach der Edda und ward von dem Zeitalter, das eben erst vom Nibelungenliede sich hatte entzücken lassen, als eine Wiederherstellung des alten Heldengeistes gefeiert. Zum Theil war der dämonische Zauber, der in der alten Sage liegt, mit vieler Kunst in der Behandlung bewahrt, so sehr auch ungeachtet der dramatischen Form Alles in die Breite geht. Mehr noch verliert er den festen Boden in seinem Rittergedicht Corona, das mit märchenhaften Gebilden der Ritter- und Zauberwelt phantastisch spielt. Für solche Phantasiegemälde eignete sich besser die Romanprosa. Der Beifall, den sein Zauberring und das Märchen Undine erhielten, reichte an die glänzendsten dichterischen Erfolge. Allein es war ein Ruhm, der wie die Mode schnell vorüberging und bei einem späteren Geschlechte dem Dichter nur Spott eintrug. Schnell sind auch die lyrischen Gedichte und Romanzen, welche er mit einem leichten Reimtalent in Menge zusammenhäufte, der Vergessenheit anheimgefallen, obwohl einst viel gesungen in den Jahren patriotischer Begeisterung. Wie ein vereinzelter schöner Klang hat sich sein Kriegslied für die freiwilligen Jäger („Frisch auf zum fröhlichen Jagen") im Volke erhalten. In den Romanzen gelingt ihm am besten die Auffassung der großartigen Züge der alten Heldensage, wie in der nachfolgenden Erzählung.

Das Siegesfest.

Eine nordische Sage.

Es hatt' in Schiff und Barken
Seeschlacht gehalten an des Reiches Marken
Ein König, und vom Strande
Mit Schuß und Klingenschlägen,
Als ein erprobter Degen,
Zurückgesprengt die grimme Feindesbande.
Als nun zum Siegesmahle
Sie füllten die Pokale,
Frei von der Rüstung Wuchten,
In einer von den nahen grünen Buchten,
Sieht man alsbald erbleichen
Den theuern Herrn an Stirne, Wang' und Munde.
Gar freundlich lächelnd spricht er: „eine Wunde
Trägt meine Brust; bald zieht's mich zu den Leichen."
Da hebt sich solch ein Klagen,

Wie's nur vermag zu sagen,
Wer Helden sah gefallen,
Hort, Zier und Licht den Waffenbrüdern allen.
Doch es ermannt sich
Der kranke Held in Eile
Und ruft: „Nicht lasset mich
Von hinnen also ziehn mit Klaggeheule.
Ihr seid hier Siegesgäste;
Ich bin hinauf geladen
Zu Wallhall's besserm Feste:
Das ist ja weder mein noch euer Schaden.
Und daß auch diesen Gliedern
Der Tod nicht möge widern,
Will ich in heller Flamm' und Fluth sie baden.
Auf, rüstet mir ein gutes Schiff zur Stunde,
Darinnen legt die Feinde,
Die heut' ich selber traf mit Todeswunde; —
(Wahrlich nicht wird geringe die Gemeinde!) —
Hoch aufs Verdeck thürmt mir den Scheiterhaufen,
Lebendig noch mich droben;
Dann sollen Flammen hell auflaufen
Ans Schiff, und laßt's ins weite Meer hintoben.
Ihr, Schlachtgesellen, müßt erheben
Kriegsfreud'ge Lieder.
Wer mich zumeist geliebt im Leben,
Der schwing' am lautsten nun des Sangs Gefieder!“ —
Und nach des Königs Wort
Lud man ins Schiff den Wunden;
Hin schoß es aus dem Port,
Von Flammen feierlich ringsher umwunden.
Am Ufer klangen
Die Waffen laut zusammen.
Die Helden sangen,
Indeß aus ihren Augen Thränen drangen.
Und fern in Flammen,
In Meeres stürm'gen Wettern
Zog auf der Sieger leuchtend zu den Göttern.

Ernst Schulze, 1789 zu Celle geboren, hatte sich in der Schule der Griechen, deren Sprache und Literatur er zu Göttingen seine akademischen Studien widmete, eine Correctheit der Form, eine Schönheit der Sprache erworben, wie sie seit A. W. Schlegel's Jugenddichtungen keiner der Romantiker besaß. Seine Poesie empfing, gleichwie die des Novalis, ihre Weihe am Grabe der Geliebten. Zu

ihrer Verherrlichung entwarf er das romantische Heldengedicht, das ihren Namen trug, Cäcilie. Es behandelt die Bekehrung des Nordens zum Christenthume. Viele deutsche Sänger verbanden in jenen Jahren der Begeisterung das Schwert mit der Leier. Wie Fouqué, wie Theodor Körner, zog auch Schulze 1813 in den vaterländischen Kampf. Erst nach dem Frieden gegen Ende des Jahres 1815 beendigte er sein Rittergedicht mit dem zwanzigsten Gesange. Noch beschäftigten ihn große Entwürfe für seine epische Dichtung. Allein sein Körper trug schon den Keim eines frühen Todes in sich, und eine unerwiderte Liebe zu der Schwester Cäciliens nährte den schwermüthigen Hang seines weichen Gemüths. Ihn hob nur noch die Hoffnung, in der milderen Luft Italiens seine Kräfte herzustellen und im Vaterlande Ariost's die fröhlichen Schwingen der romantischen Phantasie zu entfalten. In diesem poetischen Vorgefühl verfaßte er das kleine Epos die bezauberte Rose, worin er das Höchste leisten wollte, was er in der Kunst des Versbaues vermöchte. Er erlebte nur noch die Freude, daß ihm der von dem Buchhändler Brockhaus für die gelungenste poetische Erzählung ausgesetzte Preis zuerkannt wurde. Er starb im Elternhause 1817. Die sinnige, gefühlvolle Darstellungsweise, die von den Excentricitäten der romantischen Schule sich frei hält und nur ihre Breite theilt, hat seinen Dichtungen bis auf unsere Zeit viele Freunde erworben; den Wohllaut der Stanzen seiner „bezauberten Rose" hat niemand übertroffen. Eine gleiche Kunst der Technik zeigt sich in seinen Elegieen, wo er die antiken Formen gewählt hat. Wir lassen eines seiner lyrischen Gedichte folgen, in dem sich eben so sehr sein Leben und Dichten spiegelt, wie es von dem Wohllaut seiner Stanzen Zeugniß giebt.

Cäcilie,
eine Geisterstimme.

Im October 1813.

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad;
Auf steiler Bahn bist du emporgestiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat;

Doch schüchtern hat der Sänger dir geschwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen,
Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.

Doch jetzt ist mir ein starker Muth entglommen,
Und ernst ermahnt mich eine theure Pflicht;
Von Himmelshöhn ist mir die Kraft gekommen
Und Gluth der Brust, dem Geiste klares Licht.
Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
Den heil'gen Ruf, d'rum zag' ich fürder nicht.
Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
Der zweifle nicht; er wird den Sieg erstreiten.

Denn sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit strengem Spott den Sklaven niederschlug,
Die fromm und zart die rauhe Welt uns schmückte,
Ein segnend Licht in finst'rer Zeiten Fluch,
Die Gott schon früh zu seinem Thron erhoben,
Um herrlicher sein schönstes Werk zu loben;

Sie nahte mir von ihren lichten Höhen
Im Spiel des Traums, ein ernstes Heil'genbild:
Ihr Auge war wie Frühlicht anzusehen,
Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt;
Und ihrem Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
Wie durch den Thau der Blüthe Duft entquillt,
Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
Kam so ihr Wort zu meinem Geist hernieder:

Was feierst du und schweigst in düstern Klagen,
Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
Und weinst, da Glück und Ruhm für Alle tagen,
Mit feigem Schmerz um deines Glückes Tod?
Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
Der Ruf der Kraft, er ist auch mein Gebot;
Was ich empfand, das sollst auch du empfinden
Und meinen Werth durch deinen Werth verkünden.

Hab' ich nicht oft mit still geweinten Thränen
Im stummen Gram mich um mein Volk verzehrt,
Nicht oft von Gott mit heißem Flehn und Sehnen
Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?

Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
Nicht hoffnungsvoll in finstrer Zeit genährt?
War ich nicht frei im unterjochten Lande
Und groß und gut beim schnöden Druck der Schande?

D'rum ward ein schönes Loos mir zugewogen;
Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor;
Wohl war die Welt mit Wetternacht umzogen,
Doch Engeln weicht der Zukunft finst'rer Flor.
Und sieh', es stieg aus Kampf und Sturm und Wogen
In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor.
Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
Das war mir längst verkündet und entschleiert.

Denn als, verführt von seinen Lügengöttern,
Dem Thron der Welt der schnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern
Und sandte Gluth und Frost auf seinen Pfad,
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuwehn des Frevels stolze Saat.
Da sank sein Herz, und an dem Riesenwerke
Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

Und er entwich mit seinen flücht'gen Schaaren.
Ihm sandte Gott das trügerische Glück
Und leitete durch blutige Gefahren,
Durch Flamm' und Fluth den Trotzigen zurück,
Für größ'res Leid der Zukunft ihn zu sparen,
Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
Nicht ehrlich sollte er im Kampf erliegen,
In dessen Brust die Ehre stets geschwiegen.

Und Gott erhob die Kraft der Fürsten wieder
Und band ihr Herz durch Lieb' und Freud' und Leid;
E i n Recht, e i n Haß verflocht die deutschen Brüder,
Die lange schon der Hölle List entzweit.
Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit;
Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menschheit richten.

Und es gelang. Siehst du den Thron erzittern,
Den früher schon die Last der Schmach gedrückt?
Es wogt und zürnt gleich schwarzen Ungewittern,
Roth ist der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.

Der Rächer naht, die Säulen zu zersplittern,
Die ohne Gott der Siegeskranz geschmückt;
Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

Heil dir, mein Volk, du ziehst auf blut'gen Bahnen,
Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt.
Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
Und Heere stehn, wohin dein Ruf erklingt.
Nicht lange läßt der tapf're Mann sich mahnen,
Sein Vaterland ist, wo Gefahr ihm winkt;
Wo Ehr' und Recht dem theuren Sieg entsprießen,
Da scheint's ihm Lohn, sein Herzblut zu vergießen.

Hörst du zu Gott den Dank der Völker steigen?
Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
Und jedes Knie will sich dem Ew'gen neigen,
Von gläub'ger Lust ist Geist und Blick erhellt.
Die Sonne glänzt, des Herbstes Stürme schweigen,
Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt,
Kein Opfer schmerzt, kein Leid und keine Bürde;
Groß ist der Mensch und reich durch seine Würde.

Euch wird der Muth, die Treue wiederkehren,
Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blühn,
Kein fremdes Gift wird euern Schmuck zerstören,
Kein schnöder Lohn ins Joch der Schmach euch ziehn.
Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
Kein Jüngling mehr für feile Bilder glühn,
Und staunend wird der Fremdling euch erkennen,
Und Kraft und Sitte deutsche Tugend nennen.

Und lange soll der heil'ge Fried' euch krönen,
Den ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
Und Liebe soll den langen Haß versöhnen,
Und schmücken soll das Recht den Thron der Macht,
Und wohnen soll das Gute bei dem Schönen,
Und heilig sein, was jetzt der Spott verlacht,
Und ewig soll der fromme Glaube leben:
Nicht uns're Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

Ein ernstes Wort will ich dir noch enthüllen,
Doch schließ' es treu in deinen Busen ein:
Kein Schicksal giebt's; es giebt nur Muth und Willen;
Sei stark durch dich, so ist die Palme dein.

Es giebt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen,
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein.
Es giebt ein Recht, das gilt in jedem Kreise.
Es herrscht ein Gott, der ist allein der Weise.

Die dramatische Poesie hat fast allen Romantikern viel zu schaffen gemacht. Allein da sie von den Verhältnissen des wirklichen Lebens sich lossagten und die Grundlage in dem nationalen Gefühl verschmähten, so entstehen die wunderlichsten Gebilde einer phantastischen Welt, bei denen in der Regel nicht einmal auf die Bühne Rücksicht genommen wird. Man durchwandert die gesammte dramatische Literatur, um das Verschiedenartigste nachzuahmen und zu verschmelzen. Uebersetzungen und Nachbildungen wetteifern in der Uebertragung der dramatischen Meisterwerke früherer Zeiten; Stolberg's Aeschylus und Solger's Sophokles stehen neben Schlegel's Shakspeare, und friedlich neben diesen das spanische Drama, welches von Schlegel und Gries mit bewunderswerther Kunst in mehreren seiner bedeutendsten Schöpfungen auf unsern Boden verpflanzt wurde. Zu dieser mystischen Welt fühlten sich die Romantiker am meisten hingezogen, und selbst von Shakspeare's Dramen schätzte man vorzugsweise diejenigen, in denen der Humor des Dichters mit einem phantastischen Stoffe spielt, nicht die, welche durch die Macht des tragischen Ernstes und durch großartige Charakterdarstellung ergreifen. In dem Drama offenbart sich am meisten die schwache Seite der Romantik. Vor Allem vermißt man sittliche Motivirung der Handlung und scharfe Zeichnung der Charaktere. Nur einige Dichter bleiben uns noch zu näherer Besprechung übrig, die dem Drama hauptsächlich ihre Kräfte widmeten und ihren dramatischen Werken ihre Stelle in der Geschichte der Poesie verdanken.

Heinrich von Kleist besaß unter allen Romantikern das bedeutendste dramatische Talent; er war durch und durch eine kräftige Dichternatur, die ein tiefes Seelenleiden in sich trug, ohne die rettende und befreiende Heilkraft zu besitzen, so daß er zuletzt dem finstern Dämon seines Innern, gegen den er vergebens gekämpft hatte, erlag. Zu Frankfurt an der Oder 1776 geboren, kam er frühzeitig an den Berliner Hof und bald darauf als Officier zur Armee. Der un-

rühmliche Feldzug an den Rhein verleidete ihm seinen Stand, und er ging 1799 in seine Vaterstadt zurück, um die Rechte zu studiren. Das Staatsamt, das er sich dadurch erwarb, konnte ihn aber nicht fesseln. Kränklichkeit und die Lage der Dinge in Deutschland verstimmten ihn schon damals, so daß er, weder mit seinen Kenntnissen noch mit seinen Arbeiten zufrieden, von einem Ort zum andern zog, nach Paris und in die Schweiz zweimal reiste und immer wieder unzufriedener heimkehrte. Im Jahre 1804 nahm er aufs neue Staatsdienste in Preußen, die er aber nach der unglücklichen Schlacht bei Jena abermals verließ, um bei der Wissenschaft und Poesie Trost zu suchen in dem allgemeinen Drangsale. Der französischen Regierung verdächtig gemacht, mußte er als Gefangener nach Frankreich wandern und erhielt seine Freiheit erst nach dem Tilsiter Frieden. Nun lebte er abwechselnd in Dresden und Berlin, wo er eine Zeit lang im Umgange mit edlen Freunden und im poetischen Schaffen heiterer zu werden schien; nur die Schmach des Vaterlandes nagte fortwährend an seinem Herzen, und jubelnd begrüßte er 1809 den Kaiser von Oestreich und seinen tapfern Bruder Erzherzog Karl als Retter des Vaterlandes. Wir schalten das von Zorn und Begeisterung glühende Gedicht hier ein.

Germania an ihre Kinder.

1.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2.

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Cohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

3.

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn —
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wider,
Fluren sind ein Ocean:

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

4.

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht,
Der Gelehrte, der, auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

Chor.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

5.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

6.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Sohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

7.

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung,
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung,
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein!

Als aber durch den Wiener Frieden diese Hoffnung wieder getäuscht war, fiel er in seinen Unmuth, der noch durch den Umgang

mit einer unglücklichen Freundin, welche sich einbildete, an einem unheilbaren Uebel zu leiden, gesteigert wurde. Diese nahm ihm in einer trüben Stunde den Eid ab, ihr einen Dienst zu leisten, wenn sie ihn fordern würde; er verspricht es, und sie begehrt den Tod von seiner Hand. Kleist hielt sein Wort und tödtete **1811** in einem Hölzchen unweit Potsdam mit ihr auch sich zugleich. „Wenn es den Abgeschiedenen," sagt Tieck, „vergönnt ist, von den hiesigen Dingen noch zu wissen, mit welcher Wehmuth und Reue muß sein Geist sich herabgesehnt haben, als seine Freunde und Brüder für König und Vaterland im edelsten Streite der neuern Tage auf der Ebene von Lützen standen, für die Sache siegend, dem sein irdisches Herz fast zu ungestüm geschlagen hatte. Daß er in diesem Kriege nicht mit siegen oder in ihm fallen konnte, ist für ihn Strafe genug für sein Vergehen gewesen, wenn es nach den Begriffen der Meisten ein solches ist, auf das Leben zu früh zu verzichten."

Die dramatischen Dichtungen Kleist's tragen das unheimliche dämonische Gefühl in sich, das den Dichter durchs Leben begleitete. In der Anlage, in der Ausführung einzelner Theile bewundern wir oft die Größe seines dichterischen Talents, ja es bricht manchmal ein Strahl der reinsten Poesie durch das düstere Gewölk; allein plötzlich reißt ihn wieder eine Laune seiner excentrischen Phantasie mit sich fort, und er stört durch widernatürliche Elemente die Wirkung des Ganzen. So tritt er uns schon in seinem ersten Drama, die Familie Schroffenstein, entgegen, das **1803**, gleichzeitig mit Schiller's Braut von Messina, erschien und mit dieser Tragödie die Schicksalsidee gemein hat. Die beiden Zweige der Familie Schroffenstein tragen das Verhängniß einer tiefeingewurzelten Fehde, die durch Argwohn und Mißverständniß fortwährend genährt wird und plötzlich in leidenschaftlichen Haß auflodert. Weil wir jedoch die innern Triebfedern der Feindschaft nicht erkennen, und darin nur ein unbegreifliches Geschick waltet, so vermag der Dichter das tragische Interesse nicht bis zum Schlusse festzuhalten, und die Lösung ist unnatürlich und gewaltsam. In der Penthesilea ist die bacchantische Leidenschaftlichkeit mit glühenden Farben geschildert. Penthesilea, die Amazonenkönigin, und Achilles, der Heldenjüngling, suchen

sich mit Liebesverlangen, und haben sich kaum gefunden, als die Liebesgluth zu neuem Kampfe treibt und Penthesilea in der Wuth des Wahnsinns den Achill mit eigenen Händen zerreißt. Das Käthchen von Heilbronn (1810) nannte Kleist die Kehrseite der Penthesilea; er wollte die Hingebung des Weibes darstellen. Die Charaktere sind in diesem Stücke plastisch gezeichnet, die Handlung ist spannend und voll Leben, und viele Scenen sind mit großer Zartheit und Wärme des Gefühls durchgeführt. Der Dichter treibt aber die Grundidee auf die Spitze; indem er das Mädchen, wie von einer unwiderstehlichen Zaubermacht gedrängt, alle Grenzen des jungfräulichen Zartgefühls überschreiten läßt, und der Graf Wetter vom Strahl ihre Zudringlichkeit durch Schläge und Fußtritte vergeblich von sich abzuwehren sucht, so überkommt uns ein unheimliches, widerwärtiges Gefühl, das durch den glücklichen Ausgang, wo Käthchens innerer Drang durch die Enthüllung ihrer hohen Geburt eine Erklärung findet, nicht völlig wieder versöhnt wird. Die Einmischung somnambuler Hellseherei, mit deren seltsamen Erscheinungen Kleist sich viel zu schaffen machte, gehört zu dem phantastischen Beiwerk, das uns überall in seinen Dramen stört. Uebrigens hat dieses Stück so viele Bühneneffecte, daß es sich am meisten in der Gunst des Publicums festgesetzt hat.

Die Hermannsschlacht, schon 1809 in der Erwartung des östreichischen Krieges verfaßt, aber erst nach dem Tode des Dichters erschienen, ist von jener Poesie des vaterländischen Zorns erfüllt, von der wir oben ein Beispiel gaben. Den Kampf der Deutschen gegen die römischen Unterdrücker beschwört Kleist nur herauf, um sein Volk zu ermahnen, ein Gleiches mit den Franzosen zu thun, gegen die gleichfalls jede Waffe des leidenschaftlichen Zorns berechtigt sei. In Hermann tobt eine bis zur Wildheit gesteigerte Energie des Hasses, er kennt kein Verschonen, er verhöhnt die unter seinen Genossen, die von weichherzigem Mitleid ihre vertilgende Kraft lähmen lassen. Der dämonischen Wildheit verfällt auch Thusnelda, als sie an dem Römer Ventidius Rache nimmt, und gerade diese Scene hat der Dichter mit besonderer Vorliebe ausgemalt. In den übrigen Personen, in der Schilderung ihrer Uneinigkeit, Eifersucht und Schwäche hat

Kleist durchweg das Deutschland seiner Zeit vor Augen. Hermann und Marbod läßt er sich verbünden, um zu zeigen, was Oestreich und Preußen thun sollten, und über die Treulosigkeit der Rheinbundfürsten wird strenges Gericht gehalten.

In vollendeterer Gestalt erscheint das patriotische Tendenzdrama in dem Prinzen von Homburg, unstreitig der werthvollsten Schöpfung des Dichters. „Die lebensvolle Färbung der heimischen Zustände“ — sagt Julian Schmidt — „die warme, innige Hingebung an das Vaterland verleihen ihm einen Reiz, durch den es vielleicht einzig in unserer Literatur dasteht. Mit frischem Athemzug weht uns der Geist eines wohlgeordneten Kriegerstaats entgegen, der in seiner Weise ebenso anerkennenswerth ist, als die republikanische Freiheit, weil er sich an eine Fahne knüpft, die ein höheres Symbol umschließt, als das Wohlbefinden der gegenwärtigen Generation: in der Mitte der Fürst, der mit verständigem Ernst die Zügel des Staats in starken Händen hält, um ihn die treuen Kampfgenossen, die ihn verehren, ohne seine Knechte zu sein, ein gegenseitiges Vertrauen ohne Aufgeben der Selbstständigkeit, auffahrende Hitze, wie es Kriegern natürlich ist, und doch strenge Loyalität: es waren das alles für Preußen keine bloßen Traumbilder.“ Der Stoff ist zu einer dramatischen Composition vortrefflich geeignet. Der Prinz läßt sich in der Schlacht bei Fehrbellin von seinem Muthe fortreißen, der Anordnung des Schlachtplans zuwiderzuhandeln; ein siegreicher Erfolg krönt sein kühnes Unternehmen. Allein er hat die militärische Ordnung verletzt; der Kurfürst fordert ihm den Degen ab und übergiebt ihn der Haft. Das Gesetz verhängt Todesstrafe über ihn. Er selbst muß die Gerechtigkeit des Urtheils anerkennen; sein Uebermuth macht der Demuth Platz. Der Fürst kann Gnade ergehen lassen, ohne die Grundlage der staatlichen Ordnung in Gefahr zu bringen. Je trefflicher Kleist uns in den Hauptscenen die Entwickelung der Handlung vorführt, um so störender sind die romantischen Seltsamkeiten, durch die er die sittliche Motivirung derselben unterbricht. Dem Feuer des jugendlichen Muthes, der die Schranken der militärischen Unterordnung vergißt, sind die Träumereien eines verworrenen Visionärs untergeschoben, der eher allenthalben sonst paßt, als an der Spitze eines

Soldatencorps, und der Held, welcher unsere Achtung verdienen soll, wird zu einem Feigling erniedrigt, der im Angesicht des Todes in den unwürdigsten Worten um Gnade bettelt, und sollte er auch als gemeiner Ackerknecht sein Leben fortschleppen. Schon dadurch verliert die Handlung das Spannende, was sie in der Darstellung des Dichters leicht erhalten konnte, daß das Benehmen des Kurfürsten von Anfang an keinen Zweifel läßt, es sei die Begnadigung gleich bei ihm eine beschlossene Sache und werde nur hinausgeschoben, um den Prinzen zur Strafe für sein Vergehen die Angst unter dem geschwungenen Richterschwerte durchkämpfen zu lassen. Dadurch verliert die Haltung des im Uebrigen trefflich gezeichneten Kurfürsten viel von ihrer Würde, statt daß der Uebergang von der Strenge des das Gesetz vertretenden Staatsoberhaupts zu der Gnade in dem Charakter des Fürsten sich leicht im Laufe der Handlung hätte vermitteln lassen.

Wenn uns der eigentliche Kern aller dieser Stücke beweist, daß die realistische Tendenz in Kleist's dramatischen Dichtungen vorherrscht und nur stellenweise die Phantastik der romantischen Schule ihn sich selbst entführt, so wird uns dies noch ganz besonders in dem Lustspiel der zerbrochene Krug anschaulich, welches, wie es auf niederländischem Boden spielt, auch mit holländischer Kleinmalerei ausgeführt ist. Die allmähliche Enthüllung des komischen Vorfalls, wobei Adam Richter und Schuldiger in Einer Person ist, erhält die Spannung bis zur Lösung, und obgleich die Haupthandlung vor dem Stücke liegt, fehlt es doch der dramatischen Entwickelung nicht an innerm Leben.

Von Kleist's Novellen erwähnen wir nur Michael Kohlhaas, eine seiner bedeutendsten Dichtungen, die seine Dichternatur zugleich in ihrer Kraft und in ihrer Schwäche zeichnet. Mit kräftigen Strichen läßt er vor uns das Lebensgemälde eines Mannes entstehen, der, weil ihm Recht verweigert wird, durch sein empörtes Rechtsgefühl sich zu Verbrechen fortreißen läßt, um sich selbst Recht zu verschaffen. Durch Luther's Dazwischentreten wird der Dämon in ihm bewältigt, was dem schwachen Arm der Obrigkeit nicht hat gelingen wollen; er erhält sein Recht und zugleich Begnadigung für seine Vergehen.

Allein die bürgerliche Gesellschaft, gegen die er gefrevelt hat, hat in ihrer Mitte keinen Platz mehr für ihn, und neue Mißverhältnisse und Ränke bedrängen ihn. Hier nun beginnt der Dichter seine klare Zeichnung zu verwischen, die scharfen Umrisse verschwinden, und die Handlung geht in ein dämonisches Traumleben über, wodurch die Idee des Ganzen verwirrt und zerstört wird.

In den Augen der Zeitgenossen galt Zacharias Werner, ebenfalls ein Preuße (1768 zu Königsberg geboren), für das bedeutendere dramatische Genie, ja man konnte sich eine Zeitlang einbilden, in ihm einen Ersatz für Schiller zu besitzen. In weit höherem Grade als Kleist gehörte er zu den Eingeweihten der romantischen Schule. Sein Leben wechselte zwischen schwärmerischen Verzückungen und gemeinem Sinnengenusse, und seine Poesie suchte Religion und Natur durch mystische Symbolik zu verschmelzen, so daß der Versuch, der Stifter eines idealen Religionsbundes zu werden, zuletzt in den Uebertritt zur katholischen Kirche (1811) umschlug. Was er bei seinem ersten Dichtwerke schon beabsichtigt hatte, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln", setzte er als katholischer Priester zu Wien fort, wo er im Januar 1823 starb.

Sein erstes Stück, die Söhne des Thals, aus zwei Theilen bestehend, die Templer auf Cypern (1803) und die Kreuzbrüder (1804), kündigt schon den Dichter des religiösen Geheimbundes an, der eine neue Lehre in die Welt pflanzen will. Die historische Grundlage ist der Untergang des Templerordens. Dieser hat sich sein Verderben bereitet, indem er das Heilige verachtet, und die geweihten Söhne des Thals sind es, die ihn vernichten und richten. Noch mehr verliert sich das darauf folgende Drama das Kreuz an der Ostsee in bodenlose Mystik. Fester steht auf dem unzerstörbaren historischen Grunde sein Martin Luther oder die Weihe der Kraft (1807), das mit großem Effect über die deutschen Bühnen schritt. Und allerdings mochte in jenen Tagen, wo man die Trümmer des deutschen Reichs begrub, der Anblick eines Wormser Reichstages die Gemüther ergreifen, und jede Erinnerung an die Geisteskraft, welche die Reformationsbewegung hervorrief, mitten in tiefster Ohnmacht und Erniedrigung eine Erquickung sein. Uebrigens ist der

Werth des Stückes gering. Werner war nicht der Mann, die hohe sittliche Kraft eines Luther zu begreifen, geschweige denn darzustellen; er macht aus ihm den mystischen Schwärmer, der er selbst war. Daß er dies — immerhin sein bestes — Drama nachmals in seiner katholischen Begeisterung durch das Gedicht „die Weihe der Unkraft" widerrief, ist nur als eine charakteristische Lächerlichkeit zu erwähnen. Von seinen späteren Stücken nennen wir nur noch den vierundzwanzigsten Februar, schon 1809 vollendet und aufgeführt, jedoch erst 1814 gedruckt, eine düstere, aber mit kräftigen Zügen ausgeführte kleine Schicksalstragödie, in der das an der Familie haftende Geschick an ein bestimmtes Datum geknüpft ist. Diese Manier, das Schicksal zu dramatischen Effecten zu benutzen, ward dadurch noch mehr in Aufnahme gebracht und fand in den Händen Müllner's, Houwald's und Grillparzer's eine weitere Fortbildung, auf die wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen.

Der Däne Adam Oehlenschläger (1779 unweit Kopenhagen geboren) schloß sich in Wesen und Form seiner dramatischen Dichtungen dem Kreise der Romantiker an, dem er bei seinem längeren Aufenthalt in Deutschland durch Steffens zugeführt ward. Er bemächtigte sich der deutschen Sprache, wie sein Landsmann Baggesen vor ihm, in solchem Grade, daß er sich in die Reihe der deutschen Dichter stellen konnte. Sein Aladdin oder die Wunderlampe (1804 verfaßt) ist ein dramatisirtes Märchen im Geschmacke Tieck's. Hierauf wandte er sich zu den Stoffen der nordischen Sage, durch deren dramatische Behandlung er den größten Beifall bei seinen Landsleuten erwarb. Die deutschen Bearbeitungen (Hakon Jarl, 1805, Axel und Walburg, 1807) machen nur den Eindruck von Uebersetzungen und haben bei uns geringen Erfolg gehabt. Größere Wirkung erreichte er mit seinem Correggio, den er 1809, als er Deutschland verließ, vollendete (gedruckt 1816). Ungeachtet vielfacher Schwächen, die in dem letzten Acte am auffälligsten sind, fesselt doch dies Drama durch seine warmen, gemüthlichen Scenen, sowie durch die lebendige Charakteristik des Michel Angelo und Giulio Romano, und ist noch immer ein vielgelesenes Stück, wenn es auch auf der Bühne nur selten noch erscheint. Wie es auf Goethe's Tasso zurückweist,

so hat es wiederum eine Zeitlang die Künstlerdramen in Aufnahme gebracht, in denen die Sentimentalität mit der Aesthetik einen Bund schloß.

II. Goethe's letzte Periode.

Ueberall weisen die Bestrebungen der romantischen Literaturepoche auf Goethe zurück, überall stehen sie mit seinem Wirken und Schaffen in Verbindung. Die jüngere Dichtergeneration widmete ihm als ihrem Meister Verehrung und Begeisterung, selbst auf Kosten Schiller's, auf den die Romantiker, so viel sie auch ihm verdankten, mit einer vornehmen Geringschätzung herabzusehen liebten. Selbst durch persönlichen Verkehr waren viele derselben Goethe so nahe getreten, daß sie ihn fast wie einen der Ihrigen betrachteten. Zwar konnte er sich mit unwahrer Gefühlscoketterie und mystischen Extravaganzen nicht befreunden, doch übte er gegen die Dichtungen der aufstrebenden Jugend eine große Nachsicht. Ion und Alarkos hatte er auf die Weimarer Bühne gebracht, über Tieck's Genoveva sich beifällig geäußert und Werner's dramatische Versuche mit mehr Milde beurtheilt, als sie verdienten. Mit großem Interesse verfolgte er Schlegel's und Gries' Uebersetzung des Calderon; „der standhafte Prinz" machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und dies, wie andere Calderon'sche Dramen, ließ er in Weimar aufführen. Das Nibelungenlied gewann er lieb und las es in befreundeten Kreisen mit warmer Theilnahme vor. In gleichem Maße theilte er auch die philosophische Strömung, welche die Naturwissenschaft mit der Speculation vereinigte und zu frischem Leben erweckte. Goethe's Naturforschung berührte sich mit der Schelling'schen Naturphilosophie und ward erst durch diese zu größerer Anerkennung gebracht. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß die Einwirkung der neuen Schule auch in Goethe's Geistesleben mannigfach bemerkbar wird. Die seit der italienischen Reise oft bis zur Einseitigkeit getriebene Vorliebe für griechische Poesie und Kunst weicht einer richtigeren Würdigung des durch das Christenthum entwickelten Kunstprincips; wie er dem Nibelungenliede Geschmack abgewann, so kam er auch dahin, der christ-

lichen Malerei wieder ihre Berechtigung zuzugestehen und die von ihm lange Zeit gering geschätzte gothische Baukunst in Ehren zu halten. Selbst in seinen Ansichten über die christliche Cultur tritt eine mehr und mehr wachsende Anerkennung hervor. Einer der schlagendsten Beweise dieser Umwandlung ist der um 1807 entstandene Entwurf eines Drama's in Calderon'scher Form, welches den Sieg des christlichen Märtyrerthums über die im Untergange begriffene heidnische Cultur darstellen sollte. Wie er sich hier dem spanischen Versmaße bequemte, so söhnte er sich jetzt auch mit der Form des Sonetts aus, das er einige Jahre früher von sich gewiesen hatte. Der Uebergang seiner Dichtung von dem lebendigen Realismus der vorigen Periode zu der symbolischen Darstellungsweise der späteren Dichtungen ist keineswegs bloß auf Rechnung des Alters zu schreiben; es war eine naturgemäße Entwickelung, welche durch die Geistesrichtung der Zeit gefördert ward. Von der Natürlichen Tochter zur Pandora war der Sprung nicht gar weit.

In der tiefgedachten Dichtung Pandora, welche gegen das Ende des Jahres 1807 begonnen ward und nicht über den ersten Act hinausgerückt ist, wollte Goethe die Entwickelung des Schönen im Leben des Einzelnen wie in der Cultur der Menschheit symbolisch darstellen. Prometheus ist der schaffende, willenskräftige Mann, Epimetheus der an Idealen hangende, beschauliche Denker, und so die, welche sich ihnen verbunden haben. Epimetheus' Sehnsucht ist nach der Pandora gerichtet, die sich ihm entzogen hat und deren Wiederkehr er hofft; ihr Gefäß schließt die Ideale in sich. Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Sehnsucht, sind seine Töchter. Phileros, der muthige Sohn des Prometheus, entbrennt in Liebe zur Epimeleia. Aus dem Streit entsteht Friede, und die Titanenbrüder vereinigen sich: die Schönheit tritt durch die Kunst ins Leben. Der unausgeführte Theil sollte die Wiederkehr der Pandora und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus enthalten. Die Form ist dem Bau der antiken Tragödie nachgebildet; die Sprache schreitet in kräftigem Kothurngang daher, wechselnd mit lyrischen Monologen, die von hoher Schönheit sind, z. B. Epimetheus' Schilderung der Pandora:

Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden,
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du suchest nach Worten, sie würdig zu loben,
Du willst sie erhöhen: sie wandelt schon oben.
Vergleich' ihr das Beste: du hältst es für schlecht.
Sie spricht: du besinnst dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst dich entgegen: sie gewinnt das Gefecht.
Du schwankst, ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwidern.
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
Sie stellt sich ans Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
Giebst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf.

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt:
Mir erschien sie in Jugend=, in Frauengestalt.

Uebrigens griff Goethe jetzt nur selten noch zur dramatischen Form. Vorzugsweise sagte ihm die Novelle als Darstellung der Verwickelungen innerhalb des gesellschaftlichen Lebens zu, und der fast jährlich wiederholte Aufenthalt in den böhmischen Bädern gewährte Stimmung und Stoff zu solchen Dichtungen, die er, als aus Einem Sinne hervorgegangen, zu einem größeren Ganzen Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammenzustellen gedachte. Eine der in gleicher Tendenz entworfenen Erzählungen erweiterte sich zu einem Roman die Wahlverwandtschaften. Es ist eben so wie Werther eine psychologische Darlegung einer krankhaften Zeiterscheinung, der Auflockerung und Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse durch das leidenschaftliche Freiheitsstreben der Subjectivität, wie es uns in dem Leben der hervorragendsten Romantiker entgegentritt. Der Conflict

zwischen Pflicht und Neigung wird aus seinem Entstehen wie in seinem tragischen Ausgange geschildert; die sittliche Bedeutung der Ehe wird aufrecht erhalten, und die dagegen sich auflehnen, gehen zu Grunde. Es waltet aber in der Entwickelung mehr eine dunkle Naturnothwendigkeit, ein Spiel des Schicksals, als sittliche Willensfreiheit; ungeachtet der kunstvollen Gestaltung des Ganzen und der meisterhaften Form drückt daher die schwüle, düstere Atmosphäre, in der sich die Handlung bewegt, unser Gemüth nieder, gleichwie das Zeitalter, dem dieser Roman sein Entstehen verdankt.

Nachdem Goethe bald darauf (1810) sein bedeutendstes naturwissenschaftliches Werk Zur Farbenlehre, mit welchem er fast zwei Jahrzehnte hindurch beschäftigt gewesen war, abgeschlossen hatte, schuf er aus den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend den kunstvollen Roman seines Lebens, das künstlerisch gestaltete Bild seiner Geistes- und Charakterentwicklung, seiner dichterischen Ausbildung bis zu seiner Versetzung an den weimarischen Hof. Diese Verbindung der poetischen Form mit dem wirklich Erlebten bezeichnete der Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, der die Lesewelt anfänglich stutzig machte, indem sie nichts als blanke Wahrheit verlangte. Es ging jedoch Goethe von der Ansicht aus, daß die Wahrheit in der Lebensschilderung nicht immer streng mit der Wirklichkeit zusammenzufallen braucht. Das innere Leben vergangener Jahre stand klar vor seiner Seele; das Detail der Ereignisse und Verhältnisse hatte sich vielfach verschoben und verwischt, und die Erinnerung ließ die weit zurückliegenden Epochen in anderem Farbenlicht erscheinen, als sie dem Knaben und Jünglinge erschienen war. Daher ist in der Schilderung der Kinderjahre Manches anticipirt, was in der Seele des Knaben noch nicht vorhanden sein konnte. Manche Erlebnisse der Jugend lassen sich aus gleichzeitigen Nachrichten in Einzelheiten berichtigen, so daß man erkennt, wie bald durch Veränderung der chronologischen Folge, bald durch Verbindung ähnlicher Vorfälle ein wirksameres Gesammtbild entsteht, dessen innere Wahrheit von gleichem Werth ist, wie der wirkliche Hergang. Es ist eben das Geheimniß des künstlerischen Verfahrens, daß das Biographische den Zauber der Dichtung ouf uns ausübt. Indessen

herrscht auch hierin eine auffallende Ungleichheit. Welch ein lieblicher Farbenduft ist über das Liebesverhältniß zu Friederike ausgebreitet! wie verblaßt dagegen, wenn wir die jetzt veröffentlichten Briefe jener Jahre vergleichen, der Wetzlarer Jugendroman! Von der Liebe zu Lili wollen wir nicht einmal reden, denn diese Abschnitte sind erst im hohen Alter verfaßt, und obgleich Goethe sie für die heißeste und wahrste Neigung seines Lebens erklärt hat, so leidet doch die Schilderung an solcher Verworrenheit, daß wir selbst die innere Wahrheit vermissen. Eine andere Seite hat aber noch diese Autobiographie, die Darstellung der geistigen Entwicklung und Literaturbewegung jener Periode. Und hier ist Goethe's Blick so klar, sein Urtheil so umfassend, seine Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten so scharf und treffend, daß sein Lebensbild zugleich das anschaulichste Gemälde der deutschen Literatur und Cultur in der Zeit von dem siebenjährigen Kriege bis in die Mitte der Sturm- und Drangperiode geworden ist.

Der spätere Lebensgang des Dichters ließ sich nicht in gleicher Weise darstellen, da das Verhältniß zu den Mitlebenden ihm allzu viele Rücksichten auferlegte. Ausführliche Schilderungen gab er späterhin noch von seinen Reisen in der Schweiz und Italien, sowie von den Feldzügen nach Frankreich und an den Rhein, jedoch größtentheils nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und Briefen, denen einzelne Ausführungen zur Erläuterung und Vervollständigung beigegeben wurden. Ueber die spätere Lebensperiode gab er in den Annalen oder Tags- und Jahresheften eine kurze Schilderung, aus der wir besonders seine umfassende geistige Thätigkeit kennen lernen. Die künstlerische Form ist dabei fast ganz außer Acht geblieben.

Die Erhebung Deutschlands gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft erfüllte Goethe mehr mit Sorge, als mit froher Hoffnung; er fürchtete neue Stürme und Erschütterungen mehr zum Unheil, als zur Rettung Deutschlands. Die mächtige Wirkung der allgemeinen Begeisterung nach dem glücklichen Gelingen fühlte auch er, und in dem Festspiel Des Epimenides Erwachen, das er für die Berliner Bühne verfaßte, schilderte er symbolisch sein eigenes Erwachen und sein Erstaunen über die ringsum verwandelte Welt. Während

der Sommerreisen an den Rhein in den Jahren 1814 und 1815 kam wieder die Frische jugendlichen Dichtermuthes über ihn; er dichtete in diesen Jahren den größten Theil der Lieder des Westöstlichen Divans.

Seit mehreren Jahren hatte das Studium der morgenländischen Poesie, für die damals ein neues Leben erwacht war, Goethe lebhaft angezogen; besonders waren ihm die Lieder des persischen Dichters Hafis in Joseph von Hammer's Uebersetzung lieb geworden. Der heitere Lebensgenuß, die gelassene Weltbetrachtung des orientalischen Sängers, der über seinem Liebesglück und der Behaglichkeit seines beschränkten Daseins die Weltereignisse und die Sorgen der Mächtigen vergißt, sagte der Stimmung des deutschen Dichters so zu, daß er sein individuelles Gefühl mit den morgenländischen Formen verschmolz. Die Tendenz seiner „westöstlichen" Lyrik kündigt uns gleich das einleitende Gedicht „Hegire" an.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Zwischen Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen;

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karawanen wandle,
Shawl, Kaffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Feldweg auf und nieder
Trösten, Hafis, deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huri's lüstern.

Wolltet ihr ihm dies beneiden
Oder etwa gar verleiden:
Wisset nur, daß Dichterworte
An des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Ein Theil der Gedichte, wo Goethe das Orientalische zu reproduciren sucht, ist nur ein gefälliges Bilderspiel; andere gehen mehr in die Tiefe didaktisch oder symbolisch ausgedrückter Lebensweisheit, so daß zwei Abschnitte als „Buch der Betrachtungen" und „Buch der Sprüche" bezeichnet sind. Daneben enthält der Divan manche Perle echter Lyrik, besonders in dem Buche Suleika, worin das Liebesverhältniß des gealterten Dichters zu der jugendlichen Suleika lyrisch verherrlicht wird. Hier schwindet das Orientalische, und die Wärme des noch in Jugendgefühlen schlagenden Dichterherzens durchdringt seine Dichtung. Eines dieser Gedichte möge hier eine Stelle finden.

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide!
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen!

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder,
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder!

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen,
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben.
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Mit dieser Sammlung, welche in dem siebzigsten Jahre des Dichters ans Licht trat und zwar gerade in einer Epoche, wo sie von großer Einwirkung auf die deutsche Poesie sein konnte, ist die Lyrik Goethe's eigentlich abgeschlossen. Einige spätere Gedichte fügen sich noch dem Divan ein, darunter mehrere schöne Lieder zum Buche des Paradieses; auch die Legende der Paria läßt sich dahin rechnen. Nur einmal sollte noch, was das Buch Suleika prophetisch besungen hatte, sich an ihm erfüllen. Der Schmerz leidenschaftlicher Liebe, die zur Entsagung sich entschließen muß, hat in der Elegie von Marienbad (1823) einen Ausdruck gefunden, und die elegische Zueignung des Werther knüpft die letzte Liebe an die

Erinnerung schwermüthiger Jugendstunden. Die schönste poetische Gabe seiner letzten Jahre sind die Sprüche und zahmen Xenien, die einen Schatz von Lebensweisheit und treffenden Beobachtungen der Zeiterscheinungen enthalten und den Beweis liefern, daß er bis zum letzten Hauche nicht aufhörte, an allem Menschlichen den wärmsten Antheil zu nehmen.

Der Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden wuchs indeß heran, mehr eine Sammlung von Lebensbildern, zum Theil in vereinzelten Novellen, als ein organisches Ganzes, nur daß eine ideale Lebensansicht als leitender Faden sich hindurchzieht. Diese ist vornehmlich der Grundsatz, der sich in der Seele des Dichters während eines langen Lebens ausgebildet hatte, daß der Einzelne entsagen und sich beschränken müsse; dazu tritt aber als zweites Gesetz, daß ein jeder innerhalb der Grenzen, die ihm durch Naturbedingungen, Anlagen und Verhältnisse gezogen werden, sich für eine nützliche Thätigkeit auszubilden hat. Daher wendet sich dieser Roman, mehr als alle früheren Dichtungen Goethe's, dem praktischen Leben zu und sucht die socialen Fragen der neuen Zeit nach dem Interesse der geistigen Bildung zu behandeln. Er konnte daher nicht die lebenvolle Form der „Lehrjahre" erhalten, die der abnehmenden dichterischen Kunst des Greises nicht mehr erreichbar war; dagegen erfreut man sich an vielem Tiefdurchdachten, was aufs neue von der umfassenden Geistesbildung und der vielseitigen Theilnahme des Dichters Zeugniß giebt. Die eingeschalteten Novellen, obwohl mit dem Roman nur lose verbunden, sind zum Theil meisterhaft abgerundete Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens. Wir rechnen zu diesen auch die Novelle vom Kinde und Löwen, die anfangs ebenfalls die Bestimmung hatte, den „Wanderjahren" eingereiht zu werden.

Die Vollendung des Faust beschäftigte Goethe bis kurz vor seinem Ende; wir besprechen diese Dichtung daher zuletzt. Fast sechzig Jahre liegen zwischen dem ersten Entwurf und dem Schlusse, so daß des Dichters Behauptung, er sei durchaus der ursprünglichen Conception treu geblieben, nur ganz allgemein verstanden werden kann. Als die Faustsage in der Seele des Jünglings zuerst Gestalt gewann, fes-

selte ihn das Bild des strebenden Mannes, dessen Prometheusnatur zum Höchsten emporringt und den zugleich die Versuchung des irdischen Genusses in die Bahn des weltlichen Treibens hineinreißt, so daß er dem bösen Geiste dienstbar wird, während sein höherer Sinn ihn verachtet. Seine Schilderung greift daher in die Tiefe der Menschenbrust, in die Fülle der Lebenserscheinungen und veranschaulicht uns nach allen Seiten den innern und äußern Kampf des menschlichen Geistes. Die zuerst ausgeführten Partieen schilderten die „beiden Seelen", die in dem Busen des Faust wohnen, im Eingang die über die irdischen Schranken hinausstrebende Sehnsucht des Geistes, der, von der irdischen Schranke beengt, dem Zweifel und der Schwermuth anheimfällt, so daß ihm Mephistopheles ein willkommener Gast und Gefährte wird; sodann die sinnliche Versuchung und Verführung in dem Liebesverhältniß zu Gretchen, wo eine ganze Tragödie in wenig Scenen zusammengedrängt wird, und der rasche Gang der Handlung von innigster Hingebung der Liebe bis zu Gretchens Wahnsinn im Kerker und ihrem Tode mit sich fortreißt. Indeß war in beiden Hauptabtheilungen die Behandlung noch ganz fragmentarisch geblieben, als Goethe nach Weimar ging und den Faust auf lange Zeit ganz aus dem Gesichte verlor. Wenn er in Italien auch andere Dichtungen früherer Jahre zum Abschluß brachte, woher sollte ihm, der seine dichterische Thätigkeit stets von der Stimmung abhängig machte und nur bei Gelegenheitspoesieen manchmal erzwang, in jener Epoche der harmonischen Selbstbefriedigung ein innerer Antrieb kommen, die Nebelpfade des Faust zu betreten? nur die symbolische Verjüngungsscene in der Hexenküche, die nothwendige Vermittelung der ersten und der späteren Erscheinung des Faust, ward hinzugefügt. Nach der Rückkehr traten einige kürzere Scenen noch hinzu, namentlich Fausts Selbstgespräch in Wald und Höhle, das zu des Dichters damaligen Verhältnissen eine nähere Beziehung hat. Somit mußte Faust in der ersten Ausgabe 1790 als Fragment erscheinen, das nur wenig Verständniß und Anerkennung fand. Allein er wurzelte zu tief in der Seele des Dichters, als daß es ihn nicht stets dahin zurückgezogen hätte. Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea nahm er die Dichtung mit ganzem Ernst wieder auf. Diesen

drückt die herrliche Zueignung in den wenigen tiefergreifenden Stanzen aus:

Zueignung des „Faust".

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt' ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Widerklang;
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Erst jetzt bildete sich der Plan im Einzelnen aus, und die leitende Idee ward in dem Prolog im Himmel ausgesprochen, indem über Faust zwischen Mephistopheles und dem „Herrn", ähnlich

wie im Eingange des Buches Hiob, eine Wette abgeschlossen wird; der Grundgedanke liegt in den Worten des „Herrn“:

Nun gut! er sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Zunächst galt es nun in der Tragödie die große Lücke auszufüllen, die nach dem nächtlichen Gespräch mit Wagner, bis wo Faust entschlossen ist, an Mephistopheles Seite sich in das Gewühl der Welt zu stürzen, unausgefüllt geblieben war. Dort erschien Faust im höchsten geistigen Streben, das zuletzt die Magie zu Hülfe gerufen hat, um die Grenzen der menschlichen Kraft zu überfliegen; hier ist er „vom Wissensdrang geheilt“ und entschlossen, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen.“ Diesen Uebergang zu vermitteln und die Doppelnatur Faust's in Verbindung zu bringen, schuf Goethe einen der schönsten Theile der Dichtung. Faust, an den Erfolgen seines Strebens verzweifelnd, ist des ärmlichen Menschendaseins überdrüssig und will ihm mit einem Gifttrank schnell ein Ende machen. Da ertönt in der frühen Feierstunde des Ostermorgens Glockenklang und Chorgesang und ergreift sein Inneres mit gewaltiger Rührung.

Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt:
Und doch an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Schon stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Als er jedoch am Ostertage mit Wagner einen Spaziergang ins Freie macht, kehrt die alte Schwermuth zurück, und die untersinkende Sonne begleitet er mit jener Sehnsucht, der nichts Irdisches Befriedigung gewähren kann. Und welchen Zauber der Sprache hat Goethe über die Schilderung jener Scene ausgegossen!

O glücklich! wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht:
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum! indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt.

In diesem Momente schleicht sich Mephistopheles in Hundsgestalt zu ihm, folgt ihm auf sein Studirzimmer, wo der Pudel sich in menschliche Gestalt verwandelt. Die erste Unterredung sagt Faust so weit zu, daß er seinem Gaste häufigeren Besuch gestattet, der denn in der zweiten Unterredung zu einem Vertrage zwischen beiden führt, wiederum einer Wette, von der der Gang der ganzen Handlung bedingt ist. Faust erklärt dem Mephistopheles feierlichst:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet ich! — —

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei.

Mit bewundernswürdiger Kunst, so daß man die Fugen kaum bemerkt, hat sodann der Dichter die ältere Dichtung angeschlossen, zu der auch Mephistopheles Gespräch mit dem Schüler gehört, eine humoristische Satire auf das mechanische wissenschaftliche Treiben, das in seiner beschränkten Sphäre von der höheren Idee kaum eine Ahnung hat. Faust beginnt darauf an Mephistopheles' Seite seine Wanderung und wird von ihm zu den muntern Zechgesellen in Auerbach's Keller geführt. Diese Scene, sowie größtentheils diejenigen Scenen,

deren Inhalt Margaretens Liebe und Mißgeschick ist, sind Theile der Jugenddichtung, in die Goethe nachmals nur einige Bindeglieder einschob. Margarete ist durch Faust's Schuld der Sünde und zuletzt dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit verfallen. Allein indem Mephistopheles ausruft: „Sie ist gerichtet!" ertönt die Stimme von oben: „Ist gerettet!" Sie hat geliebt, gelitten und gebüßt; die ewige Gnade kann verzeihen.

Wir haben absichtlich das fragmentarische Entstehen des ersten Theils des Faust hervorgehoben und im Einzelnen nachgewiesen, um damit die Unzulänglichkeit einer ästhetischen Auffassung, die in dem Ganzen einen nothwendigen Organismus nachweisen will, darzuthun. Es sind Bilder des äußern und innern Menschenlebens, eine Fülle von Erscheinungen des Daseins, deren jede von der tiefsten poetischen Weltanschauung wie von der plastischen Kunst des Dichters Zeugniß giebt, alle zusammengehalten von der Idee, „das Höchste und Tiefste zu greifen" und „der Menschheit Wohl und Weh" im eigenen Selbst mitzuempfinden. Die genialste Schöpfung im Faust ist unstreitig Mephistopheles. Der böse Dämon, den der Mensch im eigenen Busen hegt, erscheint hier als eine besondere Existenz; bald ist es die kalte Verläugnung der höheren Zwecke des menschlichen Geistes, der Zweifel, „der Geist, der stets verneint", bald die dämonische Leidenschaft, die unwiderstehlich zum Verderben fortzieht und im Taumel sinnlicher Lust den Abgrund nicht gewahrt, dem sie entgegeneilt. Ueber die Anmuth und Tiefe der Empfindung, welche jeder Scene, worin Gretchen erscheint, im lieblichen Liebesgetändel wie im schauerlichen Ernst des Geschicks eingehaucht ist, brauchen wir kaum viel Worte zu machen, da jeder die überwältigende Wirkung derselben an sich selbst empfunden hat. So wenig die ganze Dichtung für die Bühne berechnet war, so daß der Dichter selbst an dem Versuche verzweifelte, sie schließlich für die Aufführung einzurichten, so hat sie doch gerade durch diese Abtheilung solche Effecte der scenischen Darstellung erreicht, wie kaum irgend ein anderes Goethe'sches Drama. Mit Gretchen's Tode schloß Goethe vorläufig die Faust-Tragödie ab, als er sie 1807 als „ersten Theil" in die neue Sammlung seiner Werke aufnahm. Eine Fortsetzung war damit in Aussicht gestellt.

Schiller hatte schon sehr treffend angedeutet, daß es nunmehr nothwendig sei, Faust in das handelnde Leben zu führen. Daß es an der Zeit sei, ihn aus dem beschränkteren Kreise der Subjectivität in größere Verhältnisse hinüberzuführen und dem strebenden Geiste höhere Ziele anzuweisen, hatte auch Goethe erkannt. Die alte Volkssage, von der er nur die Hauptmomente als Grundlinien seiner Dichtung entlehnte, enthält die Erzählung, daß Faust, um die höchsten irdischen Genüsse zu erlangen, das schönste Weib, die Helena, vom Mephistopheles fordert und erhält. Auf dieses Moment der Sage hatte Goethe längst seine Aufmerksamkeit gerichtet; schon mit dem ersten Fragment war eine Helena-Episode entstanden. Als ihn die spätere Lebensepoche zum Verehrer der griechischen Kunst ausbildete, als er im Vereine mit Schiller und Wilhelm von Humboldt dem classischen Kunstideal nachstrebte, vermochte er es nicht über sich, die schönen Gestalten des Griechenthums zu „verbarbarisiren" und die Erscheinung der Helena als ein von der Magie hervorgezaubertes Phantom der weiblichen Schönheit zu behandeln. Sie ward ihm jetzt der Höhepunct des zweiten Theils der Dichtung, das höhere Ziel des Faust, das Ringen nach dem reinsten Urbilde des Schönen. Es war die Zeit, wo die Kunstphilosophie von dem Gegensatz des Classischen und Romantischen in Bewegung gesetzt war. Goethe lag daher der Plan nahe, diesen in der Verbindung von Faust und Helena symbolisch darzustellen und entschied sich für die schon einigemal von ihm versuchte Form der griechischen Tragödie, selbst im Versmaß und im Gebrauch des Chors. Im Jahre **1800** ward dieser „Knoten gelöst": Helena war aufgetreten. Allein wenn auch diese Abtheilung an und für sich zu einem Abschluß gebracht war, so fehlte doch noch viel, um sie mit dem Ganzen in Verbindung setzen zu können; es war die große Lücke zwischen Gretchens Tode und der Erscheinung der Helena auszufüllen. Mehr als zwanzig Jahre waren verstrichen, ohne daß Goethe den Versuch erneuerte. Indessen waren seit dem Erscheinen des ersten Theils mehrere Versuche gemacht, den Faust fortzusetzen, durch die der Dichter wiederholt an die Schuld gemahnt ward, welche er der Nation noch abzutragen hatte. Mit dem Jahre **1826** wagte er sich an das kühne Unternehmen.

Helena ward dadurch abgeschlossen, daß er in Euphorion, dem Sohne des Faust und der Helena, die moderne Poesie als das Product des Classicismus und der Romantik personificirte und an das Geschick des kurz zuvor auf Hellas' classischem Boden verstorbenen Lord Byron anknüpfte. Den Greis jedoch, der seine dichterischen Schöpfungen als „testamentarisch", als letzte Vermächtnisse, betrachtete, lag der Abschluß des Ganzen, Fausts letztes Streben, das ihn der Gewalt des Mephistopheles nicht unterwürfig werden läßt, sein Ende und seine Versöhnung mit dem Himmel am meisten am Herzen. Dieser Act ward zunächst vollendet. Alles Uebrige ist Eindichtung. In den ersten beiden Acten „geht es zur Helena hinauf"; der vierte Act ward kurz vor dem letzten Geburtstage, den Goethe in Ilmenau, der Stätte mancher Jugenderinnerung und der Wiege mancher Dichtung, in glücklicher Stimmung feierte, zum Abschluß gebracht, und das Ganze sollte erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Der zweite Theil des Faust verhält sich zu dem ersten Theile, wie Wilhelm Meisters Wanderjahre zu den Lehrjahren. Hier hat Alles die lebenvollste Gestalt und Anschaulichkeit, umflossen von dem schön sich anschmiegenden Gewande einer unübertrefflichen Sprache; dort verkehren wir mit allegorischen Schattengestalten, welche mehr den Verstand als die Phantasie beschäftigen, und die Sprache verliert an natürlicher Frische und poetischem Duft, was sie an rhythmischer Kunstform gewonnen hat. Es ist die untergehende Sonne des Dichters, freilich auch sie noch glanzvoll im Scheiden. Auch im zweiten Theil des Faust steht der große Geist des Dichters vor uns, welcher in den vielfach räthselhaften Bildern, die er uns vorführt, tiefe Ansichten über Göttliches und Menschliches, über Wissenschaft und Kunst, über das Wirken des Individuums und die Verhältnisse des Staats einhüllt, und selbst was die Sprache betrifft, trifft man auf Stellen von hoher dichterischer Schönheit. In gleichem Maße, wie der erste Theil, wird der zweite niemals populär werden können; es wird daher, weil er unsern Lesern weniger bekannt sein dürfte, eine kurze Uebersicht des Ganges der Handlung angemessen sein.

Im Beginn des ersten Acts schlummert Faust, von Elfen umschwebt und eingewiegt, auf blumigen Rasen; er soll vergessen, was vergangen ist, und zu neuem Leben und muthiger Thätigkeit wieder Kraft gewinnen. Als er erwacht, sieht er die Sonne im reichsten Farbenschimmer vor seinen Augen aufgehen, und er fühlt alle Pulse wieder frisch lebendig schlagen. Darauf öffnet sich vor uns der Kaiserhof, an dem Faust und Mephistopheles erscheinen, dieser als Hofnarr willkommen geheißen, weil er verborgene Schätze zu heben verspricht, was er denn auch bald durch die Erfindung des Papiergeldes wahr macht. Am Hofe ist ein glänzendes Maskenfest, das der Dichter als eine große Allegorie des gesellschaftlichen Lebens behandelt, indem er die Mächte, die es bewegen und leiten, in charakteristischen Bildern vorführt; mitten durch die bunte Menge fährt mit flügelschnellen Rossen der „Knabe Lenker", der Genius der Poesie, der seine Schätze umherspendet und alle Herzen an sich zieht. Bei dem Schauspiel am Hofe wünscht der Kaiser, daß der große Zauberkünstler Faust zum Ergötzen der Gesellschaft Paris und Helena erscheinen lasse. Faust wendet sich an Mephistopheles, der in diesen Abtheilungen des Gedichts nicht mehr als „der Geist, der stets verneint", nicht als der herzlose Verführer sich darstellt, sondern dem Faust dienstfertig die Mittel zu seiner ferneren Thätigkeit herbeischafft. Im Gespräch mit Faust erklärt er, daß Faust selbst die Gestalten schaffen und deßhalb zu den „Müttern" sich hinbegeben müsse, um aus ihrem Schattenreiche den glühenden Dreifuß heraufzuholen, auf dem die Hervorzauberung beliebiger Gestalten gelingen werde; Mephistopheles, der zu der Ausführung dieses Unternehmens selbst unfähig ist, giebt ihm dazu den Schlüssel. Hier haben wir die tiefgedachte Allegorie, wie das Erschaffen des Kunstgebildes dadurch ermöglicht wird, daß der Schöpfer des Schönen in die Ideenwelt sich vertieft und durch den Dreifuß d. h. die künstlerische Begeisterung und Phantasie zu wirklicher Erscheinung bringt. Es gelingt dem Faust, den magischen Dreifuß herzuschaffen und vor den Augen des Hofes Paris und Helena aus dem emporwallenden Rauch entstehen zu lassen. Als aber Paris die Helena entführen will, stürzt Faust, von ihrer Schönheit im Innersten ergriffen, auf die Bühne, und die Erscheinung, die er

haschen will, verschwindet, läßt aber in ihm den Vorsatz zurück, die Helena zu erwerben.

Der zweite Act führt uns wieder in Fausts altes Studirzimmer, das er seit seinem ersten Verschwinden mit Mephistopheles nicht wieder besucht hat. Während Faust, von der Erscheinung der Helena noch betäubt, im Schlummer liegt, unterhält sich Mephistopheles mit den gelehrten Herrn in Fausts Wohnung, welche jetzt der Doctor Wagner mit seinem Ruhm erfüllt. In dem Baccalaureus stellt sich ihm ein junger Gelehrter vor, der als angehender Student die humoristischen Weisheitslehren aus seinem Munde ehrerbietig vernommen hatte; jetzt ein Naturphilosoph, anmaßender Weisheit voll, welche die Geschichte der Wissenschaft von sich beginnen möchte, bedarf er keiner Belehrung mehr von Andern, am wenigsten von Aelteren, deren Standpunct längst überwunden ist. Mephistopheles sucht Wagner in seinem Laboratorium auf und findet ihn beschäftigt, den Menschen auf chemischem Wege zu zeugen; bald erscheint in der Glasretorte das zarte Naturwesen als Homunculus, dem indeß noch das Geistige zur vollen menschlichen Existenz mangelt. Er begleitet den Mephistopheles auf seiner ferneren Fahrt in der Hoffnung, einen glücklichen Moment zu finden, um in die selbstständige Wirklichkeit überzugehen.

Faust macht sich darauf in Begleitung des Mephistopheles, dem der Homunculus sich angeschlossen hat, auf den Weg nach Griechenland. Die classische Walpurgisnacht, das Seitenstück zu der germanischen Walpurgisnacht im ersten Theil, versammelt die zauberhaften Schattengebilde der abgestorbenen hellenischen Welt auf der pharsalischen Ebene in Thessalien, der Heimat des antiken Zauberwesens; unter ihnen hofft Faust von dem Aufenthalte der Helena Kunde zu erlangen. Nach langem ungeduldigen Umherirren wird er von Chiron, der sie einst auf seinem Rücken getragen hat, zu der wahrsagenden Manto gebracht, welche ihn im Olymp zur Helena zu geleiten verspricht. Indessen vertreibt sich Mephistopheles unter den häßlichen Gestalten nach seinem Sinne die Zeit, und der Homunculus strebt unter den Naturgeistern der Tiefe zum Menschendasein, bis er am Throne des

Nereus zerschellt und als der die Elemente verbindende Eros in Flammen aufleuchtet.

Der dritte Act, von Goethe eine classisch-romantische Phantasmagorie genannt, ist im erhabenen Kothurnschritt der griechischen Tragödie ausgeführt und trägt die Züge der vollen männlichen Dichterkraft. Helena kehrt nach dem Brande Troja's in den Palast der Heimat zurück und wird von der alten häßlichen, aber vielerfahrenen Schaffnerin Phorkyas empfangen, in die sich Mephistopheles, welcher der Schönheit gegenüber das Häßliche vertritt, umgewandelt hat. Von ihr erfährt die Fürstin zu ihrem Schrecken, daß Menelaos sie dem Tode geweiht habe. Phorkyas verschafft ihr Rettung, indem sie sammt ihrem Gefolge auf die Ritterburg des Faust entführt wird. Von ihm und seinen Vasallen wird ihr der ehrerbietigste Empfang bereitet, und der Liebesbund ist rasch geschlossen, die ritterliche Tapferkeit vermählt sich der Schönheit, und der Sohn, Euphorion, die Frucht ihrer beglückten Vereinigung, trägt die Züge beider, die Schönheit und das maßlose Streben; es ist der Dichtergenius unsers Zeitalters, wie er in Byron zur Erscheinung kam. Phorkyas schildert dem Chor sein verwegenes Emporstreben in herrlichen antiken Trochäen:

Aengstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.
Und so hüpft er auf die Masse dieses Felsens, von der Kante
Zu dem andern und umher, so wie ein Ball geschlagen springt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht ist er verschwunden,
Und nun scheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröstet,
Achselzuckend steh' ich ängstlich. Doch nun wieder, welch Erscheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenstreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quasten schwanken von den Armen, Binden flattern um den Busen;
In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang. Wir staunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechselnd sich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft.

Und so regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung.

Euphorion überhört die Warnungen der Eltern und stürzt in den Untergang. Mit ihm verschwindet auch Helena. Ihr Gefolge verwandelt sich, da die Schönheit verschwunden ist, in Naturgeister und vertheilt sich zwischen Berge, Wälder und Weingeländer. Der ganze Act ist somit ein für sich bestehendes allegorisches Ganzes, so daß es mit den übrigen Theilen nur mit schwachen Fäden hat verknüpft werden können.

Der vierte Act hat am wenigsten frisches Leben. Er führt uns Faust in neuem Streben nach Thätigkeit vor. Ein Gegenkaiser hat sich erhoben. Faust unterstützt den rechtmäßigen Kaiser in dem Kriege und erhält, da der Sieg errungen wird, zum Danke den Saum des Meeres, den er sich erbeten hat, um dem Wasser Land abzugewinnen und als ein selbstgeschaffenes Eigenthum anzubauen.

Im Eingange des letzten Acts sehen wir die Früchte von Faust's neuer Thätigkeit. Er hat Dämme errichtet, Canäle gegraben, Palast und Garten angelegt, glückliche Bewohner auf sein Besitzthum herangezogen und ist beglückt im Gewühl seines rastlosen Schaffens. Aber die Sorge schleicht zu ihm, und er erblindet von ihrem Hauche. „Allein im Innern leuchtet helles Licht"! er läßt in seinem energischen Handeln nicht nach und, froh des Errungenen, überblickt er sein vergangenes Leben.

Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit diesem Geständniß der Befriedigung sinkt Faust todt nieder. Mephistopheles, der die Wette gewonnen zu haben meint, ruft die Teufelschaaren herbei, um die entfliehende Seele zu erhaschen. Allein der Himmel will ihre Rettung. Engel schweben hernieder und streuen Rosen „aus den Händen liebend-heiliger Büßerinnen", welche die Leiber der Teufel brennen. Indem Mephistopheles sich mit ihnen zu schaffen macht und darüber seinen eigentlichen Zweck fast vergißt, entführen die Engel Faust's Unsterbliches und tragen die gerettete Seele unter Gesängen in die Vorhöfe des Himmels. Die Grundidee der schließlichen Versöhnung ist in dem Engelchor ausgedrückt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Ein Chor frommer Büßerinnen umschwebt ihn mit Fürbitten und läutert die Seele zu reinerer Verklärung, unter ihnen Gretchen, die an den verjüngten Geliebten sich liebevoll anschmiegt:

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr;
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Von ihr geleitet, steigt Faust's Seele zu höhern Sphären empor. Was ihn emporzieht, ist die Sehnsucht nach dem Idealen und die läuternde Liebe, „das Ewig-Weibliche."

Mit der Vollendung dieser Dichtung sah Goethe sein Tagewerk als beendigt an. Die Tage, die ihm noch verliehen würden, wollte

er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Die Worte der Inschrift an dem Bretterhäuschen auf der Höhe bei Ilmenau, welche er Tags vor seiner letzten Geburtstagsfeier zum letztenmal erstieg, „Warte nur, bald ruhest du auch!", einst geschrieben in Zeiten innerer Bewegung, deuteten ihm jetzt die nahe Ruhe des Grabes; er las sie laut vor sich hin unter hervorquellenden Thränen überwältigender Rührung. Den Winter 1831/32 durchlebte er noch gesund und geistig-thätig, so daß er das Glück hatte, die Abnahme der Geisteskräfte nicht zu fühlen. Seine letzte Krankheit war kurz, sein Scheiden sanft. Die letzten verständlichen Worte waren der Wunsch, daß man den zweiten Fensterladen öffnen möge, damit mehr Licht hereinkomme. Das Licht des irdischen Auges erlosch in der Mittagsstunde des 22. März 1832, damit dem Geiste das höhere Licht aufgehe. Der Genius aber, der hienieden in ihm zum Höchsten emporgestrebt, lebt auch in seinem Wirken für die Menschheit fort und wandelt in unsterblichen Schöpfungen zu fernen Jahrhunderten.

Es kann die Spur von meinem Erdeleben
Nicht in Aeonen untergehn!

III. Patriotische Lyrik in der Zeit der Befreiungskriege.

Wenn man auch nichts Anderes als die Stimmen der Poesie befragte, so würde man erkennen, daß mit dem Jahr 1809 ein Umschwung in den deutschen Gemüthern erfolgt, daß ein Nationalgefühl erwacht war, dessen noch gedämpfte Stimmen wie fernes Donnerrollen den Ausbruch eines nahen Gewitters verkündigten. Was Heinrich von Kleist die Germania ihren Kindern zurufen läßt, war das allgemeine Gefühl, dessen Ausbrüche noch einige Jahre durch die Uebermacht des Siegers niedergehalten wurden. Mit der Erhebung Norddeutschlands im Beginn des Jahres 1813 erwachte eine vaterländische Begeisterung, welche unserer Nationalgeschichte eines der schönsten Blätter hinzugefügt hat, und mit ihr ein Frühling

patriotischer Lieder, der seine Blüthen der Freude und der Hoffnung auf alle deutschen Lande streute, bis er nach einigen Jahren, als von jenen Zukunftsträumen so wenig in Erfüllung ging, wieder verschwand.

Die Klänge jener vaterländischen Lyrik sind sehr verschiedenartig. Einige ältere Dichter rufen noch einmal die fast verschollenen Formen der Klopstock-Ramler'schen Ode herauf, wie die Brüder Stolberg. Selbst Friedrich August von Stägemann, mehr glühender Patriot, als Dichter, erinnert in seinen Kriegsgesängen an den Ton der Ramler'schen Vaterlandsdichtung. Bei Anderen, wie namentlich Fouqué und Schenkendorf, verschmilzt die patriotische Begeisterung mit der romantischen Gefühlsrichtung und wendet sich zu den alten deutschen Zeiten, wo Ritterlichkeit, Religion und edle Sitte Hand in Hand gingen. Die mächtigere Wirkung auf das Volk konnten nur die haben, welche, auf den Boden der Gegenwart sich stellend, den Sieg über die Fremdherrschaft und die Zukunft des deutschen Volkes ins Auge faßten, Dichter wie Arndt, Körner, Rückert. Bei ihnen erneuert sich die energische Rhetorik Schiller's, dessen Dichtungen in der Zeit nationaler Erhebung und politischer Ideale gewaltiger, denn je vor- und nachher, die Herzen erfüllten. Wir haben die bedeutendsten der genannten Dichter einzeln zu betrachten.

Friedrich Max von Schenkendorf, 1784 zu Tilsit in Ostpreußen geboren, war meistens in preußischen Staatsdiensten thätig. Er zog 1813 ins Feld, konnte jedoch, einer Lähmung des Armes halber, am Kampfe keinen Theil nehmen. 1815 wurde er zum Regierungsrath in Coblenz ernannt, wo er schon nach wenig Jahren, 1817, starb. In seinen Liedern waltet nicht der stürmische Ton des patriotischen Zornes und Kriegermuths, sondern eine sanfte religiöse Innigkeit, die in dem Kriege einen heiligen Kampf für Glauben und Sitte erkennt: „daß Lied und Minne wiederkehre in unser grünes Eichenzelt." Seine „Beichte am 28. October 1813" zeichnet mit strengem Wort die deutsche Schmach der letzten Jahre als eine Selbstverschuldung Aller.

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesammt an Ruhm;
Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.

Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht,
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht;
Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel haben wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teuts, der Helden Wonne.

Da kamen über uns gezogen
Die Schmach, die Gräuel ohne Zahl;
Wir bauten mit am Siegesbogen,
Wir saßen mit beim Götzenmahl;
Die nie das freie Haupt gebogen,
Die Männer, stolz und rein wie Stahl,
Sie webten mit am Sklavenbande,
Sie prunkten mit dem Schmuck der Schande. — — — —

Die Erhebung ist ihm nunmehr die Befreiung vom „alten Truge", der Kampf für die Herstellung der alten Sitte, des alten Glaubens.

Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott gesandt.

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von eurem Glockenklang:
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest!
Ist frei von Sklavenbanden:
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut:
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Am innigsten spricht diese fromme Gesinnung im einfachen Ton des Liedes zu unserem Herzen, z. B. im „Frühlingsgruß an das Vaterland" und in dem vielgesungenen Freiheitsliede, das wir hier mittheilen:

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor,

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust.
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

Ein Theil seiner Gedichte steht daher außer Beziehung zu den Zeitbewegungen; es sind Stimmen aus seiner reinen, friedlichen Gemüthswelt, welche von Liebe und Andacht erfüllt ist und in den Blüthen des Frühlings wie im Schein der Lichter des Christabends, in der Schönheit der Schöpfung wie an den Gräbern der Geliebten die Nähe der göttlichen Gnade fühlt. Mit einem schönen Liede, das die gottergebene Gesinnung erhebend ausspricht, scheiden wir von dem trefflichen Sänger.

An das Herz.

Laß legen sich die Ungeduld,
Sei stille, Herz, nur stille!
Dort oben waltet Vaters Huld,
Der neige sich dein Wille.

Was schauest du so viel herum
Und hast so viele Worte?
Bald wird doch Alles still und stumm
An einer dunkeln Pforte.

Wir werden alle stumm und still
In unsre Gräber ziehen;
Ob einer dort sich regen will,
Vergebens ist sein Mühen.

Laß fahren, Herz, die Ungeduld,
Zur Ruhe mußt du kommen,
Und wirf dich in die Vaterhuld:
Das einig bringt dir Frommen!

Und wenn wir dann so manches Jahr
Im stillen Grabe lagen,
Wird uns ein Morgen, hell und klar,
Im fernen Aufgang tagen.

Da stillt sich Durst und Ungeduld
In seinen rohen Gluthen;
Da will des ew'gen Vaters Huld
In Strömen niederfluthen.

Drum sei nur stille, Herz, sei still,
Bald legen sich die Wellen;
Das Alles hat und geben will,
Wird deine Nacht erhellen.

Ernst Moritz Arndt, am 26. December 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren, der Sohn eines Pächters, bildete, ähnlich wie Voß, unter den beschränkten Verhältnissen seiner Jugendjahre seinen

Charakter zu der männlichen Festigkeit und Biederkeit aus, die er sich durch ein langes Leben und unter wechselnden, oft harten Geschicken fleckenlos bewahrt hat. In Greifswalde und Jena studirte er Theologie, gab aber bald den geistlichen Beruf auf. Als Schriftsteller zog er zuerst durch Reisebeschreibungen die Aufmerksamkeit auf sich, Früchte der Reisen, die ihn in den Jahren **1797** bis **1799** durch Schweden, Ungarn, Italien und Frankreich führten. Im Jahre **1806** ward er Professor an der damals noch schwedischen Universität Greifswalde und hielt Vorlesungen über Geschichte. Allein nur kurze Zeit. In seinem Werke Geist der Zeit richtete er so kühne Worte gegen Napoleon's Ehrgeiz und Eroberungssucht, daß er vor seinem Zorn nach Schweden flüchten mußte. Hier hätte sein Leben sich friedlich und glücklich gestalten können, wenn ihn nicht die Liebe zum deutschen Vaterlande fortgetrieben hätte. Im Jahre **1812** schloß er sich an den Freiherrn von Stein an, begleitete diesen nach Rußland, und als Preußen sich erhob, rief er in Volksschriften wie in patriotischen Liedern zum Kampfe gegen die Unterdrücker auf. Es sind Lieder derben, kräftigen Klanges, voll feuriger Begeisterung für das deutsche Vaterland und glühenden Hasses gegen wälschen Trug und Druck. Von ihm ertönte der Ruf: Was ist des Deutschen Vaterland — ein vielgesungenes Volkslied; von ihm das energische Vaterlandslied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ — Der wollte keine Knechte —;" von ihm der Fahnenschwur und das feierliche Bundeslied, das hier folgen möge:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker, deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl,
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das Dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n.
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!

Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort.
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

In mehreren Gedichten feiert er die erfochtenen Siege und die Helden der Schlachten. Das Lied von Blücher, das als Probe folgt, wurde in jenen Jahren zum Volksliede.

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein;
D'rum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen gar hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt;
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen! den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg.
Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

D'rum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Im Jahre **1818** wurde Arndt an der neuerrichteten Universität Bonn als Professor der Geschichte angestellt. Aufs neue war jedoch seine akademische Wirksamkeit von kurzer Dauer. Seine politischen Ansichten waren, eben weil er für Deutschlands Einigkeit und freie Entwickelung das Wort geführt hatte, mißliebig geworden. Er hat zwar sein Leben hindurch seine öffentliche Erklärung bewahrheitet, „daß er kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionärer Jacobiner sei, sondern ein freigesinnter monarchischer und königischer Mann, der das auf Verfassungen und Gesetzen ruhende Königthum und Fürstenthum für die sittlichste und glücklichste gesellschaftliche Ordnung halte." Jedoch lag es einer Partei daran, solche energische Fürsprecher des Rechts möglichst um ihren Einfluß zu bringen. Arndt ward in eine langwierige Untersuchung wegen geheimer Verbindungen und demagogischer Umtriebe verwickelt. Obwohl freigesprochen, blieb er doch seines Amts enthoben und zu unfreiwilliger Muße verurtheilt, in der ihm auch die Neigung zu einer schriftstellerischen Thätigkeit unter den Beschränkungen der Censur verschwand. Friedrich Wilhelm IV. setzte ihn **1840** gleich im Beginn seiner Regierung in sein Lehramt wieder ein. Jetzt freilich ein Greis, wirkte er doch von neuem fort mit jugendlicher Kraft, noch

in den stürmischen Bewegungen des Jahres 1848 ein klarer, lebendig zum Herzen redender Volksschriftsteller, dem selbst die Muse der Poesie nicht untreu geworden ist. Das folgende Lied aus dem Jahre 1837 giebt seiner unwandelbaren patriotischen Gesinnung ein schönes Zeugniß.

Warum rufe ich?

Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht rasten?
Und doch, wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten;
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißem Scheitel,
Gedenk' des weisen Salomon,
Gedenk' des Spruches: Alles eitel.

Ja darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit! dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Klanges Widerhall
Von Millionen nachgesungen.

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben.
D'rum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren;
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Theodor (Karl) Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, Appellationsrath daselbst, war der Freund Goethe's und vornehmlich Schiller's, ein durch Charakter und Bildung ausgezeichneter Mann. Für die Ausbildung des talentvollen Knaben ward aufs trefflichste gesorgt. Da er Neigung zu den Bergbauwissenschaften hatte, bezog er 1808 die Bergakademie zu Freiberg, von wo er sich 1810 auf die Universität Leipzig begab. Ein offener, kräftiger Jüngling, dem das Kleinliche und Pedantische des gewöhnlichen Lebens verhaßt war, suchte er am meisten den Umgang mit Studenten von gleicher Lebensfrische, wobei denn manche burschikose Rohheit und Ungesetzlichkeit nicht ausblieb und die wissenschaftlichen Studien nicht gedeihen konnten. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin hatte für diese eben so wenig Erfolg. Es zog ihn in eine

andere Bahn, und der Vater widerstrebte seinen Wünschen nicht; er begab sich nach Wien.

Als Dichter war Körner schon 1810 mit den „Knospen" vor das Publicum getreten. Es waren Nachklänge Schiller's, dessen Gedichte ihn von der Kindheit an begleitet hatten, allein sie versprachen doch seinem Talente eine dichterische Zukunft, die sich ihm in Wien erfüllen zu wollen schien. Hier brachte er seine dramatischen Jugendwerke zur Aufführung und erntete, da er ganz den Geschmack des Publicums zu treffen wußte, zumal bei der damaligen Oede der dramatischen Literatur, rauschenden Beifall. Sein Talent ist auch hier noch ohne Selbstständigkeit. In den Lustspielen ahmt er Kotzebue nach, in den Trauerspielen copirt er Schiller ungefähr in derselben Weise, wie es auch von Kotzebue versucht war. Zriny bestach durch seine declamatorische Sprache wie durch den heldenmüthigen Patriotismus, in den das gedemüthigte Geschlecht der Zeit jubelnd einstimmte, und ist von der deutschen Bühne noch nicht völlig verschwunden. Körner wurde auf Kotzebue's Verwendung zum Hoftheaterdichter ernannt. Als jedoch der Aufruf zum Kampfe für Deutschlands Befreiung erscholl, ließ es ihm in dem damals noch friedlichen Wien keine Ruhe. Er war entschlossen sich in die Reihe der Freiwilligen zu stellen, die unter Preußens Fahnen ins Feld zogen, und verließ Wien im März 1813. In Breslau trat er in das Lützow'sche Freicorps anfangs als Gemeiner ein, ward aber nicht lange darauf von seinen Waffenbrüdern zum Lieutenant erwählt. Jetzt fand seine Poesie die selbstständige Bahn; sie strömte aus in begeisterten Freiheits- und Kampfesliedern, welche die Flammen des Patriotismus in allen Herzen anfachten. Niemand wird seinen feurigen Aufruf auch jetzt, wo jene Zeit der Vergangenheit angehört, lesen, ohne den Hauch jener hochaufwallenden Vaterlandsbegeisterung zu empfinden.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor Dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, Drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz.
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Viele seiner Lieder, von denen er selbst mehrere mit Melodieen versah, wurden damals in allen deutschen Gauen gesungen, Lützows wilde Jagd, das durch Weber's herrliche Composition sich noch erhalten hat, sowie das damals mächtig wirkende Lied Männer und Buben: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los"! endlich das Gebet während der Schlacht, dem wir hier eine Stelle geben.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
Es ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
D'rum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Als gegen Ende des Augusts nach aufgehobenem Waffenstillstande die Feindseligkeiten wieder begannen, rückte Körner mit seiner Schaar nach Mecklenburg. In der Frühe des 26. August kurz vor dem erwarteten Gefecht verfaßte er sein letztes Gedicht, das schöne Schwertlied: „Du Schwert an meiner Linken." In dem Gefechte bei Gadebusch traf ihn eine feindliche Flintenkugel, die durch den Hals seines Pferdes ihm in den Unterleib drang. Die trauernden Waffengefährten bestatteten ihn unter einer Eiche bei Wöbbelin, wo ein eisernes Denkmal seine Ruhestätte bezeichnet. Der Platz wurde von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin dem Vater des Dichters zum Geschenk gemacht. Dieser konnte das Andenken seines Sohnes nicht schöner ehren, als indem er seine vaterländischen Lieder unter dem Titel Leier und Schwert gesammelt herausgab. Sie sind dem Frühgeschiedenen das unvergänglichste Denkmal; sein Tod hat seine Poesie geadelt. Keine Kritik, wie sehr sie vom Standpuncte der Aesthetik gerechtfertigt sein mochte, hat ihm den Dichterkranz, den ihm die Stimme des Volks ertheilt hat, entreißen können. Es kann eine Zeit kommen, wo seine Lieder wieder mit lebendigem Klange erwachen. In diesem Sinne feiert ihn der poetische Nachruf Stägemann's.

Dem Angedenken Theodor Körner's.

Zwar dein eisern Schwert hat ausgeklungen,
Aber nicht die goldbezogne Cither.
Zwar das Grab umschließt den tapfern Ritter,
Doch der Sänger hat sich aufgeschwungen.

Lieblich tönet nach, was du gesungen,
Und die Zeit, der Namen strenger Schnitter,
Hat in ihren Kranz nicht Bandes Flitter,
Aber dich, du blühend Laub, geschlungen.

Schlaf! im freien Boden deutscher Eichen!
Und erzittert einst die Irmensäule,
Wenn aufs neu Barbaren sie umringen:

Dann hernieder aus den goldnen Reichen
Laß dein Schwert und deine Leier klingen,
Daß, wie jetzt, die Rache sie ereile!

In dieser Reihe der patriotischen Sänger können wir die Brüder Follen (Follenius) nicht unerwähnt lassen. August Adolf Ludwig Follen, 1794 zu Gießen geboren, machte 1814 als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit. Nachmals in die Untersuchungen wegen burschenschaftlicher Verbindung verwickelt, begab er sich nach Aarau, wo er eine Anstellung als Lehrer erhielt. Außer seinen Liedern, die der Blüthezeit der Burschenschaft angehören (Freie Stimmen frischer Jugend, 1819) haben wir von ihm auch epische Gedichte, die sich an die Form des Nibelungenliedes, welches er ebenfalls bearbeitet hat, anschließen; am bekanntesten ist die Romanze Des Arnold von Winkelried Opfertod. — Karl Follen, 1795 zu Gießen geboren, kämpfte gleichfalls gegen Frankreich und setzte darauf seine akademischen Studien fort. Ein eifriger Beförderer der Burschenschaft, ward er durch die Demagogenverfolgung 1819 aus Deutschland vertrieben, lebte abwechselnd in Frankreich und verschiedenen Städten der Schweiz, bis er sich zur Uebersiedelung nach Amerika entschloß und nach mancherlei Schicksalswechsel eine Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge erhielt. Er ging 1839 mit dem Dampfschiff Lexington unter, das auf dem Eriesee in Flammen gerathen war. Seine Lieder sind Zeugnisse der vaterländischen Begeisterung des Burschenthums, das Deutschlands alte Kraft und Herrlichkeit glaubte herstellen zu können; eine von diesen Zeitstimmen theilen wir hier mit.

Bundeslied.

Brause, du Freiheitssang,
Brause wie Wogendrang
Aus Felsenbrust!
Feig bebt der Knechte Schwarm:
Uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust.

Gott Vater, dir zum Ruhm
Flammt Deutschlands Ritterthum
In uns aufs neu;
Neu wird das alte Land,
Wachsend wie Feuersbrand,
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altdeutsche Treu!

Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrschaft, Zwingherrnwitz
Tilgt Gottes Racheblitz —
Euch sei der Herrschersitz
Freiheit und Recht!

Freiheit, in uns erwacht
Ist deine Geistermacht;
Heil dieser Stund!
Glühend für Wissenschaft,
Blühend in Jugendkraft,
Sei Deutschlands Jüngerschaft
Ein Bruderbund.

Schalle, du Liederklang,
Schalle, du Hochgesang,
Aus deutscher Brust!
Ein Herz, ein Leben ganz,
Stehn wir, wie Wall und Schanz',
Bürger des Vaterlands,
Voll Thatenlust.

Zwei Dichter, die später eine ausführlichere Besprechung verlangen, müssen wir schon hier nennen, um das Bild jener patriotisch begeisterten Zeit, so weit es in der Poesie sich abspiegelt, zu vervollständigen, Uhland und Rückert, beide noch unter den Lebenden.

Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft, deren Studien er 1810 in seiner Vaterstadt beendigte, und blieb seinem engeren Vaterlande Würtemberg auch im praktischen Geschäftsdienst treu. Als Dichter machte er sich seit 1808 durch Lieder und Romanzen bekannt, welche an die Lyrik Goethe's und der Romantiker sich anschlossen. Die Erhebung des Vaterlandes hob auch ihm das Herz empor, aber er mischt sich nur schüchtern in den Kriegs- und Triumphgesang. Er ist sich bewußt, daß die sanften Klänge der Poesie nicht ganz vom Sturm übertönt und verweht werden, wie es sein Gedicht Gesang und Krieg mit hochpoetischem Schwunge ausspricht.

Gesang und Krieg.

1.

Wühlt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Liederkranze?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß schamroth abwärts flieh'n der Sängerorden,
Wann Kriegerschaaren ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen selbst durch Feindeslager schreiten?

Bleibt Poesie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe störet,
Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
Das stets sich neu im Erdenschooß empöret:
So ist bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein, über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe,
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht, und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten werben,
Indeß die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blüthenzweigen:
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen.

2.

Nicht schamroth weichen soll der Sängerorden,
Wenn Kriegerschaaren ziehn in Waffenglanze:
Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
Noch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;

Wohl schauervoll ist jener Sturm aus Norden,
Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager schreiten,
Noch steht's euch frei — den Eingang zu erstreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren;
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neu geboren.
Hat Aeschylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Lied erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken
Und schrieb den Don Quixote mit der Linken.

Auch unsers deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben.
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest — doch du lebst und singest.

Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit sanftrem Liede.

Als nach dem Kriege Würtemberg die Verfassung erhalten hatte, und Uhland in die Ständeversammlung gewählt war, nahm, so wie seine Rede für Freiheit und Recht einstand, auch seine Poesie den Kampf für die schwererkämpften Güter des Volkswohls auf, welche von oben herab mit karger Hand gewährt oder ganz entzogen wurden. Es ist „die neue Muse", wie er sie in einem seiner Gedichte selbst einführt. Sein Gedicht Am 18. October 1816 ist eine ernste Mahnung an Hohe und Niedere, eine der unvergänglichsten Zeitstimmen.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld:
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürsten, seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt:
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

„Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihn, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüten,
Die ihr geschäftig unterstreut?"

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt:
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht."

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

In dieser Gattung der politischen Poesie nach der Kriegszeit hat Uhland viele Nachfolge gehabt; indeß so sehr sie dem ehrenhaften Charakter des Dichters als Anwalt des öffentlichen Rechts ein schönes Zeugniß redet, so hat sie doch einen Beischmack der Prosa politischer Kammerdebatten. Anders ist es mit Rückert, der in eben dem Augenblick der politischen Poesie entsagte, wo die vaterländische Begeisterung unter den Rechtsstreitigkeiten der Parteien zu Grabe getragen wurde.

Friedrich Rückert war der Sohn eines Beamten zu Schweinfurt in Franken, wo er am 16. Mai 1789 geboren wurde. Zum Studium der Jurisprudenz bestimmt, beschäftigte er sich aus überwiegender Neigung hauptsächlich mit Sprachen und Literatur. 1809 verließ er die Heimat, um in dem östreichischen Kriege der Fahne des Befreiungskampfes sich anzuschließen, erhielt aber schon in Dresden die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes. Beim Beginn des Befreiungskrieges von 1813 hielten ihn die Bitten und Vorstellungen der Eltern vom Felddienste zurück, dem überdies seine durchs Studiren geschwächte Gesundheit nicht gewachsen war. Allein wie sein Geist von glühender Vaterlandsliebe und von Kampfeslust erfüllt war, so strömte er sein Feuer in Deutschen Gedichten aus, die er, wie seine zunächst folgenden Sammlungen, mit dem Dichternamen Freimund Raimar bezeichnete. Seine Geharnischten Sonette waren mächtig wie mit Donnerworten dahertönende Stimmen der grollenden und hoffenden Zeit, wie sie noch nie aus der sonst zum Ausdruck sanfter Empfindungen angewandten Sonettenform gesprochen hatten. Hier einige Proben:

1.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Brauf't über Deutschland hin in Siegsergusse! —
Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? dir beistehn! Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
Daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße!
Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.
Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

2.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen,
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

„Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen,
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?
„Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben: —
„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher! —
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben!"

3.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?
Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.
Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Daß seine Freiheit nicht darf denken wollen."

4.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male
Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und mein's ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.
Wer weckt euch heut' und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.
Auf, meine Preußen! unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!"

Seine übrigen Gedichte in dieser und einer später erschienenen (1817) Sammlung Kranz der Zeit ergreifen mit kräftigen Zügen

den unmittelbaren Eindruck des Ereignisses oder einer hervorragenden Persönlichkeit, derb im Hohn wie im Zorn, aber auch feierlichernst in hoher Begeisterung für den großen Moment. Welch ein Feuer ist z. B. in dem folgenden Liede!

Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar darnach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich nur höre einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!"
Kann nicht hören, süße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

Die Gräber zu Ottensen sind wohl am tiefsten ins Volk eingedrungen. Mit zornerfülltem Gemüth weilt er bei den Gräbern der von Davoust aus Hamburg Vertriebenen und der Gruft des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der nach der Schlacht bei Auerstädt in Altona eine Zuflucht vor des Siegers Verfolgung suchen mußte, um einen ruhigen Ort zum Sterben zu haben, und zuletzt schließt die Elegie versöhnend mit der Betrachtung an Klopstock's Grabe, dessen Inschrift: Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen! auch auf die übrigen Ruhestätten der unglücklichen Opfer der Tyrannei eine Beziehung erhält. Zur Mittheilung mögen zwei kleinere Gedichte gewählt werden, die Deutschlands politischen Zustand mit ernstem Worte berühren.

Deutschlands Heldenleib.

Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark;

Da vom Moder der Verwesung,
Wo du lagest schwer und tief,
Gott zu plötzlicher Genesung
Dich des neuen Lebens rief;

Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Gleich ein kriegerisches Haupt
Oben wollte wachsen wieder,
Das man dir im Schlaf geraubt.

Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt ein Leib zu sein vereint,
Selber Leiber wollten scheinen
Oder gar dem Ganzen feind!

Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark.

Barbarossa.

Der alte Barbarossa
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er winkt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Als nach 1817 die öffentlichen Verhältnisse keine freudige Stimmung mehr wecken konnten, als „die alten Raben wieder um den Berg flogen", und die Stimmen der Vaterlandsdichter nicht mehr an der Zeit waren, verstummte Rückert's politische Poesie auf immer, um einer ganz andern Lyrik Platz zu machen.

IV. Die Romantik in der Restaurationsepoche.

Die Poesie hatte auf Augenblicke in die unmittelbare Gegenwart gegriffen und sich an großen Ereignissen zum Ausdruck des Nationalbewußtseins erhoben. Als jedoch die politische Gespensterfurcht den Geist, den man in der Zeit der Noth heraufbeschworen hatte, wieder bannte, als man die letzten Flammen der Begeisterung allgemach verlöschen sah, ward auch das literarische Leben wieder in sich zurückgedrängt, und wo die poetische Productionskraft nicht zu unterdrücken war, suchte sie, wie in den Zeiten des Drucks der Fremdherrschaft, solche Gebiete auf, welche den Verhältnissen der Gegenwart fern lagen, die stille Gemüthswelt, das Mittelalter, den Orient oder die Zustände der immerhin kräftigen, wenn auch rohen Naturvölker ferner Erdtheile. Die Romantik klang daher noch in vielfachen Weisen nach, und die von der Bühne des Lebens vertriebene Erregtheit der Gemüther begünstigte selbst eine Zeitlang noch manche phantastische Auswüchse, weil man effectvolle Erregungen noch nicht entbehren konnte.

Wenden wir uns zuerst zum Drama, mit welchem wir in dem ersten Abschnitte von der Romantik schieden. Das Schicksalsdrama hatte seine größten Erfolge in den Jahren unmittelbar nach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserthrons. Es waltete etwas Dämonisches und Fatalistisches in den Ereignissen, die man so eben erlebt hatte. Man legte an das Ueberspannte und Unnatürliche, das man auf der Bühne vorgeführt sah, nicht den Maßstab der Wahrheit, weil man sich des Dämmerscheins romantischer Mystik noch nicht entwöhnt hatte.

Adolf Müllner hatte das Geschick seines Vorbildes Werner, eine Zeitlang als dramatischer Dichter weit über sein Verdienst gefeiert zu werden. Er war 1774 unweit Weißenfels geboren, ein Schwestersohn Bürger's, dessen „Lenore" neben Schiller's Dichtungen sein poetisches Talent zuerst geweckt haben soll. 1798 ließ er sich als Advocat in Weißenfels nieder. Mit seinen Dichtungen wagte er sich erst spät hervor. Seine ersten dramatischen Versuche waren kleine, meist dem Französischen nachgebildete Lustspiele, die er für ein

1810 in Weißenfels errichtetes Liebhabertheater verfaßte: die Zurückkunft aus Surinam (1812), die Vertrauten (1812), die Zweiflerin (1813), die großen Kinder (1813), der Blitz (1814), die Onkelei (1814), allenfalls gut genug für den Unterhaltungszweck, doch ohne echte Komik. An die Tragödie wagte er sich zuerst mit einer Nachahmung von Werner's „vierundzwanzigstem Februar", dem neunundzwanzigsten Februar (zuerst 1812 aufgeführt), worin dies Datum der verhängnißvolle Schicksalstag wird. Der Mann hat den Fluch des Vaters auf sich geladen, weil er seine Frau wider dessen Willen geheirathet hat. Und diese Frau ist, wie sich hernach herausstellt, seine eigne Schwester. Der Sprößling dieser Oedipus-Ehe ist Emil, ein Kind von so zartem Gemüthe, daß es sich aus dem Leben heraussehnt. Schon hat der Vater beschlossen, ihn zur Sühne für sein unfreiwilliges Verbrechen zu tödten, als auch der Knabe selbst ihn um diese Wohlthat anfleht. Vom Dolchstoß des Vaters getroffen, sieht er die Engel sich entgegenkommen und bittet seinen Vater ihm zu folgen. Dieser überliefert sich den Gerichten.

Künstlicher ist das Gewebe in der Schuld (1814) geflochten, wenn gleich eben so unnatürlich. Nach der einen Seite lehnt sich dies Trauerspiel an Schiller's „Braut von Messina" an, an deren Schlußworte schon der Titel erinnert, andrerseits an Calderon, von dem die äußere Form der spanischen Trochäen und viele Wendungen entnommen sind. In dem Hauptmotiv erkennen wir sein Vorbild: ein Orakel prophezeit der Mutter Hugo's, er werde seinen Bruder ermorden; daher übergiebt sie ihn einer fremden Familie und verursacht dadurch selbst den Brudermord. Eine gewisse Kunst dramatischer Composition unterhält das Interesse in den drei ersten Acten, wo es sich um die allmähliche Aufhellung des Verbrechens handelt. In den letzten Acten, wo die Sühne des Verbrechens berathen wird, und Hugo sich, gleichwie Don Cesar, ersticht und noch andere Schauerlichkeiten zur Verstärkung des Effects herangezogen werden, erlahmt die Handlung gänzlich, und die Langeweile tritt an die Stelle der Spannung. Psychologische Wahrheit und Tiefe des Gefühls gehen Müllnern durchweg ab; die Erfindung beruht auf juristischen Spitzfindigkeiten, die breit aus einander gesetzt werden, und die Sprache

ist trotz ihres rhetorischen Glanzes ohne Wärme. Dennoch gab es eine bestochene Kritik, welche Müllner's Schuld, wie er selbst in Vor- und Nachreden selbstgefällig verzeichnete, mit Sophokles und Shakspeare in Parallele setzte und z. B. zweifelhaft war, ob nicht ein Monolog in der „Schuld" über den berühmten Monolog Hamlet's zu stellen sei. Die beiden folgenden Tragödien König Yngurd (1815) und die Albaneserin (1819) sind noch gehaltloser. Wahnsinn und Donnerrollen, Ritterlärm und sentimentale Schönthuerei, überhaupt die unnatürlichsten Motive und schaudervollsten Verhältnisse sind herbeigezogen, um die Phantasie des Zuschauers gefangen zu nehmen, aber Idee und Zusammenhang sind gänzlich außer Acht gelassen. Als Kritiker machte sich Müllner durch sein Mitternachtsblatt gefürchtet, weil er in den Mitteln, dem Gegner zu schaden, eben so gewandt wie gewissenlos war. Er starb 1829.

Ernst von Houwald, geboren 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, trieb die Dichtkunst aus Liebhaberei zu seiner Unterhaltung, seitdem er sich von der öffentlichen Wirksamkeit in die ländliche Stille seines Landguts zurückgezogen hatte. Nachdem er durch „Erzählungen" und das kleine Drama die Heimkehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erreichte er einen glänzenden Erfolg mit den beiden Schicksalstragödien das Bild (1821) und der Leuchtthurm (1821). Beide sind in Anlage und Charakteristik höchst mangelhaft. Das erstere hatte für weiche Gemüther den Reiz der Thränen, und die Rolle des Malers Spinarosa, mit klangvoller Rhetorik ausgestattet, welche sich mit den Farben des Künstlerenthusiasmus schmückt, gab den Schauspielern Gelegenheit, durch declamatorisches Pathos dem Publicum zu imponiren. Houwald starb 1845.

Wien war durch sein Burgtheater ein Hauptsitz für die höhere dramatische Kunst und zog dadurch mehrere dichterische Talente zum Drama hin. Schon vor der Befreiungszeit fand Schiller hier einen seiner begabtesten Nachahmer, Heinrich Joseph von Collin, der durch großartige historische Stoffe mehr zu erheben, als zu rühren suchte. Sein Regulus (1801), durch römischen Patriotismus erwärmt, erntete außerordentlichen Beifall und begründete seinen Ruhm. In ähnlicher Manier ist der Coriolan verfaßt, wozu

Beethoven jene Ouvertüre componirte, deren Ruhm den des Dichters überdauert. Körner's Zriny, ebenfalls fur die Wiener Bühne gedichtet, läßt sich derselben Gattung beizählen.

Die romantische Tragödie, durch Zacharias Werner bereits in Aufnahme gebracht, fand ihren vorzüglichsten Vertreter in Franz Grillparzer, welcher seiner Vaterstadt Wien, in der er 1790 geboren wurde, stets treu geblieben ist. Ob die bescheidene und beschränkte Wiener Beamtencarriere seinem Talente förderlich gewesen, möchte sehr fraglich sein; denn die poetische Anlage, von der seine Dichtungen Zeugniß geben, hätte bei einer günstigeren Ausbildung Größeres zu leisten vermocht. In seinem ersten Schauspiel: die Ahnfrau (zuerst 1816 aufgeführt), herrscht die Grundidee des Fatalismus noch weit nächtlicher, schauriger, mächtiger als in der „Schuld", und treffend sagt ein Kunstrichter über dieses Drama: „das Feuer bricht nur in seiner zerstörenden Wirkung hervor und färbt alle Figuren mit einem gewaltsamen Lichte, die Ruhe am Schlusse ist nicht die Ruhe der gestirnten Nacht, sondern die Verödung räuberisch verbrannter Wohnungen." Ein strebender Geist von solch gesunder Urtheilskraft und sittlicher Größe, wie dieser junge Dichter war, konnte nicht lange auf dem Wege verharren, er wandte sich zu Goethe's freundlicherem Genius und mit ihm zum Griechenthum, und so erhielten wir 1818 Sappho, eine griechische Tragödie mit moderner Empfindungsweise. Sappho, einsam auf der Höhe des Ruhms, wird von leidenschaftlicher Liebe zu dem jungen Phaon ergriffen, den sie in den olympischen Spielen durch den Zauber ihres Gesanges zur höchsten Begeisterung hingerissen hat. Allein er hat sich getäuscht, wenn er dies Gefühl für die wahre Liebe hielt. In eben dem Maße, wie ihre Liebe sich zur Leidenschaft steigert, stößt sie ihn ab. Sobald er ein Mädchen von einfachem, kindlichem Gemüth kennen gelernt hat, wendet er diesem seine Neigung zu und behandelt Sappho mit Kälte und Härte. Sie endet ihr Leben durch den Sprung ins Meer. Das Stück erlangte einen nicht geringeren augenblicklichen Erfolg, als „die Ahnfrau". Im Gefolge des Kaisers von Oestreich unternahm Grillparzer eine Reise nach Italien und nährte dort seinen Geist mit unmittelbarer Anschauung des Alterthums, und so erschien 1822 die

Trilogie: das goldene Vließ. Diese hellenische Blume seines Genius war nun freilich griechischer als Sappho; allein die finstere Barbarenwelt, die schauerlichen Motive, die mehr Schrecken als Mitleid erregende Erscheinung der Medea, welche zu Jason in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Sappho zu Phaon, dargestellt ist, alles dies erregte Mißfallen. Die Gunst des Publicums konnte auch sein nächstfolgendes historisch-patriotisches Drama König Ottokars Glück und Ende (1825) ihm nicht wiedererwerben, obwohl die beiden Hauptcharaktere, Ottokar und Rudolf, mit großer Sorgfalt durchgeführt sind. Wenn dieses und ein anderes historisches Stück Ein treuer Diener seines Herrn (1828) die rechte Kraft und Frische der politischen Anschauung vermissen lassen, so tragen die Verhältnisse, unter denen Grillparzer dichtete, einen Theil der Schuld, indem man selbst seine loyalen Aeußerungen politischer Ansichten in Wien noch bedenklich fand. Er kehrte daher lieber zu der griechischen Sagenwelt zurück. Das Drama Des Meeres und der Liebe Wellen behandelt die Erzählung von Hero und Leander mit großer Anmuth und dramatischer Kunst, die bei einem Stoffe, welcher der Bühnendarstellung vielfach widerstrebt, um so höher anzuschlagen ist. Weit tiefer steht Der Traum ein Leben (1834), erntete jedoch einen viel größern Beifall, weil der Dichter mehr auf den Bühneneffect hingearbeitet hat. Rustan ist von Ehrgeiz erfüllt und verachtet das Glück stiller Genügsamkeit. Von einem Zauberer in Schlaf versetzt, macht er im Traume das Leben eines Ehrgeizigen durch bis zum schmählichen Fall; dadurch lernt er einsehen, daß der Seelenfriede das höchste Erdenglück ist. Wie in der Erfindung, ist es auch in der Sprache Calderon nachgebildet, auch hier wie in allen Stücken Grillparzer's durch lyrischen Wohlklang ausgezeichnet; z. B. wenn der Jüngling Rustan im Aufwallen des ehrgeizigen Strebens ausruft:

O es mag wohl herrlich sein,
So zu stehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorbeerhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wundervögeln
Alte Heldenlieder tönen,

Und vor sich die weite Eb'ne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
Starker, nimm dich an der Schwachen!
Kühner, wage! Wagen siegt!
Was du nimmst, ist dir gegeben!

Sich hinab zu stürzen dann
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich:
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trotzende Gewalten lenken,
Rings zu sammeln alle Quellen,
Die, vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluren wälzen.
Neidenswerthes Glück der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht.

Als er endlich vom Traume erwacht, während durch das Fenster die aufgehende Sonne den kommenden Tag verkündet, stürzt er auf die Kniee mit den Worten:

Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, sel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerstreut,
Dringt er auch in diesen Busen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, sie ist Licht.

Dank dir! Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, 1790 auf einem Schlosse in Oberschlesien geboren, nach 1806 in östreichischem Militärdienst und zuletzt in literarischer Muse in Wien, wird uns später nochmals wegen seiner lyrischen Gedichte beschäftigen, schließt sich aber mit seinen dramatischen Werken so eng an Grillparzer an, daß er hier nicht zu übergehen ist. Er hat sich in noch höherem Grade nach dem spanischen Drama gebildet. Lope de Vega's Stern von Sevilla hat er für das deutsche Theater bearbeitet, gleichwie vor ihm West, der Director des Wiener Burgtheaters, Calderon's Leben ein Traum und Moreto's Donna Diana bei uns durch gewandte Bearbeitungen eingeführt hat. Die Schönheit der Sprache verdient bei Zedlitz alles Lob; allein der Stoff verletzt unser Gefühl; er veranschau-

licht uns, ähnlich wie Alarkos, die Idee der spanischen Monarchie, die unbedingte Unterwerfung unter den königlichen Willen mit Aufopferung jedes andern, noch so heiligen, persönlichen Gefühls. Estrella's Verlobter muß der Mörder ihres Bruders, seines geliebtesten Freundes, werden, weil er dem Könige sich verpflichtet hat, mit dem zu kämpfen, den er ihm als einen Beleidiger der königlichen Majestät nennen würde. Die Stücke Zwei Nächte in Valladolid (1823) und der Königin Ehre (1828) sind genaue Copien des spanischen Drama's. In Kerker und Krone (1833) setzt Zedlitz den Goethe'schen Tasso fort. Eine schöne, wohlklingende Sprache zeichnet auch dies Drama aus, allein die Handlung ist zu wenig motivirt, und die Behandlung leidet an einförmiger Sentimentalität. Am besten ist Angioletta, die Tochter des Kerkermeisters, gezeichnet, welche den geliebten Dichter auf seinen ruhelosen Wanderungen durch Italien treu begleitet.

Friedrich Halm (Egidius Freiherr von Münch-Bellinghausen), ein jüngerer Wiener Dramatiker (geb. zu Krakau 1806), theilt die Vorzüge und Mängel seiner nächsten Vorgänger, eine wohlklingende, an das Rhetorische streifende Diction und eine mehr lyrisch-sentimentale, als dramatisch-charakteristische Behandlung. Er kennt das deutsche Publicum und hat große Erfolge errungen, weil er das Gefühl zu ergreifen versteht. Griseldis (1835), sein erstes Stück, ist auch sein bedeutendstes. Das liebende Weib, das Parcival um einer Wette willen durch die härtesten Proben des Mißgeschicks führt, erhält unsere Theilnahme und unsere Spannung, und die Lösung, daß Griseldis, als sie erfährt, Alles sei nur ein frevelhaftes Spiel gewesen, sich von ihm lossagt und in ihre Niedrigkeit zurückkehrt, befriedigt die Forderungen des sittlichen Gefühls. Seine späteren Stücke, unter denen der Sohn der Wildniß und der Fechter von Ravenna am meisten Aufsehen gemacht haben, sind schwach in der Erfindung und verdanken ihre momentanen Erfolge der sentimentalen Rhetorik, deren einschmeichelnder Wohllaut von der Bühne herab besticht.

Die alten Volkspossen, wie sie nach dem Verschwinden des Hanswursts buntscheckig und feuerwerkartig, mit Genien, Feen und

Zauberern beliebt waren, ergötzen noch immer einen großen Theil des Wiener Publicums und haben sich von der Leopoldsstadt auch auf die übrigen Vorstadt-Theater verbreitet. Ferdinand Raimund (1790 in Wien geboren) verstand es, in diese Art von Lustspielen wahre Poesie und reinen, oft erhabenen Sinn zu legen. So sind der Bauer als Millionär, der Alpenkönig und Menschenfeind, die gefesselte Phantasie, der Diamant des Geisterkönigs, das Mädchen aus der Feenwelt und vor allen der Verschwender, sein letztes Stück (1832), Possen von so lebenskräftiger Gestaltung und so hoher Bedeutung, daß sie selbst in Norddeutschland, wo doch manches Oertliche und Mundartige verloren ging, mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, den der Dichter selbst durch seine Anwesenheit und sein treffliches Spiel erhöhte. Leider verfiel er bei aller Gesundheit seines Dichtertalents in Trübsinn: der allgemeine Beifall, eine sorglose Muse und die angenehmsten Verhältnisse, in denen er nahe bei Wien auf einem freundlichen Landsitze lebte, konnten ihn nicht befriedigen, die Schwermuth nicht bannen, die seine Seele umlagerte; er endete 1836 sein Leben freiwillig, beklagt und bedauert als Dichter und als Mensch. Sein Nachtreter in dieser Gattung, Nestroy, ist wohl unerschöpflich in neuen Erzeugnissen, sinkt aber von Raimunds Höhe immer tiefer zum Gemeinen herab, und die Nahrung, die er bietet, sind Zerrbilder und falscher Witz.

Den Erfolgen des romantischen Drama's stehen die der romantischen Oper zur Seite, welche in Karl Maria von Weber's Compositionen, Freischütz, Euryanthe und Oberon ihre höchsten Triumphe feierte. Hatte man bisher mit den Phantasieen über Poesie und Malerei Roman und Drama ausgestattet, so ward nunmehr auch der musikalische Kunstenthusiasmus herangezogen. Eine der bedeutendsten Leistungen in dieser Richtung sind die Phantasiestücke in Callots Manier von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der mit diesen novellistischen Schilderungen zuerst (1814) seinen schriftstellerischen Ruhm gründete. Im Leben abenteuerlich umhergetrieben, bald juristischer Beamter, bald Musikdirector und Componist, in genialer Liederlichkeit zwischen phantastischer Schwärmerei und

wüster Gemeinheit hin- und hergeworfen, giebt er auch in seinen Schriften ein Abbild der Verworrenheit seines Charakters und seines Treibens. Seine Phantasie ergeht sich am liebsten in abenteuerlichen Schauergeschichten, die das Dämonische auf die Spitze der Caricatur treiben, um dann wieder in tollen Sprüngen des Humors zum Gemeinen und Alltäglichen zu greifen. Allein es lag in den unnatürlichen Contrasten etwas Erregendes und Spannendes, das ihm eine ungewöhnliche Popularität verschaffte. Wer am gespenstischen Grauen sich sättigen will, findet reichliche Befriedigung in den Elixiren des Teufels (1816) und den Nachtstücken (1817). Seine besten Novellen stellte er in den Serapionsbrüdern (1819) zusammen und verflocht sie nach dem Vorbilde von Tieck's Phantasus durch Gespräche über die Kunst. In manchen zeigt sich ein ausgezeichnetes Talent der Anordnung, eine scharfe Beobachtung des Lebens, nur besitzt er nicht Herrschaft über sich selbst, um sein Talent zu concentriren und die störenden Elemente fern zu halten. Daher ist sein Humor nur ein Spiel mit bunten Farben ohne Freiheit und geistige Einheit, so daß er hinter seinem Vorbilde Jean Paul, der ihn zuerst in die Lesewelt eingeführt hatte, weit zurücksteht. Klein Zaches, Kater Murr sind unter diesen ironisch-satirischen Dichtungen vorzugsweise zu erwähnen. Auf die neuere französische Romantik hat Hoffmann einen großen Einfluß ausgeübt.

Die weiche Gefühlslyrik der Romantik dagegen hat in Joseph von Eichendorff ihren namhaftesten Vertreter, der bis in die Gegenwart hineinreicht. Er gehörte, wie so viele Anhänger der romantischen Schule, dem preußischen Beamtenstande an und lebte als Regierungsrath in Danzig, Königsberg und Berlin. 1845 zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb 1857. Er hat sich als Dichter in verschiedenen Gattungen versucht, in Roman und Novelle, wie im Drama und in der Lyrik. Der lyrische Ton geht jedoch als die Grundstimmung durch alle seine Productionen hindurch. In dem dramatischen Märchen Krieg den Philistern klingt die Tieck'sche Humoristik nach. Die historischen Trauerspiele Ezzelin von Romano (1828) und der letzte Held von Marienburg (1830) ziehen durch warme Empfindung und eine edle blü-

hende Sprache an, sind aber eben nur Lyrik, nicht durch Charakter und Handlung belebte dramatische Gemälde. Seine beste Novelle ist Aus dem Leben eines Taugenichts (1824), die echte Romantik der behaglichen Sorglosigkeit, die vergnügt in der Welt umherschweift und in Wald und Flur und unter muntern Menschen ein Paradies findet.

Als Lyriker wird uns Eichendorff vor Allem theuer bleiben. Es sind liebliche Blüthen eines sinnigen Gemüths. Wenn er die Herrlichkeit der Natur feiert, so vernehmen wir die zartesten Töne der Andacht, wie in den folgenden beiden Liedern:

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie in Blüthenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder:
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Durch eben diese Innigkeit und Wahrheit ergreifen uns die Töne der Wehmuth, besonders in den Liedern Auf meines Kindes Tod.

Auf meines Kindes Tod.

1.

Freuden wollt' ich dir bereiten;
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann;
Durch die ernste dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen,
Draußen über Thal und Kluft
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen,
's war, als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

2.

Ich führt' dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit;
Kein Laut ließ sich da spüren,
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist's nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir:
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

3.

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam d'rinne
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret
Und kämst nun müd' zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandest längst nach Haus.

4.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh',
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein;
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

Wer in solcher Weise den Schmerz des Lebens neben der Freude am Dasein durchgekostet, dem steht es wohl an, ohne Schönthuerei von sich zu sagen:

Wehmuth.

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei;
Doch heimlich Thränen bringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut;
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Der Novellenform bediente sich Leopold Schefer mit noch entschiedenerer Vorliebe, indem die dramatische Behandlung seiner Individualität widerstrebte, und die Versuche in dieser Gattung ohne Erfolg waren. Zu Muskau in der Lausitz 1784 geboren, eines Arztes Sohn, erwarb er sich seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Bautzener Gymnasium und, darauf in seine Heimat zurückgekehrt, widmete er seine Muße dem Studium der schönen Literatur und der Musik, welche ihm bald zur Hauptbeschäftigung ward. Er lebte seitdem gewissermaßen als ein Glied der Familie des Grafen Pückler zu Muskau, welcher sich nachmals durch novellistische Reiseschilderungen in der literarischen Welt bekannt gemacht hat. Sein Gönner, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten erwählt hatte, gewährte ihm die Mittel, um auf Reisen seine musikalische Ausbildung zu erweitern; er lebte längere Zeit in England und darauf in Wien, wo Haydn sein Lehrer ward. Weitere Reisen knüpften sich daran, er besuchte Rom und den Orient, dessen Einflüsse seine poetische Eigenthümlichkeit bestimmten. Im Jahre 1820 kehrte er nach Muskau zurück, wo er in idyllischer Zurückgezogenheit ein glückliches Leben führte. Seine innere Welt hatte jetzt eine bestimmt ausgeprägte Gestalt gewonnen. Er begann die Reihe der Novellen (seit 1825), durch welche er sich eine hervorragende Stelle unter den neueren deutschen Dichtern erwarb. Es sind nicht Gemälde des bewegten Lebens, sondern sie wenden sich mehr dem verborgenen Seelenleben zu, das sie mit tiefem psychologischen Blick erfassen und mit glühenden Farben darstellen. Er liebt die Schilderung traumartiger, dämmerhafter Gemüthszustände, oft an die Grenzlinie des Schauerlichen streifend, in dessen Ausmalen seine Phantasie eine seltene Virtuosität besitzt; allein eben so verweilt er in dem innigen Gefühlsleben, welches er mit

philosophischer Reflexion zerlegt, so daß er nach dieser Seite hin am nächsten sich mit Jean Paul berührt. Italien, Griechenland und die türkischen Inseln sind vornehmlich der Schauplatz seiner Schilderungen, nicht nur weil er durch eigene Anschauung auf jenem Boden heimisch war, sondern auch weil seine Poesie, gleichwie die des Lord Byron, an den man bei ihm oft erinnert wird, einen orientalischen Grundzug hat, der in der letzten Lebensperiode des Dichters, wo er zur Lyrik und zum Epos sich gewandt hat (Hafis in Hellas, **1850**; Koran der Liebe, **1853**; Homer's Apotheose, **1859**), in der Verherrlichung des sinnlich-träumerischen Lebensgenusses noch stärker hervorgetreten ist.

Eine ausgebreitete Popularität haben seine didaktischen Dichtungen sich erworben, besonders das Laienbrevier (**1834**), das in den Hausreden (**1854**) fortgesetzt ist. Es ist ein Evangelium der pantheistischen Naturandacht, die Gott im All und in jedem Einzelwesen sieht, so daß jegliches im Göttlichen aufgeht und verschwindet; dem Menschen geziemt Ergebung, Liebe und Duldung. Viele seiner Betrachtungen sind herrliche Bilder aus dem Natur- und Seelenleben; manche spinnen sich jedoch zu sehr in die Breite aus oder überladen sich mit pantheistischen Spitzfindigkeiten. Auch wird die starre Form der reimlosen fünffüßigen Jamben auf die Dauer ermüdend, sowie auch der Ausdruck sich von Sprachhärten und verwickelten Satzfügungen nicht frei hält. Wir wählen einige der schönsten Abschnitte aus.

1.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln:
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen;
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

2.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Da jedes Haupt, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblichers. Und willst du,
So grüße auch die Rose! willst du auch,
So küsse sie: „Im Namen Gottes!" Gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber;
Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!" Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg,
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;
Sie sind in Einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir ins Auge trieb!

3.

An Alles leget die Natur die leise,
Doch unabwehrbar starke Hand; sie legt sie
An eines Kindes liebliches Gebild,
Wie an die Rosenknospe, und sie schafft
Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst;
Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne
Und pflückt sie wie ein Tausendschön vom Himmel;
Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
An jedes Jahr, an alles, was den Menschen
Von Kindheit an umgab und mit ihm ward;
Sie legt sie an den Greis, sein Silberhaar;
Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß
Und macht ihr moderndes Gebein zu Staub —
Mehr kann man nicht erfahren von dem Aergsten!

An Eines aber legt Natur die Hand nicht:
Sie legt sie nicht an unsers Herzens Neigung;
Sie legt sie nicht an unsres Geistes Güter:
An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein Schönes;
An diese legt sie nur der freche Mensch
Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
Und lös't Natur uns Helles auf in Heller's,
Und schafft sie für ein Schönes uns noch Schöner's:
Wir können unsre Neigung treu bewahren
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht, wie mit, über uns Erwachs'ne
Erstaunten, großen Augen! Wie viel mehr
Bleibt uns die Liebe! Liebe für die Freiheit,
Das Wahre, Schöne, was wir je erblickt. —
Mehr kann man nicht verlangen von dem Besten!
Das ist die große Lehre für den Menschen.

4.

Die Sterne wandeln ihre Riesenbahn
Geheim herauf, vorüber und hinab,
Und Göttliches vollbringt indeß der Gott
Auf ihren Silberscheiben so geheim!
Denn sieh, indessen schläft in Blüthenzweigen
Der Vogel ungestört, nicht aufgeweckt
Von seiner großen heil'gen Wirksamkeit;
Kein Laut erschallt davon herab zur Erde;
Kein Echo hörst du in dem stillen Wald;
Das Murmeln ist des Baches eignes Rauschen,
Das Säuseln ist der Blätter eignes Flüstern! —
Und du, o Mensch, verlangst nach eitlem Ruhm?
Du thust, was du denn thust, so laut geräuschvoll,
Und an die Sterne willst du's kindisch schreiben?
Doch, ist der sanfte Geist in dich gezogen,
Der aus der Sonne schweigend großer Arbeit,
Aus Erd' und Lenz, aus Mond und Sternennacht
Zu deiner Seele spricht — dann ruhst auch du,
Vollbringst das Gute und erschaffst das Schöne
Und gehst so still auf deinem Erdenwege,
Als wäre deine Seel' aus Mondenlicht,
Als wärst du eins mit jenem stillen Geist.

5.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne ziehn
So immerfort, so jede heitre Nacht —

Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht;
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben
Auf ihren stillen schönen Silberscheiben.
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht umschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel, schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe,
Von dort aus sieh die Erde und verkläre
Zum Stern sie und was du hier alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

6.

Das sehen meine Augen deutlich, sehen's
Unwiderleglich an dem Lauf der Welt,
Was Unglück sei, und was es soll. Es ist
Das dunkle Labyrinth, worein ein Gott
Den Menschen gnädig führt, daß jeglicher
Sein Leben prüfe, daß der Böse denn
Sein Böses kennen und es abthun lerne —
Und daß der Gute seine gute Seele
Erst recht erfahre und genieße! Denn
Wir sehn den Bösen besser aus dem Unglück
Hervorgehn und den Guten freundlicher.
Wen aber hätt' ein Gott nicht Einmal doch
Geprüft? Denn welches seiner Kinder hätt'
Er nicht geliebt! Das denk', Unglücklicher!

7.

Versäume keine Pflicht und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan! Was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von dir; sonst verwickelst
Du dich in Dornen, die du nicht mehr lösest.
Sprich nicht: Ich muß voran im Leben, muß

In gleichem Schritt mit Andern wandeln! —
O glaube mir, wie du die Menschen siehst —
Das ist nur ihre äußere Gestalt,
So, wie und wo die Zeit sie mitgeführt,
Der Feige gleich, da, wo der Baum sie trieb;
Doch wo und wie sie selber sich empfinden,
Ob sie, der Feige gleich, nach eigner Zeit
Gut abgeblüht, — ihr Innres siehst du nicht!
Der Greis dort, mit dem einen Fuß im Grabe,
Ist noch ein Kind; er kann mit aller Kraft
Nicht aus dem Jugendhain — „er hat der Mutter
Einst Herzeleid gethan.“ Die Wittwe dort
Ist noch nicht Braut — „sie hat des Vaters Rath
Einst rauh und bös' verschmäht.“ Doch sieh, der Jüngling,
Der, dort mit seinem Pfluge Acker stürzend,
Des armen Vaters Schulden treu bezahlt,
Er ist schon alt, so alt wie Kindesliebe
Und Tugend, so beseligt, wie die Frommen,
Und hat ein groß Vermögen sich erworben:
Nichts zu begehren, — was er nur als Schuld
Besäße; nichts zu scheuen, was ihn ruhig
Auf seinem Lager schlummern läßt. — Mein Kind,
Die Weisheit nur hat Augen; alle Thoren
Sind blind. D'rum sieh! Versäume keine Pflicht!

8.

Willst du von zweien Dingen wissen, welches
Das Rechte? — Nimmer ist es das Bequeme!
Was dir die meiste Mühe macht, das ist es,
Das würde dir's sogar! Denn du besiegst
Dabei der Stoffe alte Trägheit, du
Besiegst dein eigen Herz. Denn, sonderbar
Nun oder göttlich, ist das Andern gut,
Was dir es ist; da draußen an der Welt
Nur kannst du dir dein eignes Glück verdienen.

9.

Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Ursein
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntniß
Des Göttlichen und Wiederkennen mit.
Das Höchste, Herrlichste begreift's am leichtsten;
Sich eng' und bang' und klein zu fühlen, findet
Gelegenheit und Zeit es auf der Erde.
Frühzeitig ehr' es! Halt es wie den Engel!
Zertritt es Eine seiner schönen Blumen —

Bestraf' es, wie man Kinder straft, um Mord;
Hat es den Rosenstock verdursten lassen,
Die arme Mutter vieler armen Kinder,
Verweigre ihm den Becher klaren Wassers.
Hat es der jungen Vögel Nest gestört —
Laß es auf harter Erde hungrig schlafen,
Von Mutter, Vater und Geschwistern fern.
Und hat dein Kind so früh, so göttlich ernst
Für fälschlich Leichtverziehenes gebüßt,
Dann tritt dereinst es aus dem Jugendhain
Mit heiligem Gefühl der schönen Welt,
Und ungefallen wohnt's im Paradiese
Auf Erden; und die schweren Fehle alle,
Die Menschen um das Glück des Menschen bringen,
Die hast du ihm erspart, als Keim gebrochen.
Denn wer den Tropfen Thau am Grase schont,
Wird Thränen nicht aus Menschenaugen pressen.
Die Phantasie beschützt ein rein Gemüth.
O halte die ganz früh so leichte Zucht,
Am zarten gläub'gen Kinde auch die sichre,
Ja nicht für Spiel! die zarte, schöne Welt
Schön anschaun, zart empfinden ist das Glück —
Und Glück im Herzen schützt vor allem Unglück.

10.

Nun steigst du in den Kahn der Nacht und fährst
Aus einem Land, das du nie wieder siehst:
Dem sanftverklungnen Tag! Und wunderbar,
Durch einen d'raufgezognen schwarzen Schleier
Nur, wird er in die leichte Luft begraben;
Und doch ist er so sicher da begraben,
So wie der schönste Jüngling in die Erde;
Des Tages bunt Gespinnst ist aufgeweift
Von seiner Mutter Sonne, die ihn spann,
Auf jenes schon so volle, seidene
Kokon, die Erde. — Du nun schiffest weiter
So sanft, so ruhigleis' dahingetragen
Durch eine dämmerlichte blaue Grotte
Voll kleiner Ampeln, deren größte nicht
Das leichtbedeckte Augenlied dir blenden
Mit ihrem Gold, Rubin und blassem Grün;
Wie Thau des Himmels hängen sie da droben
Und spielen sanfte Farben, Glanz und Schein,
Und auf der Fülle all' der schwebenden,
Der regen Tropfen ruht der lichterzeugte,

Der weiße Regenbogen in der Grotte;
Die Tropfen singen nicht — sie leben still,
Sie wimmeln voll von unsichtbaren Wesen,
Und doch so voll wie jeder Tropfen Aether.
Nichts regt sich in der Grotte, kaum ein Flüstern
Und frisches Hauchen! kaum bisweilen fährt
Ein tiefverschwiegner goldner Strahl dahin
Und streut sein lieblich Feuer ziehend aus.
So schiffst du lang', unwißbar lange Zeiten,
Durch unerforschten weiten, weiten Raum.
Indessen schwimmen, wie von sel'gen Küsten,
Die wunderbaren Blumen dir entgegen,
Des neuen Landes Zeichen, Purpurstreifen
Und braunes Gold, in zarten Duft verhüllt,
Und offenbar und offenbarer immer!
Die Grotte selbst entzündet sich gemach,
Vor deinen Augen wundersam verwandelt!
Sie selber wird zum weiten Ausgangsthor!
Sie selber wird zum neuen Lande dir!
Und tiefbeseligt schwebest du der Küste
Entgegen; eh' du's dachtest, liegt sie da,
Klar, mahnend, morgenroth und morgenschön,
So wie ein Zaubergarten voller Rosen! —
Es ist des neuen Tages niegeschautes
Unläugbar=gegenwärtiges Gestade!
Nun steigst du aus — ganz wie im eignen Hause —
In himmlischneuer himmelweiter Freude!
Die Menschen aber sprechen von den Wundern
Der Zauberfahrt durch solche Grotte: „gestern
Ging ich zu Bett, und heute früh erwacht' ich."

11.

Wer nicht in seinen Lieben leben kann
Zur Zeit, wenn sie ihm fern, ja wenn sie todt sind,
Der hat sie oft verloren. Aber der
Besitzt die Freunde, die Geliebten immer
Unraubbar gegenwärtig, schön, genußreich,
Wer fort in ihrem Geist und Eigenwesen
Die Tage lebt, Begebenheiten gern
So anschaut, so belächelt, wie sie würden.
So that ich oft; und wenn die stillen Freunde
Aus mir ein Wort, ein Werk belächelten,
Mit meiner Kraft laut mit einander sprachen,
Oft ihre Freude hold aus mir bezeugten:
Dann hab' ich laut geweint, ihr stilles Leben

In mir, gleich einem Wunder, angestaunt
Und tief empfunden. „Also bleiben sie
Bei mir durch alle Tage bis ans Ende.“

12.

Der Glockenschlag, der zum Begräbniß ruft,
Ist aus der lärmendvollen Menschenwelt
Das Letzte, was den Todten noch bewegt.
Dann liegt er ungestört auf immer still
Im ringsum lauten wirren Lebenslärm,
Wie ein Gebliebner aus der Wuth des Schlachtlärms.
Weit ist er fort, und scheint noch nah' wie Mondlicht,
Nah' ist sein Geist, und dünkt schon fern, wie Sterne.
So wird der Mensch begraben — wie ein Tropfen
Im Meer, wie Morgenroth im Sonnenaufgang,
So wie ein Sandkorn in der großen Wüste.
O Seele, armes, armes Kind, wie wandelst
Du doch so einsam durch das große Reich
Des Lebens! So verlässen wirst du hier
Geboren; so verlassen ziehst du fort
Auf einsam einsam graunvoll dunklem Pfade,
Gleich wie der dunkle Mond zu neuem Licht,
Wo dir es wird ins Auge brechen, wann
Du wieder wirst, so wie ein Sklavenkind,
Gesetzt in eine Hütte werden. Dennoch
Verzagst du nicht, bist hier und dort bei Wesen,
Die alle, jedes einsam, so wie du
Sich an dich schließen, sehnlich, du an sie,
Von nichts gebunden und von nichts getröstet,
Von nichts beglückt — als überall von Liebe.
D'rum, wer da haßt, der ist allein, der scheidet
Sich aus von diesem großen Reich des Lebens,
Der müßte mehr als Gottes Kraft besitzen,
Um einen Athemzug lang froh zu sein,
Indeß ein Zug vom Quell der Liebe gnügt,
Das ärmste, längste Leben reich zu machen
Und scheidend ew'ge Seligkeit zu träumen.

Andere Novellisten, die ihrer Grundfarbe nach sich noch der Romantik anschließen, können wir hier nur kurz berühren, da diese Gattung der poetischen Darstellung am wenigsten den Stempel der Dauer an sich trägt und in dem großen Strome der Unterhaltungsliteratur rasch vorüber getragen wird. Verschollen sind die historisch-ritterlichen Romane des einst gefeierten van der Velde und so vie-

ler Anderen, welche die Bahn Walter Scott's betraten. Höhere poetische Begabung verrathen die Romane und Novellen von Wilhelm Hauff, dessen Entwickelung ein früher Tod verhinderte. In seinen Phantasieen im Bremer Rathskeller weht ein frischer Hauch der Poesie.

Heinrich Zschokke, der seine literarische Laufbahn mit dem Räuberdrama Abällino der große Bandit begann und an der dahin einschlagenden Romanliteratur Theil nahm, ist späterhin durch seine novellistischen Erzählungen, welche die Romantik mit einer populären Moral verschmelzen oder geradezu vertauschen, einer der gelesensten Schriftsteller geworden, der auch auf dem Gebiete der Geschichte und Erbauungsliteratur („Stunden der Andacht") sein gewandtes Darstellungstalent geltend machte. In allen seinen Schriften bewährt sich sein tüchtiger Charakter, seine reiche Welterfahrung; das höhere Gebiet der Poesie wird von ihm nur flüchtig berührt.

Henrich Steffens, der echte Zögling der romantischen Schule, ist schon in der Tieck'schen Periode genannt worden, gehört jedoch mit seinen Novellen, den späteren Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, erst unter die Epigonen der Romantik. Zu Stavanger in Norwegen 1773 geboren, kam er, nach Vollendung seiner Studien auf der Universität zu Kopenhagen, schon als Jüngling nach Deutschland, das er bald als sein zweites Vaterland lieb gewann. Er ward zu Jena in den Kreis der Romantiker gezogen, mit denen seine Individualität lebhaft sympathisirte, und schloß sich mit Begeisterung der naturphilosophischen Richtung Schelling's an, die er als Schriftsteller und akademischer Lehrer an den Universitäten zu Halle, Breslau und Berlin verbreitet und durch wissenschaftliche Forschungen weiter entwickelt und begründet hat. Wie er in seinem ausführlichen Werke Was ich erlebte einen schätzbaren Beitrag zu der Entwickelungsgeschichte der deutschen Geistesbildung und Literatur gegeben hat, so knüpfen auch seine Novellen (seit 1827) an seine äußern und innern Erlebnisse an und führen uns in die geistigen Bewegungen des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts ein, am glücklichsten dann, wenn er, wie in Walseth und Leith und den vier Norwegern, in farbenreicher Darstellung Natur und Leben des

Nordens darstellt. Als Ganzes befriedigt keine seiner Novellen, einzelne Schilderungen sind meisterhaft. Er starb zu Berlin 1845.

Mit Karl Immermann treten wir wiederum dem Drama näher. 1796 zu Magdeburg geboren, trat er nach dem Freiheitskriege, an dem er persönlich Theil nahm, in den preußischen Staatsdienst, in welchem er 1827 zu der Stelle eines Landgerichtsraths in Düsseldorf aufrückte, die er bis an seinen 1842 erfolgten Tod bekleidet hat. Seine ersten dramatischen Werke, mit denen er seit 1821 vor das Publicum trat, das Lustspiel die Prinzen von Syrakus, sowie die im Geschmack der Schicksalsromantik gehaltenen Trauerspiele, unter ihnen eine Bearbeitung des schon von Andreas Gryphius behandelten Stoffs Cardenio und Celinde gingen ziemlich spurlos vorüber. In Düsseldorf, wo damals ein reges Künstlerleben aufblühte, erhielt seine Liebe zur dramatischen Kunst einen lebhaften Aufschwung. Mit angestrengtem Eifer bemühte er sich, indem er der Leitung des Düsseldorfer Theaters sich unterzog, jenes Ideal einer deutschen Bühne zu verwirklichen, das einst Lessing vorgeschwebt hatte, als er nach Hamburg ging, und dem Goethe und Schiller auf kurze Zeit das Theater einer kleinen Stadt so nahe brachten. Seine Begeisterung für die Würde der Kunst, seine Kenntniß der Bühnendarstellung, indem er selbst als Vorleser ein ausgezeichnetes mimisches Talent besaß, seine Energie in der Leitung, alles dies vermochte doch dem Unternehmen keine Dauer zu verleihen. Indeß war diese Anregung für seine dramatischen Schöpfungen nicht verloren. Das historische Drama, das er zuerst mit dem später von ihm umgearbeiteten Trauerspiel in Tirol (1827) versucht hatte, erfaßte er mit größerem Ernste und gab in den Trauerspielen Kaiser Friedrich II. (1828) und in der Trilogie Alexis (1832), worin er die Geschichte des unglücklichen Sohnes Peters des Großen behandelt (1. Die Bojaren. 2. Das Gericht von St. Petersburg. 3. Eudoxia) das Beste, was er zu erreichen im Stande war. Die Sprache ist ernst und würdig, die Anlage zeugt von seiner gereifteren Einsicht; nur gelangt er nicht zu einer freien Beherrschung des Stoffs, die Reflexion des Verstandes wird überall sichtlich und nimmt der dramatischen Ausführung die Frische der Unmittelbarkeit.

Noch entschiedener gehört die dramatisch behandelte Mythe **Merlin** (1832) dem Gebiete der Reflexion an; es sollte, seiner eigenen Aeußerung zufolge, die Tragödie des Widerspruchs werden und diesen als das Unheil der Welt darstellen.

Eine allgemeinere Anerkennung fanden seine **Romane**, mit denen er seine schriftstellerische Laufbahn beschloß. In den **Epigonen** (1836) versenkt er sich in die geistigen Strömungen des modernen Zeitalters und „arbeitete ein großes Stück seines Lebens und seines Selbst hinein.“ Unsere Zeit faßt er als die der „Epigonen“, der Erben einer großen Vergangenheit, auf, welche zerstreut und schwankend ohne feste Ziele die mühelos überkommenen geistigen Schätze verzehrt. Das Resultat ist daher kein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft, und damit geht dem Romane die ideale Erhebung, die poetische Beleuchtung ab. In Anlage und Form ist Goethe's Wilhelm Meister Vorbild gewesen. In dem zweiten Romane **Münchhausen** (1838) greift er die vorherrschenden Zeitbestrebungen und modernen Berühmtheiten mit humoristischer Schärfe an. Dieser Partie des Romans, welche im Ganzen ein unbehagliches Gefühl zurückläßt, steht als trefflich ausgeführte Episode die Geschichte des westphälischen Dorfschulzen gegenüber, ein anziehendes idyllisches Sittengemälde, das Muster der seitdem beliebt gewordenen Dorfgeschichten.

Immermanns letzte Dichtung war eine Bearbeitung von Gottfrieds **Tristan und Isolde** in Romanzen. Er verfuhr dabei mit feinem dichterischen Takte; um so mehr ist zu bedauern, daß der Tod ihn eben so, wie den alten Meister, an der Vollendung des Werkes verhindert hat. Möge das einleitende Gedicht als Probe dienen.

Die Welt, die draußen sich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt.
Ich lasse die da draußen schalten,
Läßt sie die meine mich behalten.
Die draußen führt ein laut Geschrei
Und regt viel tausend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,
Indeß, vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die andre blüht!

Die Wunderros' im Wunderthale,
Geküßt vom ersten Sonnenstrahle —
Die späteren sind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die spreiten ihr ein schirmend Dach;
Geschützet vor des Lichts Erkühnen,
Verträumt die Rose so den Tag;
Erwacht zu Nacht; ihr hold Gesichte
Schaut wieder nach dem ersten Lichte.

Die Ros' in meines Herzens Thal,
Zu der sich immerdar nur stahl
Das zärteste, das frühste Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die zücht'ge Träumerin, versteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der traut'sten Stunden,
Die hohe, keusche Wunderblüth',
Ewig vollendet in Gemüth:

Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.
Ist einer, der um ihre Schmerzen
Nicht alles krüg' in seinem Herzen?

Zum Schluß dieses Abschnitts erwähnen wir noch eine jener dämonischen Naturen, welche, wie Amadeus Hoffmann, ein eminentes Dichtertalent in stürmischer Verworrenheit eines zügellosen Lebens vergeudeten, Dietrich Christian Grabbe. Wenn seine Freunde ihn den genialsten dramatischen Dichter, den Deutschland seit Schiller's Tode geboren, genannt haben, so ist der Nation, die ihn bereits vergessen hat, davon nichts zu Gute gekommen, weil hohe Intentionen und einzelne große Züge, und mögen sie von einer noch so hohen Genialität zeugen, nicht genügen, um ein Dichtwerk zu schaffen, das den Verfasser lange zu überleben vermag. Wir wollen hier eben so wenig das traurige Bild eines von zartester Kindheit an zerrütteten Lebens hervorziehen, — er war zu Detmold **1801** geboren und starb in seiner Vaterstadt **1836** — noch können wir auf die einzelnen dramatischen Dichtungen näher eingehen, da sie als solche durchaus mißlungen sind, und wer an einzelnen Geistesblitzen sich erfreuen will, sie ganz lesen muß.

V. Uhland und verwandte Lyriker.

Ludwig Uhland ist bereits unter den patriotischen Dichtern der Befreiungszeit genannt worden, an deren Reihe er sich indeß erst dann mit feurigem poetischen Worte anschloß, als die Hoffnung auf Deutschlands freie staatliche Entwickelung eine Täuschung nach der andern erfuhr. Die „vaterländischen Gedichte" sind daher mehr als Zeugnisse seiner ehrenhaften Gesinnung, seines redlichen Stre-

bens hochzuschätzen, denn als Maßstab seines poetischen Talents hervorzuheben. Dieses hatte seine Bestimmung schon gefunden, ja seine Blüthezeit schon kurz zuvor erreicht, ehe die politische Welt sich neu gestaltete. Und wenn in späteren Jahren die Muse zu seltenem Besuch wieder bei ihm erschien, so waren die schönsten Töne, die sie ihm weckte, wieder die seiner liedervollen Jugendzeit. Leider ist die Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, welche der Dichter selbst in dem poetischen Vorwort zur ersten Auflage seiner Gedichte aussprach, daß sie „Verkünder einer jüngern Brüderschaar" sein sollten, „deren Bau und Wuchs gesunder und höher" sein werde, als der der Erstlinge.

Uhland ist eine lyrische Natur, die sich mit der ganzen Innigkeit des deutschen Gemüths in das blühende Naturleben, in die sanften Regungen des Herzens versenkt. Sie hat für alles rein-Menschliche ein warmes Mitgefühl und zieht die einfache, sinnige, biedere Empfindung überall hervor. Er ist Romantiker und liebt die Zeiten des Ritterthums, aber nur wegen ihrer zarten Gemüthswelt, die er daher nicht der Gegenwart als einen Gegensatz gewaltsam aufdringt oder ironisch behandelt, sondern für die er als einen poetischen Ausdruck der reinen Menschennatur unsere Theilnahme erweckt. Seine Gedichte haben nicht den Reiz der individuellen Subjectivität, sie tragen nicht die Züge schmerzlicher Erlebnisse und schweren innern Kampfes; es ist vielmehr eine objective Lyrik, welche Natur und Volksleben in klaren Bildern auffaßt und vorzugsweise in die epischen Formen der Romanze und Ballade übergeht. Die Individualität seiner Lyrik ist am klarsten in folgendem Gedichte gezeichnet.

Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen,
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Mit dieser lyrischen Eigenthümlichkeit steht Uhland im Mittelpunct der neueren deutschen Lyrik und hat ihr bis auf Geibel ihren Charakter vorgezeichnet. In der Melodie und Klarheit der Sprache ist er ein unübertroffenes Muster.

Im Liede kommt Uhland Goethe am nächsten, wenn gleich in dessen besten Liedern die Töne mehr aus der Tiefe eines erregten Gemüths hervorklingen. Mit ihm theilt er die Kunst, die in den altdeutschen Volksliedern oft so ergreifend wirkt, die Empfindung mehr anzudeuten als auszumalen. So in dem Liede der Frühlingswonne:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Vortrefflich weiß er das lyrische Gefühl episch einzukleiden und in einem kleinen Lebensbilde auszuführen. Jedermann kennt des Knaben Berglied, Lied eines Armen, der Wirthin Töchterlein, der gute Kamerad, zum Theil vielgesungene Volkslieder. Eines stehe hier als Probe.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Den Uebergang vom Liede zur Romanze macht das Gedicht, welches das sehnsüchtige Verlangen des lebensmüden Greises nach der ewigen Ruhe in kurzen Zügen meisterhaft schildert:

Der König auf dem Thurme.

Da liegen sie alle, die grauen Höh'n,
Die dunkeln Thäler, in milder Ruh';
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja schau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt;
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang',
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

In den Romanzen und Balladen hat Uhland die verschiedenartigsten Weisen angewandt und dadurch die Einförmigkeit vermieden, in welche ein Dichter, der nur ein kleines Gebiet beherrscht, leicht geräth. Der naive Volkston kleidet ihn schön in den Erzäh-

lungen vom Knaben Roland und der Schwäbischen Kunde. Im weiteren Ausmalen eines charakteristischen Zeitbildes erscheint der alterthümliche Ton der Nibelungen, wie im Eberhard der Rauschebart, des Sängers Fluch.

Aehnlich wie Goethe einem erschlafften Zeitalter die ritterliche Heldengestalt des Götz mahnend entgegenhielt, so erscheint Eberhard als ein Bild altdeutscher Kraft, das Uhland mit warmer Liebe zu dem derben, immer kampfbereiten Schwabenfürsten in den bedeutendsten Momenten seines Lebens gezeichnet hat. Wir blicken klar in die verworrenen Verhältnisse des sinkenden Ritterthums, das in seiner Unabhängigkeit von der Fürstenmacht bedroht ward und zugleich mit übermüthiger Verachtung auf das Emporstreben des Bürgerthums blickte; wir sehen sodann eben dieses für seine Freiheit gegen Ritter und Fürsten muthvoll kämpfen. Die ersten beiden Erzählungen der Ueberfall im Wildbad und die drei Könige zu Heimsen schildern Eberhards Fehden gegen die Ritterverbindung der Schlegler, deren Haupt Wolf von Wunnenstein war; die dritte enthält die Schlacht bei Reutlingen, in der die Schaar Ulrichs von Würtemberg dem unerwarteten Angriff der Bürger unterlag, wofür die Schlacht bei Döffingen, über die das vierte Gedicht berichtet, durch die Niederlage der Städter Rache nahm, jedoch Ulrich das Leben kostete.

Die Ballade des Sängers Fluch, die in ähnlicher Form verfaßt ist, hat weniger bestimmte Umrisse, so daß sie nicht ganz das Grauen erwecken kann, auf das sie berechnet ist. Zwei Sänger ziehen nach dem stolzen Königsschloß und rühren mit den süßen Klängen ihrer Lieder die Krieger wie die Königin, der König aber schleudert im Wuthausbruch sein Schwert in die Brust des Sängers, mit dessen Leiche der greise Begleiter hinwegzieht, während er den Fluch über das Schloß und die prangenden Gärten ausspricht. Es ist ungeachtet der warmen Schilderung die blutige That allzu schwach motivirt, und eben so gewinnen wir von der Erfüllung des Fluches keine rechte Vorstellung, um davon tief ergriffen werden zu können.

Einer ähnlichen chronikenartigen Darstellung, doch in einer lebendigeren Form, begegnen wir in der Erzählung Taillefer. Aus

dem Jugendleben des jungen Helden führt uns der Dichter zu jenem großen historischen Moment, wo Wilhelm von der Normandie durch den Sieg bei Hastings die englische Krone gewann.

Eben so treffend, wie in den Balladen die drei Lieder und die Rache die knappe Form der nordischen Ballade angewandt ist, in der die schauerliche That mit wenig kurzen Strichen angedeutet wird, hat Uhland die Form der spanischen Romanze behandelt und die Bilder süßschwärmender Liebesromantik in dem Romanzenkranz Sängerliebe mit sanftem Farbenschmelz ausgeführt. Wer mit den Liedern unsrer Minnesänger und der provençalischen Troubadours bekannt ist, wird durch die Romanzen Uhland's wieder lebendig in jene Zeiten andächtigen Liebesehnens hineinversetzt. Da erscheint Rudello, der die schönste der Frauen in seinen Liedern preist, und als er endlich, schon schwer erkrankt, zum erstenmal das Ideal seines Gesanges von Angesicht erblickt, todt in die Arme seines Führers sinkt; Durand, der unter dem Fenster der Geliebten singt, als ihn die Nachricht von ihrem Entschlummern so heftig ergreift, daß sein Leben augenblicklich erlischt, während Blanca unter dem Klange seiner Lieder in eben dem Momente wieder vom todesähnlichen Schlafe erwacht; der Castellan von Couci, dessen in einer Urne verwahrtes Herz, welches der Dame von Fayel überbracht wird, die Eifersucht ihres Gemahls erregt und ihr als Speise zubereitet wird, worauf sie entschlossen ist, keine andere Nahrung zu sich zu nehmen, seitdem sie diese genossen; Don Massias, welcher von dem eifersüchtigen Grafen durchbohrt wird, den seit der Frevelthat die durch ganz Spanien verbreiteten Lieder des Gemordeten wie Geisterstimmen verfolgen; endlich Dante, dem die Liebe zu der frühverklärten Beatrice die Weihe zu seinem göttlichen Gedicht giebt. In einer vortrefflichen Romanze seiner späteren Lebensperiode Bertran de Born führt uns Uhland noch einmal auf den classischen Boden der Provençalpoesie und verherrlicht in einem der berühmtesten Sänger die Macht des Gesanges.

In eben diese spätere Zeit des Dichters, welche nur wenige, aber schöne Früchte seiner Poesie brachte, gehören Tells Tod, die Bidassoabrücke (beide nicht ohne Anklänge seiner politischen Ge-

sinnung), Ver sacrum und das Glück von Edenhall. Die zuletzt genannte Ballade möge hier als eine seiner ausgezeichnetsten Dichtungen eine Stelle finden.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: „Das Glück von Edenhall.“

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis
Schenk' rothen ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
D'rein schrieb sie: kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern mit vollem Zug,
Wir läuten gern mit vollem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht;
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Als dramatischer Dichter trat Uhland bald nach dem Erscheinen seiner ersten Sammlung der kleineren Gedichte auf, welche bereits einige dramatische Scenen und Fragmente enthielt. Da seine Schauspiele Ernst von Schwaben (1817) und Ludwig der Baier (1818) gerade in eine Zeit trafen, wo Müllner, Grillparzer und Houwald auf den Brettern herrschten, so war die keusche Idealität dieser dramatischen Dichtungen von keinem Erfolge bei der Menge, so daß Uhland sich auf dieser Bahn nicht weiter versuchte und selbst den Conradin, der ein Seitenstück zum Herzog Ernst hätte werden können, unvollendet ließ. In beiden Stücken ist allerdings der Gang der dramatischen Handlung nur unvollkommen entwickelt; die Scenen rücken mehr wie dramatisch ausgeführte Romanzen an einander; allein ein edler Geist weht durch das Ganze, und der reinste Duft der Poesie breitet sich darüber, so daß sie als würdige Zeugnisse von Uhland's Dichtergeiste den Freunden wahrer Poesie lieb und theuer bleiben werden.

In dem einen schildert der Dichter die Lebensschicksale des Herzogs Ernst von Schwaben, der, ein Stiefsohn Kaiser Konrads II., durch seine Anhänglichkeit an Werner von Kiburg, den Friedensstörer des Reiches, lieber den Zorn des Kaisers auf sich lud und sein Herzogthum verlor, als daß er an seinem Freunde zum Verräther geworden wäre. Mit Acht und Bann belastet, besteht er, zum sicheren Untergang gedrängt, in Gemeinschaft mit Werner den letzten Kampf. Heldensinn und Freundestreue sind demnach die Seele dieser Dichtung. Die Sprache hält sich frei von rhetorischen Effecten und bewegt sich in immer gleicher schmuckloser Schönheit, minder gewandt im lebendigen Dialog, als in einzelnen mehr episch gehaltenen Gemälden. Wie so meisterhaft ist die Kaiserwahl in der Ebene bei Mainz im Munde Werners geschildert!

Werner.

Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft ins Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß.
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten uns're freien Männer nicht
An Hub= und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hält:
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
Ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Mainz und Worms,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober= und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,

Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und Alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mälig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart,
Und wie nun harrend all' die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herr'n
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
So sei's der Aelt're!“ Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten

Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reih'n,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag;
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruhm so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

Uhland suchte die Theilnahme für die männliche Gesinnung und Freundestreue in Anspruch zu nehmen und verschmähte es daher, ein Liebesverhältniß in den Gang der Handlung zu verflechten. Daß jedoch Herzog Ernst, wie sein Herzogthum, auch das Minneglück den höhern Pflichten deutscher Mannestreue zum Opfer brachte, wird nur wie im Vorbeigehn, aber mit ergreifenden Worten angedeutet. Ernst begegnet auf seiner Flucht dem Vater seiner Geliebten und richtet unter Anderm eine Frage an ihn:

Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick die Rede war,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume lebt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat sie eines Morgens freundlich mich,
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „Wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
Und selbst der Blindheit mächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
„Mein Aug' ist trübe worden — hob sie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl. (Ab.)

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der tröstend in mein Kerkergitter schien!

An dieses Weibes liebevoller Brust
Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härt'res hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

Im Ludwig der Baier ist gleichfalls Heldenmuth und deutsche Treue die Seele der Handlung. Dies Drama hat den Vorzug größerer dramatischer Lebendigkeit. Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich, einst Jugendfreunde, befehden sich als Gegenkaiser; der besiegte und gefangene Friedrich wird endlich seiner Haft entlassen, gegen das Versprechen Frieden zu halten und auch seine Verbündeten dazu zu bewegen, widrigenfalls er in das Gefängniß zurückkehren wolle. Als jedoch sein Bruder Leopold nicht den Frieden eingeht, stellt sich Friedrich wieder zur Haft und gewinnt durch seine Treue des Gegners Herz.

Ludwig.

Du ein Gefangner? nein! du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert der Purpur seinen Glanz;
Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
Ist mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht

Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir bess're Wege, damals hatten wir
Die Schlüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum.
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist.
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's Beide haben als *ein* Mann,
Und als *ein* Mann uns wider jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen, und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode, nehm' *ein* Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm Du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann?
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an Deine Brust.

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk.

Zum Schlusse gedenken wir noch der Verdienste Uhland's um die Sagenforschung und die Geschichte der deutschen Literatur. 1829 ward er deßhalb auf den Lehrstuhl der Literaturgeschichte an die Universität zu Tübingen berufen, doch gab er seine Stelle wieder im folgenden Jahre auf, da ihm als Staatsbeamten von der würtembergischen Regierung der Eintritt in die Ständeversammlung verweigert ward. Jetzt ist er mit der Herausgabe einer Sammlung deutscher Volkslieder beschäftigt.

Karl Mayer, geb. 1786 zu Neckarbischofsheim, gegenwärtig Justizbeamter in Waiblingen, singt Uhland's Frühlingslieder in mannigfachen Weisen, eine melodieenreiche Lerche, die freudig auffliegt aus dem blühenden Kornfelde und hoch in Lüften ihr lebensmuthiges Lied erklingen läßt, z. B.:

Naturgeschäftigkeit.

Vogelflug
Und Wolkenzug,
Wiesenblühn
Und Waldesgrün
Locken aufwärts, locken nieder
Augen, Wünsche, Herz und Lieder.

Die Blumen.

Blumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet Ihr vom Maie nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglücket nur,
Selbst verwaist von der Natur?

Doch, wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

Justinus Kerner, **1786** zu Ludwigsburg geboren, war mit Uhland von der Jugendzeit an durch Freundschaft und Liebe zur Dichtkunst verbunden. Er widmete sich der Medicin und nahm seit **1819** seinen Wohnsitz in Weinsberg, wo er die Pflichten seines Berufs mit einem heitern idyllischen Leben vereinigte, welches jetzt die Gebrechen des Alters und der Verlust der inniggeliebten Gattin umdüstert und zerstört haben. Die Heiterkeit, die ihn durch die glücklichen Zeiten seines Lebens begleitete, die Freude an der Natur, deren Genuß ihm seine Wohnung in Weinsberg aus erster Hand gewährte, erweckte ihm nicht die Liederlust; er gesteht selbst, daß Befriedigung ihn stumm mache, und nur Schmerz und Sehnen ihn zu Liedern errege. Damit ist denn auch der Charakter seiner Lyrik bezeichnet, z. B.:

Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

So lang' du ohne Sorgen
Geschlummert schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und morgens dann ihr meinet,
Stets fröhlich sei sein Herz.

Derselbe elegische Ton klingt auch durch seine Romanzen, unter denen die heilige Regiswind von Laufen und Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe die bekanntesten sind. Die „Reiseschatten" sind ebenfalls aus der Poesie des Sehnens hervorgegangen; an die Stelle der lebendigen Wirklichkeit treten die Schatten der aus ihr hinausverlangenden Phantasie. Dadurch wird es erklärlich, daß Kerner in die phantastischen Vorstellungen von dem Hereinragen der Geisterwelt in das Menschenleben so tief hineingerathen konnte, daß er mit den Nebelgebilden seines Dämonenglaubens wie mit wesenhaften Gestalten verkehren konnte.

Gustav Schwab, der Freund Uhland's und Kerner's, mit deren Jugendgedichten auch die seinigen zuerst bekannt wurden, bildete sich durch theologische und philologische Studien und verdankt den letzteren jene Sorgfalt in der Form und namentlich im Versbau, die ihn unter den Romantikern vor allen A. W. Schlegel als Muster erkennen ließ. Sein Talent, das weniger aus einer tiefpoetischen Innerlichkeit hervorgeht, als aus geschickter, geschmackvoller Behandlung der Form, wandte sich am glücklichsten der poetischen Erzählung zu, die er in Uhland's Weise weiter ausbildete. Obwohl er seinen Freund in der Mannigfaltigkeit der Stoffe zu übertreffen scheint, so ist dies doch nur ein äußerlicher Vorzug; er durchdringt und beseelt sie nicht mit jener Lyrik, durch die Uhland seine Balladen und Romanzen an seine poetische Individualität knüpft. Romanzen und Legenden des Mittelalters wie interessante Tagesereignisse oder in Chroniken aufbewahrte Vorfälle des Lebens werden eben nur kunstvoll erzählt, manchmal ein glücklicher Wurf neben vielen nichts weiter als formgerechten Erzählungen, die über die Prosa nicht hinauskommen. Sein engeres Vaterland Schwaben, dessen Naturschönheiten und Ritterburgen er auch in Reisehandbüchern geschildert hat, ist vornehmlich der Schauplatz seiner Erzählungen. 1792 in Stuttgart geboren, verlebte er daselbst fast sein ganzes Leben, nach beendigten Studien Professor am dortigen Gymnasium, bis er noch spät sich entschloß, ein theologisches Amt zu übernehmen, und 1837 ein Pfarramt in Gomaringen bei Stuttgart antrat, von wo er 1841 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt ward. Er starb im Jahre

1850. Wir theilen zwei seiner Gedichte mit, in denen die kunstvolle Behandlung der Form mit poetischer Wärme und Anschaulichkeit glücklich verbunden ist.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee,
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
Er braus't auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt;
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So fliegt er hin eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd;
Es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
Der See liegt hinter dir und der Kahn;
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her."
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':

„Herr Gott, so rittest du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß.
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr;
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grins't noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Die Wolke am Sternenhimmel.

„Welch eine Saat von goldnen Aehren
Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt,
Die schaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Athem rauh und kalt?
Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle schauen;
Doch bleib' ich mir so unbekannt.
Trüb' glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ew'ge Freude,
Da zieh' ich störend mitten ein.
Ich darf nicht frei und sicher gehen;
Bald führt mich eine leise Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos, wie ich,
Sie schlagen fremd die Wimpern nieder
Und ziehen hin, als flöhn sie mich.

Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus;
Und will ich sprechen, so erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.
Wo bin ich Arme denn geboren?
Wo wird man liebend mich empfahn?
Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —
Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich lüd' an ihre Brust zur Ruh'?
Wie ist mir? Wehmuth lös't in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt;
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Versöhnend heilige Gewalt." —

Und liebend rauscht's der Erd' entgegen;
Der Morgen kommt mit neuer Lust;
Blau ist die Luft, ein süßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Brust.

In den Gedichten Gustav Pfizer's (geb. zu Stuttgart 1809) begegnen wir der nämlichen Eleganz der Form, aber mehr in poetischer Reflexion als in der Erzählung. Man erfreut sich an der treuen vaterländischen Gesinnung, dem durchgebildeten sittlichen Charakter und dem reinen harmonischen Ausdrucke. Soll indeß die Reflexion die ergreifende Macht der Poesie erhalten, so muß sie sich auf eine so geniale Individualität stützen, wodurch Schiller's Lyrik so einzig und eigenthümlich dasteht; mit ihm hat man Pfizer doch nur der allgemeinen Tendenz nach zusammenstellen können. Unter den jüngeren schwäbischen Dichtern ist ihm Wilhelm Zimmermann (geb. zu Stuttgart 1807) zu vergleichen, ein Lyriker voll Wärme, dessen Sprache bilderreich und schwungvoll ist. Mit beiden betreten wir aufs neue das Gebiet der politischen Poesie, welche durch Uhland's „vaterländische Gedichte" als Tendenzdichtung die Klagen und Wünsche patriotisch gesinnter Männer lyrisch einkleidete und zuletzt in den „Gedichten eines Lebendigen" von Georg Herwegh (geb. zu Stuttgart 1816) als dichterische Einkleidung des regierungsfeindlichen Hasses und Ingrimms auf kurze Zeit Effect machte.

Im Allgemeinen neigt sich doch die Lyrik der schwäbischen Dichter mehr zu der stillen Beschaulichkeit, die sich mit der mittelalterlichen Romantik ungesucht verbindet oder in die religiöse Betrachtung übergeht, wo sie eben so häufig, wie dort in politischer Richtung, zur Tendenzpoesie wird. Karl Grüneisen (1802 zu Stuttgart geboren) hat, obgleich Hofprediger und Oberconsistorialrath, sich in seinen schöngeformten Romanzen von der theologischen Tendenz frei gehalten, allein sie beherrscht den in christlichen Gedichten überaus fruchtbaren Albert Knapp, einen würtembergischen Prediger (geb. zu Tübingen 1796), der indeß in seinen mystischen Liedern noch genießbarer ist, als in seinen eintönigen Romanzen, z. B. Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Die Richtung seiner religiösen Poesie hat auch im nördlichen Deutschland viele Nachahmer gefunden, indem die Theologie ebenso zur Mystik und Orthodoxie sich neigte, wie die Politik der Patrioten zum Liberalismus. Erwähnenswerth sind vor allen die religiösen Lieder von Karl Johann Philipp Spitta (geb. 1801 zu Hannover), welche unter dem Titel Psalter und Harfe seit 1833 in zwei Sammlungen allgemeine Verbreitung gefunden haben.

Die gemüthliche Beschaulichkeit mit religiös-elegischen Anklängen finden wir auch in den Fabeln des Schweizer Dichters Abraham Emanuel Fröhlich (geb. 1796 zu Brugg im Aargau); es sind kleine, zierlich eingekleidete Bilder aus dem Naturleben, in die er tiefen Sinn zu legen weiß. Einige der trefflichsten folgen hier.

Streichelhände.

„Besser würden mir gefallen
Hirschgeweih und Adlerkrallen,
Die so majestätisch sind!“
Sagt' ein eitles Tigerkind.

„Nein, mit dem, was uns beschieden,“
Sprach die Mutter, „sei zufrieden!
Beutereicher sind die schlauen
Sammetpfoten mit den Klauen.“

Heimat.

„Nieder in die Palmenhaine
Wollen senken wir den Flug!“
Ruft der Sängerinnen eine
Aus dem langen Pilgerzug;

„Dort in Gärten laßt uns wohnen
An Gestaden voller Pracht,
Wo in hohen Baumeskronen
Frucht und Blüthe duftend lacht!“

„Ferne noch,“ sagt eine andre,
„Liegt der einsam kleine Ort;
Dahin zieht's, wohin ich wandre,
Mich mit ganzer Seele fort.
Wenn schon Gärten dort nicht prangen,
Fluß und See nicht strahlt und schallt,
Nur, von Büschen eng umfangen,
Durch die Wies' ein Bächlein wallt:
Meine Vaterhütt' ist dorten;
Liebend rufen mir zurück
Bäum' und Steine aller Orten
In dem neuen altes Glück.
Nur der Heimat ist gegeben
Dieses Doppelfreudeleben.“

Dichtersehnsucht.

Die Nachtigall im Bauer
Verstummt in tiefer Trauer,
Sie kann von Orglein-Weisen,
So ihr die andern preisen
Und suchen einzupfeifen,
Die Schönheit nicht begreifen.
Fast quälen sie zu Tode
Die Stücklein nach der Mode.

Sie schweigt; doch in den Stunden,
Wenn Andre Schlaf gefunden,
Wenn todt das Staubgewimmel,
Und wach der Sternenhimmel,
Dann hebt sie an zu schlagen
In wonnevollen Klagen,
Und träumt sich singend wieder
Ins Heimatland der lebensfrischen Lieder.

Hüttenreichthum.

Goldgeschmückte Vögel wohnen
In der Palmen Schattenkronen;
Ueberfluß erfüllt ihr Haus,
Blüth' und Frucht Jahr ein und aus.
Und sie haben nichts zu thun,
Als vom Essen auszuruhn,
Als zu putzen sich, und spiegeln
Und in Aesten sich zu wiegeln.
Also schaun hinab sie stumm,
Köpfchen wiegend, voll Verachten,
Auf die Hütten ringsherum,
Wo die Lerchen übernachten.
Doch aus schwarzem Grund hervor
Schwingen sie mit frohen Psalmen
Weithin über alle Palmen
Sich zum blauen Himmelsthor.

Stillleben.

Das Bächlein singt so vor sich hin:
„Ich habe gleich vergnügten Sinn,
Und wenn ich auch ein Strom nicht bin,
Der siegreich Felsgebirge zwingt,
Der hundert Landen Segen bringt
Und dem man Ruhmeslieder singt.

Das Weltgetümmel stört mich nicht,
Der Wettersturm empört mich nicht,
Und Ruhm und Glanz empört mich nicht.
Ich wandl' im Thälchen, wie ich will,
Und freu' mich seiner Ruhe still;
Es grünt und blüht, wohin ich quill'.
Das Blümchen küssend zu mir sinkt,
Das Lämmlein aus der Hand mich trinkt,
Das Sternlein mir hernieder winkt,
Die Vöglein musiciren mir
Und mit einander singen wir:
O blieb' ich, Thälchen, stets bei dir.

Letzter Trost.

Schon senkt das Weizenkorn sein Haupt;
Der Tod ist da, eh' man es glaubt.
Dem Korne thut das Scheiden weh'
Von dem erblühten Wein und Klee;
Doch denkt es: wenn auch flüchtig gleich,
Die Lebensstund' genoß ich reich,
Umwehet einen Frühling lang
Von Thau und Duft und Blust und Sang.
Im Frühling lebt' ich immerdar,
Im Frühling ist gebleicht mein Haar,
Zum reichsten Herbst seh' ich hinab:
Nicht freudenlos fall' ich ins Grab.

Unter den jüngern Dichtern Schwabens ist unstreitig Eduard Mörike (geb. 1804 zu Ludwigsburg) dasjenige poetische Talent, welches Uhland am nächsten steht. Innigkeit des Gefühls, oft in den feinsten Humor gekleidet, beseelt seine Lieder und Romanzen, denen man das unmittelbare Entspringen aus der Tiefe der eigenen Brust auf den ersten Blick anmerkt; die Zeiterscheinungen berührt er nicht mit der Reflexion der Phrase, sondern mit humoristischen Streiflichtern, die den echten Dichter verrathen. Seine Novelle Maler Nolten (1832) ist ebenfalls eine gehaltvolle Dichtung.

Weiter begleitet uns noch die Sangesweise der schwäbischen Dichter auf unserer Wanderung durch den deutschen Süden selbst über den Rhein hinaus ins Elsaß, wo das Franzosenthum vergebens die Liebe zu deutscher Sprache und Poesie zu unterdrücken bemüht gewesen ist. Im Elsaß leben noch deutsche Sänger, die zu unsern

besten zählen; vor allen sind zu nennen die beiden Brüder August und Adolf Stöber, jener 1808, dieser 1810 zu Straßburg geboren, Söhne des verdienstvollen, auch als Dichter durch seine „Lieder in Straßburger Mundart" bekannt gewordenen Ehrenfried Stöber, der 1835 gestorben ist. Wie in der Poesie der schwäbischen Sänger, weht auch in ihren Gedichten die Mystik gemüthvoller Innerlichkeit und die Romantik der heimischen Sage, die sie noch als ein Erbtheil des deutschen Mutterlandes empfinden. Eben in dieser Beziehung werden unsere Leser sich durch die beiden folgenden Lieder August Stöber's angesprochen fühlen.

Der Wasgau zum Schwarzwald.

„Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh' auf euern lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!
Und schau' ich euch ins Auge klar,
So find' ich wohl die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!"

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längstvergangne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Wenn wir uns von hieraus den Rhein hinab wenden und weiter die norddeutschen Gaue durchstreifen, so begegnen wir überall ver-

wandten Liedesklängen. Die Sage blüht an den gesegneten Ufern des Rheins wie das frische Leben, so daß der Quell der Poesie dort nicht versiegen kann.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut!
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus:
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein,"
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Das ist die Warnung vor dem Rhein von Karl Simrock, worin wir gleich der lebensfrohen Stimmung begegnen, die bei den schwäbischen Dichtern seltener zu finden ist. Simrock (geb. zu Bonn 1802) hat übrigens sein höchstes Verdienst in der epischen Sagenpoesie sich erworben. Ein Kenner der älteren deutschen Sprache und Literatur, hat er theils die vorzüglichsten Dichtungen der mittelhochdeutschen Periode in unserer gegenwärtigen Sprache erneuert, theils die in ungenügender Gestalt überlieferten deutschen Heldensagen im Geiste der älteren Epik bearbeitet. Indeß hat seine Uebersetzung des Nibelungenliedes ihn mehr populär gemacht, als seine epischen Originaldichtungen Wieland der Schmied und das Amelungenlied, so sehr sie auch von dem gediegenen Charakter seiner Poesie Zeugniß geben.

Gottfried Kinkel, geboren 1815 zu Obercassel bei Bonn, ein reichbegabtes Dichtergemüth, ist durch die phantastische Auffassung des Lebens frühzeitig aus der Bahn gerissen worden, auf der eine glückliche Entwickelung seines Talents möglich geworden wäre. Er lebte als Docent an der Universität Bonn in den heitersten und glücklichsten Verhältnissen, bis die Volksbewegung des Jahres 1848 ihn in ihren Strudel riß. Gefangen genommen und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, erhielt er Begnadigung zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Er entfloh seiner Haft zu Spandau und rettete sich nach Amerika. Aber auch dort fand er für seine Freiheitsphantasieen keinen Boden und wandte sich nach England, wo er durch mühevollen Privatunterricht sich einen kärglichen Unterhalt erwirbt. Unter seinen Dichtungen ist das romantische Epos Otto der Schütz mit Auszeichnung zu nennen, welches eine romantische Rheinsage behandelt. Wir heben aus den lyrischen Gedichten nur ein kleines Lied heraus, das eben so charakteristisch ist als es ahnungsvoll des Dichters Zukunft vordeutet.

Im Pfarrhause.

Still die Nacht: es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her.
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Hundgebell — im Sternenschimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedren Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu;
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus!
Ernst gestrebt und fest gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Die Volkssagen des Rheinlandes haben viele Bearbeiter gefunden, von denen insbesondere Wilhelm Smets, Wolfgang

Müller von Königswinter, Gustav Pfarrius, der Sänger des Nahethals, und die Dichterin Adelheid von Stolterfoth namhaft gemacht werden mögen, ohne daß wir auf das Einzelne hier eingehen können. Wir scheiden von dem schönen Strom mit Matzerath's „Liede vom Rhein.“

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grün goldige Fluth!
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein.

Wie blauet der Himmel so tief und so klar!
Wie wallet in goldenen Aehren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand
Wie schwillest von Segen du wunderbar!

Von deinen Bergen, wie sieht es sich weit!
Wie athmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

Im Hochland aber da halten sie Wacht
Noch immer die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdröhnet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir sie, nun vorbei ihre Macht.

O Rhein .... und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluthen, der leise schauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schooß.

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grün goldige Fluth!
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

In dem übrigen nördlichen Deutschland erklingt seltener die Romantik der Sage, eher der schwankhafte Humor volksthümlicher Erzählung, und ganz besonders hat das gemüthvolle Lied norddeutscher Dichter bis hinein in die östlichsten Landschaften deutscher Zunge bis auf den heutigen Tag Zeugniß gegeben, daß Innigkeit der Empfindung ein gemeinsames Gut aller Deutschen ist.

Mit der Seite der Lyrik Uhland's, welche wir als die objective bezeichneten, berührt sich am meisten die Poesie Wilhelm Müller's, wie er auch durch persönliche Freundschaft mit den schwäbischen Dichtern in Verbindung stand. Geboren 1795 zu Dessau, eines Schuhmachers Sohn, widmete er sich auf der Universität Berlin philologischen und geschichtlichen Studien, von denen ihn der Befreiungskrieg 1813 abrief, indem er als Freiwilliger unter die preußischen Fahnen trat. Nachdem er hierauf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen wieder aufgenommen hatte, bot sich ihm eine günstige Gelegenheit Italien zu durchreisen; er hatte dabei nur zu bedauern, daß sich nicht zugleich die Hoffnung erfüllte, Griechenland, dessen alte und neue Sprache er gründlich studirt hatte, ebenfalls zu durchwandern. Er kehrte 1819 nach Deutschland zurück und erhielt eine Anstellung als Bibliothekar und Gymnasiallehrer zu Dessau, wo ein früher Tod ihn schon 1827 abrief.

In Müller's Liedern ist eine gesunde Lebensfrische, die das subjective Sehnen und Träumen über der heitern Natur und dem Wechsel der Lebenserscheinungen vergißt. Er läßt sie daher am liebsten aus dem Herzen und Munde wandernder fröhlicher Gesellen erklingen, bei denen selbst die elegische Trauer nicht über die allempfundene Wehmuth des Scheidens und Meidens hinausgeht. Hierin hat er aufs glücklichste den Ton des altdeutschen Volksliedes getroffen, weßhalb auch, zumal da Sprache und Vers bei ihm klar und leicht dahinfließen, die ausgezeichnetsten neuern Liedercomponisten viele seiner Lieder in Melodieen gekleidet haben. Oft hat er eine Reihe, indem er eine bestimmte Situation dramatisch ausmalt, zu Einem Kranze verbunden, z. B. die von Schubert unvergleichlich schön componirte Winterreise. Das folgende gehört zu seinen lebensfreudigen Frühlingsliedern.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus vollen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und du mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk' an mich!"

Zu hoher Begeisterung erhebt sich Müller's Lyrik in den Griechenliedern, in denen er die ersten Jahre des griechischen Unabhängigkeitskampfes feiert. Bald sind sie Bilder des Leidens und Kämpfens des griechischen Volks, bald lyrische Ergüsse des Unmuths, der Mahnung an die Völker und Fürsten Europa's, in Allem der lebendige Ausdruck der allgemeinen Theilnahme, mit denen dazumal alle edlen Herzen dem Heroismus des nach Freiheit ringenden Volkes entgegenschlugen. Hier einige der schönsten!

Der Greis auf Hydra.

Ich stand auf hohem Felsen, tief unter mir die Fluth,
Da schwang sich meine Seele empor in freiem Muth.
Ich ließ die Blicke schweifen weit über Land und Meer,
So weit, so weit sie reichen, klirrt keine Kette mehr;
So weit, so weit sie reichen, kein halber Mond zu sehn,
Auf Bergen, Thürmen, Masten, die heil'gen Kreuze wehn;
So weit, so weit sie reichen, es hebt sich jede Brust
In Eines Glaubens Flamme, in Einer Lieb' und Lust.
Und alles, was uns fesselt, und alles, was uns drückt,
Was einen nur bekümmert, was einen nur entzückt,
Wir werfen's in das Feuer, wir senken's in die Fluth,
Die wogt durch alle Herzen in Einer heil'gen Gluth.
Ich sehe Schiffe fahren — die stolze Woge braus't —
Ist es der Sturm der Freiheit, der in die Segel saus't?
Heil euch und eurer Reise! Heil eurer schönen Last!
Heil eurem ganzen Baue vom Kiele bis zum Mast!
Ihr steuert durch die Fluthen nach einem edlen Gut,
Ihr holt des Sieges Blume, die wächs't in Heldenblut.

Es donnert aus der Ferne — ist es der Gruß der Schlacht?
Ist es der Wogen Brandung, die an die Felsen kracht?
Das Herz will mir zerspringen bei dieses Donners Ton —
Ich bin zu alt zum Kampfe und habe keinen Sohn.

Der Phanariot.

Meinen Vater, meine Mutter haben sie ins Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift,
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauschen, ist es mir, als ob's mich ruft;
Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich schleudre Türkenköpfe in die Fluth,
Bis gesättigt ist die Rache, bis die wilde Woge ruht.
Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach, sie seufzen in die Ohren mir wie leises, banges Flehn;
Ach, es sind der Schwester Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
Bruder, mache deine Schwester aus den schnöden Banden frei!
Ach, daß ich ein Adler wäre, könnte schweben in den Höhn
Und mit schnellen, scharfen Blicken durch die Städt' und Lande spähn,
Bis ich meine Schwester fände und sie aus der Feinde Hand
Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

Die Sklavin in Asien.

Schwestern, weint mit mir! Ich weine über meine Ketten nicht.
Sollt' es mich denn gleich zerdrücken, dieses eiserne Gewicht,
Das so lange hat getragen unser edles Vaterland,
Und es konnt' ihm doch nicht lähmen seine alte Heldenhand?
Schwestern, weint mit mir! Ich weine nicht um unsrer Arbeit Schweiß.
Keiner soll des Polsters pflegen, der den Leib zu rühren weiß,
Wenn das Vaterland in Nöthen laut nach seinen Kindern schreit —
Wer nicht wehren kann und stürmen, sei zu leiden doch bereit.
Schwestern, weint mit mir! Ich weine nicht um meiner Brüder Tod.
Ihre sel'gen Geister schweben oft um mich im Abendroth,
Wehn mit ihren Siegeskränzen kühlen Trost von fern mir zu —
Sollt' ich denn durch eitle Thränen stören ihre Grabesruh'?
Schwestern, weint mit mir! Ich weine auch um meinen Liebling nicht.
Lebt er, o so weiß ich, daß er, als ein Held, für mich auch ficht;
Sank er, will ich Lorbeerbäume pflanzen über sein Gebein,
Und die Stätte wird ein Tempel für die freie Hellas sein.
Schwestern, weint mit mir! Ich weine, weine, daß ich bin kein Mann,
Daß ich nicht ein Roß besteigen, keine Lanze schwingen kann,
Daß ich nicht kann Eisen sprengen, schwimmen durch die wilde Fluth,
Drüben in dem freien Lande frei verspritzen freies Blut.

An die Griechenlieder schließt sich die Uebersetzung griechischer Volkslieder an (1825). Den Schluß seiner dichterischen Thätigkeit machen die Sinnsprüche und Epigramme, die zu dem Besten der neueren Spruchdichtung gehören. Einige sinnvolle Sentenzen setzen wir hierher.

Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn,
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt verstehn.
Fühl' erst groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen wie im Kleinen wird dein Maß das rechte sein.

Memento mori!

Springst du freudig durch die Thüre in dein neugebautes Haus,
Denk', aus dieser selben Thüre tragen sie dich einst heraus.

Der Spiegel.

In der kleinsten Wasserperle, die das Blatt der Blume trägt,
Spiegelt sich der weite Himmel mit dem Kelche, der sie hegt:
Also strahlt aus deines Auges thränenhellem Perlensee
Deines Herzens Lilientiefe und des blauen Himmels Höh'.

Heinrich Hoffmann, von Fallersleben nach seinem Geburtsorte genannt (geb. 1798), ist ein verwandtes liederreiches Talent, das, wenn auch minder durch Tiefe der Weltanschauung, doch durch Geistesfrische und volksthümliche Einfachheit der Form sich auszeichnet. Einen bleibenderen Ruhm erwarb er sich durch seine Verdienste um die Erforschung altdeutscher Sprache und Literatur, deren Lehrstuhl er an der Universität Breslau seit 1830 inne hatte, bis im Jahre 1843 seine Unpolitischen Lieder seine Entlassung zur Folge hatten. Damit war seine wissenschaftliche Thätigkeit gebrochen, ohne daß seine Poesie von dem unstäten Leben, das er seitdem führte, Gewinn gezogen hätte. Die beiden folgenden Lieder charakterisiren die gemüthliche, kindliche Weise seiner Lyrik.

Kinderlied.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause
Zum Himmel leis und still.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zu Leide,
Hat eins das andre gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und soll ich dir eins bringen,
So darfst du niemals schrein,
Mußt freundlich, wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer, sein.

Frühlingsfeier.

Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben dringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort.
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Sollen wir denn jetzt noch trauern,
Wie der Winter ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein! Wir wandeln draußen wieder!
Freude giebt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Auf gen Himmel alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laßt uns wiedergeben,
Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen
Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich springen
In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

In Robert Reinick's Liedern lebt die zarte Romantik der Naturlust und der Liebesinnigkeit, bald warm und feierlich, bald schalkhaft, und immer Klänge eines kindlichen Herzens. 1805 in Danzig geboren, bildete er sich in Berlin, Düsseldorf und zuletzt in Rom zum Maler aus; nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er in Berlin und Dresden seiner Kunst und starb hier 1852, geliebt von Allen, die ihn kannten. Durch die folgenden Gedichte wird man unser Urtheil bestätigt finden.

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgegangen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote sein;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen d'rein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Da ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

O Nacht, wo solche Geister wallen,
Im Mondenschein, auf lauer Luft;
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh':
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu.

Im Vaterland!

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgends wieder fand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Wie sang der lieben Vögel Schaar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag zu heiß und licht;
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt', in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein.
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht.
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
Du löst'test ihn, mein Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Giebt Lieb' und Treu nicht das Geleit! —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Wie bei Reinick erscheint auch bei August Kopisch (geb. zu Breslau 1799) die Poesie im Bunde mit der Malerkunst, allein mehr noch zog sie Nahrung aus dem frischen Volksleben, in dessen munterm Gewoge ihm recht wohl ward. In Neapel, wo er drei Jahr lebte, war Don Augusto Prussiano der populärste Fremde, der von seinem Freunde Camerano zum Jubel des Publicums sogar auf das Theater gebracht wurde. Als rüstiger Schwimmer entdeckte er die blaue Grotte von Capri wieder, die seitdem weltberühmt geworden ist. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und bearbeitete die heimgebrachten Schätze in Skizzen und Gedichten; er übersetzte sowohl italienische Volkslieder wie den Dante. Er starb schon 1853 zu Berlin. Seine eigenen Gedichte zeichnet ein treuherziger Humor aus, der schwankhafte Volkssagen aufs ergötzlichste einzukleiden weiß. Da die Heinzelmännchen sehr bekannt sind, so wählen wir als Probe seiner launigen Erzählung eine nicht minder vortreffliche, die nur wenige unserer Leser kennen dürften.

Der große Krebs im Mohriner See.

(Volkssage).

Die Stadt Mohrin hat immer Acht,
Kuckt in den See bei Tag und Nacht!
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann!

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wendt sich oft, und kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand:
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann Alles mit ihm zurückegehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt Einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf!
Das Brod wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und Alles hat beim Gehn den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus:
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim,
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Noth beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Päppelkind.

Dann muß der edle Rath daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann,
Die erbgesess'ne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rector in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz Eines nach dem Andern wird Kind und dumm und klein.

Und Alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat;
Doch wird zuletzt auch dieses matt,
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit;
Die Obrigkeit hat wacker Acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht;
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es lief vom Mund der Leute ins Dintenfaß zurück.

Jener objectiven Lyrik, welche in Uhland und Wilhelm Müller die trefflichsten Repräsentanten fand, gehören größtentheils die Gedichte von Wilhelm Wackernagel an, der sich ebenfalls an der altdeutschen Liederpoesie herangebildet hat. Als Gelehrter hat er seinen Ruf durch kritische Erforschung unserer älteren Sprache und Literatur begründet, so daß sein Name überall, wo man die besten Literaturkenner nennt, auch genannt wird. 1808 in Berlin geboren, wo er seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, fand er 1833 in

Basel eine amtliche Stellung, die er in seinem Vaterlande vergebens gesucht hatte, und wirkt noch jetzt an der dortigen Universität als Lehrer der Literaturgeschichte. Die Gedichte eines fahrenden Schülers machten ihn 1828 zuerst als Dichter bekannt. Spätere Sammlungen enthalten die lyrischen Erzeugnisse seiner reiferen Jahre. Sie sind feingeformt und treffen aufs anmuthigste den Ton naiver Gemüthlichkeit, der altdeutschen Liedern und Schwänken einen so großen Reiz verleiht. Nur selten lassen sie uns in des Dichters Individualität blicken. Wir heben eines von seinen köstlichen Weinliedern aus.

Junker Durst.

Als der erste Sonnenstrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durst
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprühet.

Willst du heute sicher sein
Vor so großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus,
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel hast
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und miethe dich
Ein im tiefsten Keller."

Also sprach er und verschwand.
Aber ich, vermessen,
Hatte seinen guten Rath
Alsobald vergessen,
Rannte durch die ganze Stadt
Straßen auf und nieder;
Sieh, da stand auf eins vor mir
Junker Durst schon wieder.

Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tücht'ger Degen.
Und er sprach: „Du willst mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unversehens hatt' er sich
An mir aufgeschwungen,
Und da ging ich nun und trug
Diesen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken.
Endlich streckt ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller,
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller,
Da erst ging er mir zu Leib,
Und ich mußt' erliegen,
Eh' ich mir's versah, so fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe.
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unserm Strauß!"
Ging und zog die Krämpe.

Hier nun sitz' ich ganz in Angst
Bei dem großen Fasse,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm' ich auf die Gasse.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Ist geworden droben,
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

Julius Mosen, geboren **1803** zu Marienei in Sachsen, ging aus der Romantik hervor, welche im frischen Studentenleben auf der Universität Jena, wohin er sich **1822** begeben hatte, ihre letzten Nachklänge bewahrte. Eine Reise durch Italien ward seiner poetischen Ausbildung sehr förderlich; den Conflict der alten Welt und des Mittelalters, über den er sich auf Italiens Boden klar wurde, stellte er in seinem epischen Gedichte Lied vom Ritter Wahn dar, wozu der Stoff einer italienischen Sage entlehnt war. Nachdem er sich darauf mehrere Jahre auf der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft gewidmet hatte und eine Zeitlang als Gerichtsbeamter thätig gewesen war, folgte er aufs neue der innern Richtung, die ihn zur Poesie hinzog. Die Menschennatur in ihrer geschichtlichen Entwickelung stellte das epische Gedicht Ahasver (**1838**) dar; er vermochte jedoch nicht den tiefen Grundgedanken zu klarer Anschaulichkeit herauszuarbeiten, so daß seine Dichtung nur wenig Beachtung fand. Desto größer war die Popularität seiner volksmäßigen Lieder und Balladen, von denen mehrere z. B. Andreas Hofer („Zu Mantua in Banden") und die letzten vier vom zehnten Regiment vielgesungene Volkslieder geworden sind. Ein anderes vortreffliches Gedicht finde hier eine Stelle.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als er ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

Von Dresden, wo Mosen neben seinen Advocaturgeschäften zuerst als Novellist, dann als dramatischer Dichter ein fruchtbares Talent entwickelte, ward er als Dramaturg an das Oldenburger Hoftheater berufen. Schwere körperliche Leiden gestatteten ihm hier nur eine kurze Wirksamkeit. Von seinen dramatischen Werken wird an einem andern Orte die Rede sein.

Adolf Bube, 1802 zu Gotha geboren, wo er nachmals als Beamter im Consistorium angestellt worden ist und jetzt die Stelle eines herzoglich sächsischen Archivraths bekleidet, hat sich vornehmlich durch poetische Erzählungen und Schilderungen einen Dichternamen erworben. Deutsche Volkssagen behandelt er in lebendiger, farbenreicher Darstellung, wovon die folgende Erzählung ein Beispiel giebt.

Die wilde Jagd.

Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt
In düstrer Winternacht,
Da zieht vom Hörselberge
Der wilde Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Horch! wie in allen Klüften
Das Jagdhorn widerschallt,
Hallo! Hallo! in Lüften
Und in den Tiefen hallt;
Wie wild es tobt und brauset
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und sauset
Und gräßlich brillt und bellt.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhig ernst ein Greis,
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.
Von Kinn und Lippen fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschließet
Dürr einen weißen Stab.

Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegen steht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Axt und Säge geht:
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht,
Eh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

Und Eckart, der Getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt also stets aufs neue,
Wen flugs er warnen kann,
Bis, wenn der Hahn geschrieen
Beim ersten Morgenschein,
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörselberg hinein.

Wenn so der Hölle Schrecken
In grauser Nacht Euch naht,
Habt Acht auf Eckart's Stecken,
Der zeiget sichern Pfad;
Doch wer sich nicht läßt warnen,
Dem ist es nimmer gut,
Den wird der Spuk umgarnen,
Daß ihm erstarrt das Blut.

Franz Dingelstedt, **1814** zu Halsdorf in Oberhessen geboren, war nach vollendeten philologischen Studien als Lehrer an Privatinstituten und darauf an der Schule zu Fulda thätig, ohne die rechte Freude am Leben und an seinem Berufe finden zu können. Damals (**1838**) trat die erste Sammlung seiner Gedichte ans Licht. Sie haben einen durchaus subjectiven Charakter; sie verrathen ein von Lebensgeschicken niedergebeugtes Gemüth, dessen schönste Blüthen schon geknickt sind, so daß nur die elegische Klage einer kalten Weltansicht übrig bleibt. Seine damalige Stimmung lernt man aus folgendem Sonett kennen.

Ich fühle mich im tiefsten Sein vernichtet,
Wenn ich mein zwecklos Treiben überblicke,
Und Alles, was ich spielend mir erdichtet,
Fällt hohl und schal ins alte Nichts zurücke.

Drum hab' ich längst, gebeugt von Schicksals Tücke,
Auf allen Ruhm und alles Glück verzichtet,
Und die beneidet, die mit besserm Schicke
Ihr Leben klug und praktisch eingerichtet.

So liegt bestäubt, von Spinnen überwoben,
Wie hoch es auch sich früher aufgeschwungen,
Mein Saitenspiel daheim und ist verklungen.

Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
In stiller Stunde durch die losen Saiten,
Gedächtniß und Vermächtniß bess'rer Zeiten.

Nachdem er 1841 in Folge der Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters den hessischen Staatsdienst verlassen hatte, wandte er sich nach einem kurzen Aufenthalt in Wien nach Würtemberg, wo er 1843 vom König von Würtemberg als Vorleser, dann als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Später trat er in eine glänzendere Stellung als Dramaturg des Münchener Theaters und lebt jetzt in gleicher Eigenschaft in Weimar. Da wir oben das Lob des Rheins aus dem Munde rheinischer Sänger vernommen haben, so fügen wir schließlich noch das schöne Gedicht bei, worin Dingelstedt die Weser besingt.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und werth vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt im träumerischen Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mähr' erfahren,
Und ihre stille Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor der Deutschen Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte.
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Fluth,
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Gluth,
Des Thurmes und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen.

Robert Eduard Prutz, 1816 zu Stettin geboren, hat sich als geistvoller, kenntnißreicher Literarhistoriker, der in Gervinus'

Fußstapfen trat, nicht geringe Verdienste erworben und durch gewandte Darstellung das Interesse für deutsche Literaturgeschichte in weiteren Kreisen angeregt. Wie alle seine Schriften, zeichnen sich auch seine Dichtungen durch eine saubere, elegante Form aus. War anfangs noch die freie lyrische Bewegung durch die Reflexion meistens beschränkt, so hat sie sich mehr und mehr von den Banden losgemacht, besonders in der letzten Sammlung „Aus der Heimat" (1859). Wir theilen aus dieser eines der schönsten hier mit.

Zuruf.

Und triffst du wo ein Menschenherz,
Gebeugt von Kummer und von Schmerz,
Und sei es Irrthum, sei es Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld.

Am Bergeshang, im grünen Tann,
Die jungen Bäume sieh dir an,
So frisch und keck, so dicht belaubt,
Und neigen seitwärts doch das Haupt.

Du weißt nicht wie, du weißt nicht wann,
Und doch den Bäumen sahst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch;
Es schüttelt junge Herzen auch
Und beugt vom rechten Wege sie,
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrthums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht, was dies Herz ertrug. —

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eignen Bahnen geht der Schmerz;
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Emanuel Geibel, der norddeutsche Uhland, steht am füglichsten am Schluß der Reihe lyrischer Dichter, die wir mit dem

schwäbischen Sänger begonnen haben, nach diesem unstreitig der populärste Lyriker. Zu Lübeck am 18. October 1815 geboren, widmete er sich dem Studium der alten Sprachen und der schönen Literatur auf den Universitäten Bonn und Berlin, wo er schon durch einige seiner lyrischen Gedichte sich als Dichter bekannt machte. Begeistert für das classische Alterthum, ergriff er mit Freuden eine günstige Gelegenheit, als Erzieher im Hause des russischen Gesandten zu Athen, den Boden Griechenlands zu betreten. Nach einem zweijährigen Aufenthalt, dessen Frucht neben eigenen Gedichten eine Reihe von Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern war, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo seine „Gedichte" (1840) bald die allgemeinste Verbreitung fanden. Mehrere Jahre lebte er darauf in wissenschaftlicher und dichterischer Muße, besonders mit dem Studium der romanischen Literatur beschäftigt. Gegenwärtig lebt er als Lehrer der Literaturgeschichte in München. Neuere Sammlungen seiner Gedichte geben Zeugniß, daß seine warme, frische Lyrik unter Sorge und Leid des Lebens nicht verklungen ist. Denn in ihr ist nichts Angelerntes und Gemachtes; sie dringt aus der Tiefe des Gemüths hervor und ergreift mit ihren einfachen, melodischen Tönen die Seele. Durch alle seine Lieder geht eine liebevolle, religiöse, für alles Edle im Menschenleben begeisterte Grundstimmung hindurch. Selbst in seinen politischen Liedern („Zeitstimmen") stimmt er nicht in den stürmischen Ruf liberalen Parteistrebens ein, sondern mahnt zu selbstsuchtloser Hingebung an das Vaterland und besonnener Vermittelung der Gegensätze. Die Form seiner Gedichte verräth den Schüler der Griechen wie der sprachgewandtesten deutschen Lyriker; manchmal klingen die Töne Goethe's, Uhland's oder Rückert's stärker durch, als einem so selbstständig durchgebildeten Lyriker zu gestatten ist. Die folgenden Gedichte dürfen den schönsten der deutschen Lyrik beigezählt werden.

Frohe Botschaft.

Nach langem, bangem Winterschweigen
Willkommen heller Frühlingsklang!
Nun rührt der Saft sich in den Zweigen
Und in der Seele der Gesang.

Es wandelt unter Blüthenbäumen
Die Hoffnung übers grüne Feld;
Ein wundersames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
O Seele, dich gefesselt hielt!
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing' im Blauen spielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die rothen Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft.

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld:
O glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Huld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

Nachts am Meere.

Es schlief das Meer und rauschte kaum,
Und war doch allen Schimmers voll,
Der durch der Wolken Silberflaum
Vom leichten Monde niederquoll;
Im Blau verschwamm die ferne Fluth,
Wie Bernstein flimmerte der Sand;
Ich aber schritt in ernstem Muth
Hinunter und hinauf den Strand.

O was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's keiner nachgedacht,
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unsrer ew'gen Heimat weht,
Ein innig Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst, du ruhst in Gottes Schooß,
Und wo du wandelst, wallt auch Er;
Die Thränen all sind abgethan,
Die Dornen tragen Rosengluth,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Fluth.

Und was am schwersten dich bedroht,
Dir zeigt's ein liebes Angesicht,
Zum Freiheitsherold wird der Tod,
Der deines Wesens Siegel bricht;
Du schaust ins Aug' ihm still vertraut,
Von heil'gem Schauer nur berührt,
Gleichwie ein Bräut'gam, den die Braut
Zum seligsten Geheimniß führt.

Genug! genug! halt ein, mein Lied;
Denn was bei Nacht und Mondenlicht
Durch eine Menschenseele zieht,
Das sagt kein irdisches Gedicht.

Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blas't nur ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Früh morgens.

Ich weiß nicht, säuselt' in den Bäumen
Des Frühlings Zauberlied zu Nacht?
Aus unerklärlich holden Träumen
Bin früh und frisch ich heut' erwacht.

Der Morgen weht mit goldner Schwinge
Mir um die Stirn den kühlen Schein;
Noch möcht' ich rasten, doch ich singe,
Mein Herz ist wie der Himmel rein.

In süßen Schauern rührt sich wieder,
Was je geblüht in meiner Brust,
Und alte Liebe, junge Lieder
Empfind' ich in vereinter Lust,
So wie der Schwan, der seine Bogen
Auf blauem Wasser kreisend zieht,
Zugleich im Spiegelglanz der Wogen
Den Himmel mit den Sternen sieht.

In der neuesten Zeit wandte sich die deutsche Dichtung wieder der romantischen Sagenwelt zu und suchte in kleinern epischen Gemälden die Lyrik mit dem Epos zu verschmelzen. Diese Bestrebungen haben uns mit mancher schönen Dichtung beschenkt. Kinkel's Otto der Schütz wurde schon oben erwähnt. Geibel behandelte eine nordische Sage in König Sigurds Brautfahrt. Friedrich Bodenstedt, auch als Lyriker und als Uebersetzer russischer Dichter bekannt, bearbeitete in Ada die Lesgierin Ereignisse aus dem Kaukasuskriege, Otto Roquette, der sich durch das Märchen Waldmeisters Brautfahrt großen Beifall erworben hatte, eine romantische Episode aus dem Schweizerkriege von 1444: der Tag von St. Jacob. Oskar von Redwitz hatte in stürmischer Zeit, die nach Ruhe zu verlangen anfing, einen unverdienten Erfolg mit seinem romantisch-pietistischen Idyll Amaranth (1849). Adolf Böttger erzählt in Habana die erste Niederlassung der Spanier auf Habana's Boden in Verbindung mit einem tragischen Liebesabenteuer, das mit der Farbengluth des Tropenlandes geschildert ist. In dieser Gattung lyrisch-epischer Dichtung ist der bedeutendste Paul Heyse, dessen jüngstes Gedicht Thekla ihm eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Dichtern der neuesten Zeit sichert. Es versetzt uns in die ersten Zeiten des Christenthums. Der Sage nach ward die heilige Thekla zu Iconium von dem Apostel Paulus zu der neuen Lehre bekehrt und sagte sich von ihren noch heidnischen Verwandten, selbst von ihrem Verlobten um des Glaubens willen los. Als der

Apostel ins Gefängniß geworfen ward, befreite sie ihn, indem sie die Wächter bestach, und wurde für diese That vom Volke zum Tode verurtheilt. Das Bild eines hochsinnigen Mädchens, das muthig für ihren Glauben das Märtyrerthum auf sich nimmt und zweimal durch göttliche Gnade aus der drohenden Gefahr errettet wird, hat der Dichter mit hoher künstlerischer Vollendung geschildert. Der Raum verbietet uns, auf den Inhalt der einzelnen Dichtungen, deren wir kurz gedacht haben, näher einzugehen.

VI. Oestreichische Dichter (Lyrik und Epos).

Wenn wir die Dichter Oestreichs als eine besondere Gruppe absondern, so ist dies nicht so auszulegen, als ob sie selbstständig und von den übrigen Dichterkreisen unabhängig ihren eigenen Weg gegangen wären. Im Gegentheil ist der unmittelbare Einfluß der außeröstreichischen Dichter überall handgreiflich. Das Gemeinsame und Eigenthümliche besteht theils in der Behandlung poetischer Stoffe aus Geschichte, Sitte und Natur ihres speciellen Vaterlandes, theils in der aus den socialen kirchlichen und politischen Verhältnissen desselben hervorgehenden elegischen Stimmung und Weltansicht, welche mit besonderer Vorliebe bei dem unauflösbaren Widerspruche zwischen der Wirklichkeit und dem poetischen Ideal verweilt, wehmüthige Freiheitsträume, denen der frohe Aufblick der Hoffnung fehlt, Zerwürfniß mit dem Leben und trostlose Resignation, kein freudiges Aufjauchzen der Seele in Liebe und Wonne des Daseins, nirgends ein heiterer Himmel, ausgebreitet über glücklichen Menschen. Daß viele der östreichischen Dichter den höchsten Ständen der Gesellschaft angehören, hat auf diese einmal vorhandene dichterische Lebensauffassung nichts geändert, gleich als ob der Druck der öffentlichen Zustände seine Wirkung auch bis hierher erstreckte. Endlich hat die eben bezeichnete Grundstimmung, welche sich durchgängig in träumerischer Betrachtung gefällt und sich weder an die Wirklichkeit anschließt noch die Klarheit und den Gedankenreichthum protestantischer Dichter erreichen kann, bei allen Dichtern Oestreichs eine rhetorische, mit Bilderglanz überladene, oft in breiter Schilderung und Betrachtung verschwim-

mende Darstellungsform zur Folge gehabt; sie blendet oft durch ihre Farbenpracht, ermüdet aber gar bald durch ihre Einförmigkeit, weil immer nur ein kleines Gedankengebiet nach allen Seiten hin und her geschoben und in wechselnder Beleuchtung vorgeführt wird. Grillparzer, Halm und Zedlitz gaben uns bereits durch ihre dramatischen Dichtungen davon ein Beispiel. Den Letzteren führen wir hier an der Spitze der östreichischen Lyriker wieder vor.

Freiherr von Zedlitz ist in der elegischen Romanze, der weichen Betrachtung am meisten auf dem ihm eigensten Gebiete. Ihm gelingt das märchenhafte romantische Colorit, das oft mit düsteren Farben untermalt ist. Die auf Napoleon bezüglichen Gedichte die nächtliche Heerschau, das Geisterschiff haben ihn vorzugsweise populär gemacht. In anmuthigem Sagengewande erscheint sein Märchen Waldfräulein. Seine vorzüglichste Leistung sind die Todtenkränze (1828), episch-elegische Betrachtungen an den Gräbern berühmter Todten. Das Ideal begeisterten Strebens, wo war es je im irdischen Dasein verwirklicht? Damit der Dichter die Gräber befrage, wird er vom „Geist des Grabes" umhergeführt. Er sieht Wallenstein's Grab zu Gitschin, Napoleon's auf St. Helena und vergegenwärtigt sich ihre Größe und ihr tragisches Ende. Er sucht sodann das Glück an den Gräbern der Liebenden — Petrarca's und Laura's, Romeo's und Juliens, und auch hier gewinnt er die Ueberzeugung, daß es schnell verblüht. Sind die Dichter die wahrhaft glücklichen Menschen? Auch hier lehren ihm die Lebensschicksale Tasso's, Shakspeare's und Byron's das Gegentheil. Zuletzt wird er zu den Gräbern edler Beglücker von Nationen geleitet, und die Betrachtung Canning's, Joseph's II. und Maximilian's I. von Bayern läßt ihn getröstet scheiden. In dem von uns ausgewählten Abschnitte schildert Zedlitz Tasso's Leiden im Irrenhause zu Ferrara und sein Lebensende, denselben Stoff, den er in dem Drama „Kerker und Krone" behandelt hat.

Bald sehen wir die goldnen Hallen schwinden;
Die hohen Herren und huldreichen Frauen,
Die erst dir lächelten so süß und milde,
Wo sind sie hin? Sie sind nicht mehr zu schauen! —

In andern Mauern bist du jetzt zu finden,
Wie ganz verschieden von dem vor'gen Bilde!
Ein finstrer Thurm und wilde
Verzerrte Graungestalten zum Erschrecken,
Die grinsend durch die Eisenstäbe blicken,
Mit magern Armen an den Gittern rücken
Und bleiche Hände durch die Oeffnung strecken;
Und oben hört man gräßlich Lachen tönen,
Und unten Jammer, Wehgeheul und Stöhnen.

Doch nicht der Tod, die Schmach ist dir bereitet!
Damit dein Name früher als dein Leben
Vernichtet sei, und du ein Ziel dem Hohne,
Dem Pöbel zur Verachtung Preis gegeben;
Daß nicht, wenn Ruhm zu Grabe dich begleitet,
Erinnrung dich mit immergrüner Krone
Verkläre und belohne;
Daß mehr als todt du seist, daß du, geschändet,
Nur Graun in zarter Brust und bleichen Schrecken,
Nicht edles Mitleid fürder magst erwecken,
Und keine Thräne werd' an dich verschwendet, —
Wird Tollheit zur Gefährtin dir gegeben;
Wahnsinnig nennt man dich, so magst du leben!

Umsonst erschütterst du die hohle Mauer,
Wo deine Klagen ungehört verhallen,
Und dein gerechter Zorn wird nicht geachtet.
Ist's dann ein Wunder noch, wenn, angefallen
Von Gram, Verzweiflung, Ueberdruß und Trauer,
Den Geist, der in zehnfachen Banden schmachtet,
Endlich, verhüllt, umnachtet,
Wahrhafter Wahnsinn fasset und vernichtet? —
Doch, ob sie's wünschen mögen und erstreben,
Der Funke bleibt dir, den dir Gott gegeben.
Bald sieht die Welt erstaunt, was du gedichtet,
Begierig athmet sie die Wunderklänge
Begeisterter, unsterblicher Gesänge.

So wird zum Spotte deiner Feinde Trachten;
Noch ungetrübt fließt deines Geistes Quelle.
Vom Belt zum Aetna wird's der Ruf bezeugen:
Noch strahlet Tasso in der vor'gen Helle,
Und was die Lüg' ersann, er darf's verachten;
Allein der Körper, den die Martern beugen,
Muß früh zu Grabe steigen,

Vom gift'gen Hauch der Kerkerluft verzehret.
Nun endlich läßt man seine Bande fallen,
Und hin zur Gruft darf fesselfrei er wallen;
Was Mantua's Herzog lang' für ihn begehret,
Der freie Athem für die Neige Leben,
Wird endlich ihm als letzte Gunst gegeben.

Noch einmal fühlt er frischer Kräfte Weben;
In gier'gen Zügen trinkt den Strom der Lüfte
Sein schwellend Herz, das noch wie ehmals glühet.
Der alte Tasso steigt aus Nacht der Grüfte,
Der lang' entbehrten Sonne rückgegeben.
Wie unterm Schnee das Grün der Saaten sprühet,
Die frühe Primel blühet,
So ist sein Herz noch frisch und grün geblieben,
Ob starres Wintereis es auch bedeckte
Und rauher Stürme Toben es erschreckte;
In Blüthen prangt sein Dichten und sein Lieben! —
Hin nach Sorent fliegt er, in Schwesterarmen
Vom langen Winterfroste zu erwarmen!

Unglücklich Herz, das keine Ruhe kennet! —
Blick' auf das Meer, es stillet sich sein Rasen;
Die Donner schweigen endlich in den Lüften,
Und die Orkane hören auf zu blasen;
Ja, der Vesuv, deß Eingeweide brennet,
Er, der die Erze schmilzt in seinen Grüften
Und aus den tiefen Klüften
Sie tobend auswirft, als ob aus dem Schlunde
Der Hölle alter Gluthpfuhl sich entlüde:
Er rastet! — Die Vulkane werden müde,
Und du, o Herz, allein, mit deiner Wunde,
Du willst nicht ruhn und findest nicht den Frieden,
Der selbst der See, dem Sturm, der Gluth beschieden!

Doch eh' sich deine Sonne niedersenket,
Flammt sie noch einmal auf in voller Schöne,
Daß dich das Ende mit dem ganzen Leben,
Dem marterreichen, scheidend noch versöhne. —
Wo sich der Schritt zu neuer Wandrung lenket,
Trägt dich der Jubel; alle Arme streben,
Dich hoch empor zu heben,
Damit Italien froh des Anblicks werde.
Nach Rom hin ziehst du in Triumphesprangen;
Aldobrandini eilt, dich zu empfangen,

Und Clemens spricht, der Kirchenfürst der Erde:
„Wohl Andr' empfangen Ruhm vom Lorbeerkranze,
Doch trägst du ihn, gewinnt nur er am Glanze!"

Und hin zum Capitol will man dich führen,
Dort vor dem Volke soll der Zweig dich schmücken;
Die Glocken tönen, tausend Stimmen schallen
In alle Lüfte, Jauchzen und Entzücken!
Balkon' und Fenster, alle Wege zieren
Prachtvolle Decken, wo der Zug soll wallen;
Was herrlich ragt vor Allen
Im Weichbild Roms, zieht hin mit Klang und Spiele
Zu Sanct Onufrio's frommem Ordenshause,
Wo gastlich dir geöffnet eine Klause
Zu kurzer Rast, zum freundlichen Asyle!
Es naht der Zug, zur Feier dich zu rufen —
Da sieht man todt dich an der Pforte Stufen! —

Zu andrem Feste hatte dich indessen
Der abgerufen, der die Kränze spendet;
Der, wenn der Tag der Herrlichkeit erschienen,
Mit goldner Tuba seine Engel sendet!
Zum Capitol, nach Sonnen auszumessen,
Geleiten dich die Geister, die dort dienen
Am Throne von Rubinen. —
Dort wird ein Kranz die Stirne dir umgeben,
Von Lorbeer nicht, von abgewelktem, fahlen,
Ein lichter Sternenkreis mit tausend Strahlen
Soll dir verklärend ob dem Haupte schweben;
Die Erdenlieder aber, zu Accorden
Sind sie des ew'gen Lobgesanges worden. —

Johann Ladislav Pyrker ist dem im Obigen charakterisirten Dichterkreise nur in sofern beizuzählen, als er Stoffe aus der östreichischen Geschichte behandelt. In der Form lehnt er sich an das dem antiken Heldengedichte nachgebildete Kunstepos und hält an dem Versmaß des Hexameters fest. Geboren **1772** zu Langh in Ungarn, ergriff er nach einem bewegten Jugendleben, das ihn längere Zeit in Italien festhielt, den geistlichen Stand und stieg nach und nach zu den höchsten Würden empor. Er starb **1847** als Erzbischof von Erlau in Ungarn. Sein erstes und vorzüglichstes Heldengedicht, Tunisias in zwölf Gesängen, woran er seit **1810** gearbeitet hatte,

erschien 1819; es schildert Karls V. Feldzug nach Tunis und seinen Sieg über die türkischen Seeräuber. 1824 folgte sein zweites episches Gedicht, Rudolf von Habsburg (Rudolfias) in zwölf Gesängen. Zwischen diesen vollendete er seine epischen Schilderungen aus der alttestamentlichen Geschichte, Perlen der heiligen Vorzeit, ausgezeichnet durch kunstvolle Behandlung wie durch die Innigkeit religiöser Auffassung.

Karl Egon Ebert, 1801 zu Prag geboren, der bedeutendste Dichter Böhmens, verherrlichte die Vorzeit seines böhmischen Vaterlandes in dem Heldengedicht Wlasta, in drei Büchern (1829). Reichthum der Phantasie und lyrische Wärme zeichnet alle seine Dichtungen aus, die sich zugleich durch schöne Form empfehlen. Sein Talent neigt vorzugsweise zum Epischen. Die Sammlung seiner Gedichte enthält viele vortreffliche Balladen und Romanzen. Größere epische Dichtungen sind die idyllische Erzählung das Kloster und der Schild, eine poetische Erzählung in zwei Gesängen, deren schöne Stanzen mit Schulze's bezauberter Rose wetteifern. Außer seiner Heimat hat Ebert nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die er verdient.

Anton Alexander Graf von Auersperg, als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün bekannt, wurde 1806 zu Laibach geboren. Er ist jetzt k. k. Kammerherr und Besitzer der Herrschaften Thurn-am-Hart und Gürkfeld in Krain und lebt theils in Wien, theils auf seinen Gütern. Ungeachtet seiner aristokratischen Geburt und hohen Stellung hat sich Auersperg stets eine treue Liebe für Völkerfreiheit und geistigen Fortschritt bewahrt, ein beredter Mahner an die Staatsmänner seines warmverehrten östreichischen Vaterlandes in den Spaziergängen eines Wiener Poeten und anderen Zeitgedichten.

Freiheit prangt als heil'ge Losung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln taugen dir die fessellosen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu schwingen, sei's zu pflücken Friedensrosen.
Doch: Vertrauen heißt die Fessel, die dir gilt, dein Volk zu binden,
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;

Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne, ew'ge Wort: Vertrauen!
Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,
Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! — —

Die Vergangenheit des Hauses Habsburg feierte er in dem Romanzenkranze der letzte Ritter (1830), Erzählungen aus dem Leben Kaiser Maximilians I. Einfache Erzählung ist jedoch nicht sein eigentliches Gebiet, sondern die Reflexion waltet im Lyrischen wie im Epischen bei ihm vor. Seine Gedichte aus Italien werden zu elegischen Betrachtungen über die traurigen Folgen politischer Verwahrlosung. Vornehmlich läßt er diesen Hang in den Dichtungen Schutt (1835) walten; er betrachtet das Elend des Menschenlebens, die zusammenstürzenden Trümmer, um uns zuletzt in den über den Trümmern emporgrünenden sonnigen Garten zu führen, in welchem Menschenliebe und ewiger Friede wohnen. In dieser Reflexionsdichtung hat die Fülle der Bilderpracht, welche Grün's Poesie eigenthümlich ist, sich am üppigsten ausgebreitet, so daß sie oft durch Schwulst unerträglich wird. Seine Vergleichungen spielen nach allen Seiten, Bild wird auf Bild gehäuft, so daß der Grundgedanke mehr davon verhüllt, als beleuchtet wird. Von dieser Seite kann sein Einfluß auf die neueste Dichtung nicht wohlthätig genannt werden. Zwei seiner schönsten kleineren Gedichte mögen seine dichterische Wärme wie die Mängel seiner Form anschaulich machen.

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" —

So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet
Und Einen Müden kühlt;

So lang' noch Lenze grünen,
Und Rosenlauben blühn;
So lang' noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

So lang' noch Gräber trauern
Und die Cypressen dran,
So lang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle
Wie Blüthenstaub versprüht:

Erst dann fragt, wann zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied.

Goethe's Heimgang (1832).

Süß mag das Aug' des Sterbenden sich schließen,
Der Freundesthränen auf der Stirne fühlt,
Die drauf wie eine Todestaufe fließen,
Daß sich der bange Schweiß des Sterbens kühlt.

Doch Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden,
Wenn man der Thränen und der Trauer werth!
Warum soll eine Seele um sie leiden,
Wenn die Vollendung zu den Sternen fährt.

Ja, Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden,
Zu scheiden, wie der Tag im Abendroth!
Er gab uns Wärme, Licht genug und Freuden,
Und zieht dahin, weil seine Zeit gebot.

Zu fallen, wie ein Feld voll goldner Aehren,
Die schlank gewallt im grünen Jugendkleid,
Doch nun ihr lastend Haupt zur Erde kehren —
Wer weint darob, daß es nun Erntezeit?

In Nacht zu sinken, wie des Meeres Wogen,
Drauf Sonnenglanz, Goldwimpel, reiche Fracht,
Gesang und Schwäne tagesüber zogen —
Die Zeit ist um, ihr Recht will auch die Nacht.

Und zu zerstäuben, wie die flücht'ge Wolke!
Sie hat Gedeihn geregnet auf die Flur,
Den Friedensbogen hell gezeigt dem Volke
Und löst sich nun in leuchtenden Azur.

So schied auch Er, der nun dahingegangen,
Der hohe Mann, der kräft'ge Dichtergreis,
Auf dessen Lipp', auf dessen bleichen Wangen
Der Kuß des Glücks noch jetzt verglühet leis'. —

Ein kalter, starrer Arm, reglos gebeuget,
In dem die goldne Leier glanzvoll blitzt,
Ein greises Silberhaupt, im Tod geneiget,
Drauf immer grün der frische Lorbeer sitzt:

Sah dies mein Aug', wie konnt' es Thränen thauen!
Nein, leuchtend, ruhig, klar und glanzerhellt
Mußt' es drauf still und lange niederschauen, —
Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt!

Nicolaus Lenau (Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau mit seinem eigentlichen Namen) wurde **1802** zu Csatád, einem Dorfe im Banat, geboren. Seine wissenschaftlichen Studien begann er zu Wien mit dem philosophischen Cursus und widmete sich darauf der Rechtswissenschaft. Unbefriedigt jedoch, wandte er sich zur Arzneikunde, mit der er sich ebenfalls drei Jahre beschäftigte. Allein dem unruhigen Drange seines Innern konnte keines der wissenschaftlichen Fächer volle Befriedigung gewähren. Die Betrachtung von menschlichem Leben und Wissen, die Ansicht, die er sich über das Verhältniß beider zu seinen Idealen gebildet hatte, fanden eine Sprache in der Dichtung. Seine lyrischen Gesänge wurden Stimmen der an seinem Innern nagenden Sehnsucht nach Ruhe und Seelenfrieden, schmerzliche Reflexionen, welche die Bilder der Natur und die Vorfälle des Lebens in genialer Weise zu sich heranziehen und mit dem lockenden Dämmerlichte der Schwermuth bekleiden. Wir wählen mit Fleiß einige der kleineren Lieder, in denen das Wesen der Lenau'schen Lyrik scharf ausgeprägt ist.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde.

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle
Dort, an des Lenzes grünem Sterbepfühl,
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wieder gekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schöner denn alle
Blumen der Liebe
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödtend ins Herz dir.

Mag es verwelken,
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Der Polenkrieg 1831 erweckte in ihm eine lebhafte Theilnahme für das Streben der Völker nach Freiheit und Unabhängigkeit; Lenau's Polenlieder sind feurige politische Elegieen. Er verließ darauf das wieder beruhigte Europa, um das freie Völkerleben, das er hier wieder untergehen sah, auf Amerika's Boden zu finden. 1832 segelte er über den Ocean, durchstreifte die Landschaften der neuen Welt und entzückte sich an Urwäldern und Seebildern mehr, als an dem Treiben der Menschen, auch hier unbefriedigt und von Sehnsucht nach der europäischen Heimat bald wieder zurückgetrieben. Sein Gefühl an fremder Küste spricht folgendes Gedicht aus:

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir wie mein Jugendglück.

Ich steh' allein und denk' an dich,
Ich schau' ins Meer hinaus.
Und meine Träume mengen sich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimlich mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem vorwurfsvollen Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: Gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief,
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränensold.

Als Lenau nach kurzem Aufenthalt in Amerika wieder heimgekehrt war, fand er, da Schwab inzwischen die erste Ausgabe der „Gedichte“ (1832) besorgt hatte, seinen Dichterruhm allgemein anerkannt und verbreitet; besonders kam ihm in dem Kreise der schwäbischen Dichter, mit denen er sich aufs innigste befreundet hatte, die wärmste, ja nicht selten eine schwärmerische Verehrung entgegen. Er versuchte jetzt vom Lyrischen zu größeren Dichtungen überzugehen und die Tiefen der Gedankenwelt in epischen Gemälden darzustellen. Gedrückt von dem Zwiespalt zwischen den Forderungen einer überspannten Subjectivität und den Schranken des eigenen Vermögens und der äußern Verhältnisse, hin und her geworfen zwischen mystischen Religionsphantasieen und religiösen Zweifeln, ergriff er die Faustsage als ein Gefäß für das, was sein Inneres bewegte. Sein Faust (1835) ist aus epischen, dramatischen und lyrischen Fragmenten zusammengesetzt, vortrefflich in einzelnen lyrischen Partieen, allein schwach, wo episch-dramatische Anschaulichkeit erfordert wird. Das epische Gedicht Savanarola, das den Kampf des Geistes gegen den Druck der herrschenden Kirchenmacht darstellt, ist mehr zu einem Ganzen verarbeitet, aber auch hier übertreffen die lyrischen Partieen und einzelne Schilderungen die epische Erzählung. Eine ähnliche Tendenz haben die Albigenser, „freie Dichtungen“, welche nur lose zu einem Ganzen an einander gereiht sind. Der furchtbare Kreuzzug, welchen Innocenz III. gegen die verketzerten Albigenser in Südfrankreich predigte, ist der Gegenstand dieser Dichtung. Was sie über „Savanarola“ stellt, wo die wilde Kraft der Empfindung oft das Maß der Schönheit überschreitet und die Phantasie durch die Schilderung der gehäuften Gräuel ermüdet wird, ist die Schönheit und Anmuth. Der Dichter hat überall das Gräßliche gemildert, das Aeußerste vermieden und so z. B. selbst die feindlichen Gestalten, den Wütherich Fulco, Simon von Montfort und Innocenz, zur idealen Schönheit erhoben. Weil nicht Raum ist, das ganze Gedicht durchzugehen, führen wir nur eine Romanze hier an: die zwei Troubadours, deren Einer in diesem „Krieg um Himmel und Hölle“ seinem Harfenspiel entsagt, der Andre hingegen die Muse in ihrem Mißgeschicke nicht verlassen will, bis beide gereizt die Schwerter ziehen und im wilden Streite fallen.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang,
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang!
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude stets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenossen quälte,
Der Troubadour von seiner Dame singen;
Vergessen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize seiner Dame klingen,
Daß Sehnsucht süß in aller Brust erwachte,
Und jeder träumerisch der Fernen dachte.
Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ew'gen Mächten ist sein Dienst geweiht,
Und fühllos tritt er wie die Ewigkeit
Der Leichen starres blutiges Gerölle!

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
Wenn er das Land ersiegt, die Burgen bricht;

Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
Und stille senkt das bleiche Angesicht,
So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer ist es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen von Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse;
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sei mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
Eindringlich ins Gesicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genosse:
„Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf, ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen;
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich seine Todten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb' erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reich versorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling künft'gen Waldgesang ins Eingeweide!
Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?
Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen;
Für jede Wunde, die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern springen,
Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
Beim sanften Rieseln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekissen schwellen.

Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verkläng' an sturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.
Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis sie vermorschen einsam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Durch das Ganze hindurch aber schreitet wie ein Riese der kräftige Gedanke: daß die Kämpfe nicht umsonst gewesen, daß die Wahrheit endlich siegen und zur Freiheit führen werde:

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Streben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die frische Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Nach den „Albigensern" begann er noch, zum Thema des Faust sich zurückwendend, die Bearbeitung des Don Juan, die er nicht mehr vollendete. Wie seine Körperkraft ermattete, war auch sein geistiges Productionsvermögen schon im Sinken. 1844 zeigten sich bei einem Aufenthalt in Stuttgart, gerade in dem Zeitpuncte, wo eine eheliche Verbindung bevorstand, die für ihn friedlichere Zeiten hoffen ließ, die ersten Anfälle des Wahnsinns; mit dem Ausruf: „in die

Freiheit!" stürzte er aus dem Hause. Man übergab ihn einer Privatanstalt für Gemüthskranke zu Oberdöbling bei Wien, wo er körperlich gedieh, jedoch in wüstem Wahnsinn, der sich bald als unheilbar zeigte, bis an seinen 1850 erfolgten Tod nur eine fast thierische Existenz fortsetzte. Anastasius Grün besorgte die Herausgabe seines dichterischen Nachlasses.

Lenau's Einfluß auf seine dichtenden Zeitgenossen war groß, besonders in Schwaben und Oestreich. Am nächsten stehen ihm die beiden jüngsten böhmischen Sänger Hartmann und Meißner.

Moritz Hartmann, 1821 in Duschnik in Böhmen geboren, erhielt in Prag seine wissenschaftliche Ausbildung, lebte dann in Wien und machte mehrere Reisen. Seit dem Erscheinen seiner Gedichte 1844 aus der Heimat ausgewiesen, hat er das unstäte Wanderleben fortsetzen müssen. In ihm ist eine frische, kräftige Dichternatur, voll Wärme für sein böhmisches Vaterland wie für Völkerwohl überhaupt in den elegischen Molltönen seines Volkes, welche mit Lenau's Schwermuthsgesängen verwandt sind. Doch hat er in dem kleinen idyllischen Epos Adam und Eva auch die glückliche Befriedigung zu schildern vermocht und sich den antiken epischen Formen anbequemt. Von den unter der Aufschrift Kelch und Schwert gesammelten Gedichten (1845), die ihm zuerst einen Namen als Dichter erwarben, theilen wir einen der innigen Klagelaute über Böhmens Geschicke mit.

Dreimal unselig Volk, dein Leid
Bewegt kein Volk mehr, daß es weine;
Es ist ein Leid aus alter Zeit
Und gleicht bemoostem Leichensteine.

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warschaus Schutt noch gluthet;
Du bist im Wald ein todtes Reh,
Das längst und langsam sich verblutet.

O Gott, die Weißenbergerschlacht
Erreicht wohl Ostrolenka's Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trübre als Sibiriens Schauer.

Ruhmlos zieht durch die Welt dein Gram —
Kein Dichter wagt es laut zu trauern,
Er fühlet seiner Knechtschaft Scham —
Die Harfe hängt an öden Mauern.

Musik, Musik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch Deinen Söhnen,
Sie zieht ins weiteste Gefild
Und bettelt um des Mitleids Thränen.

Sie machet über Belt und Sund
Und zum Ohio Bettelreisen,
Und singt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weisen.

Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden sich der Thränen schämen,
Sie wissen nicht, daß sie, vereint,
Nur dich beklagen, armes Böhmen! —

Dieselbe Klage wiederholt sich in den Gedichten Alfred Meißner's (1822 geboren), der den Freiheitskampf seines Volkes im Hussitenkriege in dem epischen Romanzenkranz Ziska besang. Mehr stürmische Rhetorik als wahre Poesie geben die Gedichte des Ungarn Karl Beck, welche als Gepanzerte Lieder, Nächte, Stille Lieder und Der fahrende Poet eine kurze Zeit Aufsehen machten, aber bereits verklungen sind. Andere, wie Johann Nicolaus Vogl, Johann Gabriel Seidl haben hauptsächlich durch ihre ungemeine Fruchtbarkeit und Betriebsamkeit immer aufs neue ihr Andenken aufgefrischt.

VII. Rückert. Platen.

Wir stellen diese beiden Dichter, welche neben Uhland unstreitig die bedeutendsten der neuesten Zeit sind, zusammen, nicht sowohl, weil sie dieselbe Heimat Franken haben, sondern weil ihre Dichtungen, so verschiedenartig sie auf den ersten Blick erscheinen, doch darin zusammenstimmen, daß sie von der Zeitrichtung sich losmachen und nur die eine Tendenz festhalten, die innere poetische Welt in reiner Kunstform zur Darstellung zu bringen. Daß eben diese Form bei beiden so ganz verschieden ausgebildet ward, ist nur eine Folge ihrer künstlerischen Selbstständigkeit, die einem jeden ein individuelles Gepräge giebt.

Schon oben ward des ersten Auftretens der Rückertschen Poesie bei den vaterländischen Dichtern gedacht, in deren Kreis „Freimund Raimar" als einer der würdigsten und feurigsten stand. Als der Hoffnungszauber jener hocherregten Zeit verschwunden war, entsagte Rückert für immer der politischen Poesie. Er vertiefte sich in das wissenschaftliche Studium der morgenländischen Dichtung, er nahm ihren Geist in sich auf, mit dem die sinnige Naturromantik seines eigenen Gemüths in engster Wahlverwandtschaft stand, und seine Poesie sang den Reiz des Naturlebens und das stille Glück, das aus der Tiefe der

Empfindung quillt. Mit diesem für alles Schöne offenen Auge sah er 1817 die schönen Fluren Italiens. Die dort entstandenen Gedichte sind schon ein Beweis, daß seine Poesie nicht bei dem Völkerleben und den Trümmern der Vergangenheit ihre Heimat findet, sondern vorzugsweise der Ausdruck des innersten Gemüthslebens im Genusse der reichen Natur wird. Nach seiner Rückkehr in die Heimat führte er ein ruhiges Leben, getheilt zwischen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, in Coburg und andern Orten des Frankenlandes, bis er 1826 als Lehrer der orientalischen Sprachen an die Universität zu Erlangen berufen wurde. Von dort berief ihn Friedrich Wilhelm IV. 1840 nach Berlin und gestattete ihm eine so freie Muße, daß er in der schönen Jahreszeit auf seinen idyllischen Landsitz in Neuseß bei Coburg sich zurückziehen konnte. Nach manchen Entbehrungen früherer Jahre ist dem Dichter ein glückliches Alter beschieden worden.

Am Eingange seiner zweiten Dichterperiode steht Edelstein und Perle (1817), ein sauber ausgeführtes allegorisches Gedicht in meisterhaften Terzinen, worin sich schon jener freigebig spendende Reichthum seiner Dichterphantasie kundgiebt, der, nie erschöpft, das Naturleben in immer neue Bilder einzukleiden weiß, wobei er manchmal der Versuchung nicht entgeht, im gefälligen Spiel der Phantasie zu weit zu gehen. Die Anlage des Gedichts ist folgende. Der Dichter findet die Geliebte schlafend, die Perle im Ohre, den Edelstein an der Brust. Letzterer erzählt, seiner Stelle froh, wo ihm zu ruhen vergönnt ist, wie er die schweigenden Gedanken der Liebsten höre und die stillverborgenen Triebe des Herzens, die alle in Liebe sich vereinen. Zuerst fordert der Edelstein die Perle auf, ihm ihren Ursprung und Lebenslauf zu erzählen. Sie ist himmlischer Abkunft.

Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.
Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Nachdem die Perle ihr Muscheldasein sowie die Umgarnungen und Schicksale unter den Menschen geschildert hat, erzählt auch der Edelstein seinen Ursprung:

Die Engel haben der Geschäfte viele;
Worauf sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn sie auch wohl aus zum Spiele.
Der aber mochte eine Botschaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.
Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen und gewoben;
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.
Das Beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt, als Mond und Sonne; oben
Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle.
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh' er's gewahr ward an der eignen Helle.
Wo nie hinunter Sonn' und Mondgefunkel
Gedrungen war in eines Erdspalts Ritze,
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.
Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
Und vor sich schoß er seines Auges Blitze.
Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
Von Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten sich rings die Gegenstände.
Der Engel schwebend, fuhr hindurch, dem schroffen
Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.
Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
Von Golde träufte das Gestein, vom puren.
Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne,
Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.
Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken, blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blitzes Funken bin ich einer.

Gemeinsam bringen dann Edelstein und Perle der Liebe ihre Huldigung dar, der sie ihren Ursprung verdanken. Endlich erwacht die Geliebte und schließt beide ins Kästchen ein.

Der Liebsten Augen macht' ich mir zu Kerzen,
Den Stoff des Lieds als Biene d'raus zu saugen.
Was euch das Lied hier dargebracht mit Scherzen,
Das ist gesogen aus der Liebsten Augen.

Von dieser Naturromantik war der Schritt zu den morgenländischen Formen der Poesie nicht weit. Fast gleichzeitig mit Goethe's westöstlichem Divan, allein durch dieses Vorbild noch mehr für die neuen Formen begeistert, die er sorgfältiger, als sein Vorgänger, unmittelbar den Orientalen nachbildete, dichtete er vornehmlich in den Jahren 1819 und 1820 die Oestlichen Rosen, welche seine Lyrik im glänzendsten Schmuck orientalischer Farbenpracht erscheinen lassen. Von seinen Ghaselen durfte er sagen:

Die neue Form, die ich zuerst in deinem Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel stehn in deinem reichen Kranze;
Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen Mancher
So gut im persischen Ghasel, wie sonst in welscher Stanze.

Um von dem Farbenreichthum, den Rückert diesen Blumen des Ostens leiht, einen Begriff zu geben, diene folgendes Gedicht als Beispiel.

Flammt empor in euren Höhn, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglühn, lang' geflammt vor seinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang' hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein mannigfaltiges Leben schaun will außer sich:
Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
So viel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
So viel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!
Ob vor seinem ew'gen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
Jetzt vollendet oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingesponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüthen nascht,
Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
Geister, eingeengt in Nacht oder aufgeflammt ins Licht,
Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeistrung strebt
Oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächs't,
Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Angesicht lächelnd in den Spiegel schaut

Auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!

Eine tiefere Empfindung, als das Prachtgewand dichterischer Kunst, schließen die einfachen, oft nachlässig hingeworfenen Gedichte des Liebesfrühlings in sich, das poetische Tagebuch des Liebeentzückens, welches im Jahr **1821** den Dichter beseligte und ihm nachmals ein häusliches Glück, ein inniges Familienleben bereitete, das eine unversiegliche Quelle der Poesie blieb. Gedanke und Empfindung, kleine, oft alltägliche Vorgänge und heitere Phantasiespiele, Alles rankt und blüht in Liedern, die sich zu einem Gesammtbilde des tiefempfundenen Liebelebens verschlingen. Einzelne Gedichte sind die reinsten Perlen seiner Lyrik; z. B.:

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüte!

Wer in der Liebsten Auge blickt,
Der hat die Welt vergessen;
Der kann nicht, wen ihr Arm umstrickt,
Was draußen liegt, ermessen.

Ich halt' in meinem Arm ein Glück;
Wer kann es mir entziehen?
Und nähm' es morgen Gott zurück,
War's heut' mir doch geliehen.

Verlangen kann ein Menschenherz
Nichts Besseres auf Erden,
Als fühlen Liebeslust und Schmerz,
Und dann begraben werden.

Durch diese Lieder ist zugleich der Typus, den Rückert's Lyrik seitdem bis zu den „Haus- und Jahresliedern" den poetischen Lebensannalen der spätern Jahre, festgehalten hat, bezeichnet. Das fried-

liche Glück des Hauses, das Hineinleben in den wundersamen Reichthum der Natur, die Hingebung an die ewige Liebe, welche das All der Schöpfung schmückt und lenkt, wie sie das Leben des Einzelnen weise leitet, das sind Grundzüge, welche in der Fülle lyrischer Blüthen, welche Rückert zu vielfachen Liederkränzen verwebt, überall wiederkehren. Die Form hat manchmal hohe Reinheit und Vollendung, und wer könnte freier mit der Sprache schalten, die sich bei ihm selbst den künstlichsten Reimspielereien fügsam zeigt? allein in dem poetischen Satzbau und der metrischen Versbildung legt er auf Correctheit der Form keinen Werth. Daher sagt er „den Gärtnern“:

Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umsonst mich mühte;
Nicht, was ich angebunden,
War, was am schönsten blühte,
Sondern, was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

Wer daher an den Blüthen seiner Poesie sich wahrhaft erquicken will, darf weniger die einzelne genau betrachten: er muß immer den ganzen Strauß zusammennehmen, er muß sich in des Dichters vollblühende Phantasie, in das ganze dichterisch durchglühte Gemüth versetzen, das mit vollem Rechte sagen konnte:

Dankbar bin ich meinem Auge,
Daß ihm keine Blum' im Thal
Blühet, ohne daß es sauge
Einen lichten Gottesstrahl.

Einige der kleineren Lieder, in denen zarte Naturanschauung mit dem Gefühl aufs innigste verbunden ist, lassen wir hier zu näherer Charakteristik der schönsten Seite seiner Lyrik folgen.

Wohnlichkeit.

Nicht am Meere will ich wohnen,
Wo ans Land die Woge schlägt,
Grüße bringt von fremden Zonen,
Wo mich hin kein Nachen trägt;

Wohnen will ich nicht in diesen
Alpenthälern, wo sie stehn,
Die gethürmten Schöpfungsriesen,
Und so stolz herniedersehn.

Wohnen nicht am großen Flusse,
Der in Ruhe nie verweilt,
Stets mit süßem Wassergusse
Bitterm Tod' entgegeneilt.

Als ein Wandrer will ich schauen
Alles dieses wohl einmal,
Aber dann mein Hüttchen bauen
Im bebüschten Heimatthal.

Wo der sanft gehobne Hügel
Sich nur kränzt mit Blüthenschnee,
Und dem raschen Bache Zügel
Anlegt der gehaltne See.

Wenn sein Grund den Himmel spiegelt,
Wipfel wurzeln in die Fluth,
Ist Geheimniß mir entsiegelt,
Wie die Höh' im Tiefen ruht.

Wolken kommen, Wolken fliehen,
Was ich lebte, was ich litt;
Und den Vögeln, welche ziehen,
Geb' ich Liebesgrüße mit.

Einen Gruß an jede Zone,
Wo es glüht, und wo es kühlt,
Daß in jeder glücklich wohne,
Wer in sich die Schöpfung fühlt.

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Beim Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh'.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat die müde Silphe
Sich unters Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert, thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee.
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Sonnenuntergang.

Fahr' wohl, o goldne Sonne,
Du gehst zu deiner Ruh,
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlieder;
Du nimmst das Lied mit fort.
Fahr' wohl! wir sehn uns wieder
Hierunten oder dort.

Hierunten, wann sich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob,
Dann blickest du hernieder
Und freuest dich darob.

Und trägt des Tods Gefieder
Mich statt des Traums empor,
So schau' ich selbst hernieder
Zu dir aus höherm Chor.

Und danke deinem Strahle,
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag.

Das Undenkbare.

Niemals denken kann ich's mir,
Daß ein Frühling wieder grüne,
Wann der Winter auf der Bühne
Steht in seiner starren Zier.

Und nicht denken kann ich's mir,
Daß ein Winter sich erkühne
Abzubrechen diese Grüne,
Die sich webt im Lenzrevier.

Also kann der Mensch nicht denken
Lebens Tod und Tods Belebung,
Doch darein den Geist versenken
Zur Erhebung und Ergebung.

Die Spätrose.

Ein Rosenstöckchen, früh erblüht,
Ist über Nacht erfroren,
Als wie ein hoffendes Gemüth
Die Hoffnung hat verloren.

Wenn nun die andern sommerlang
Sich mit den Kronen schmücken,
Muß es betrübt bei dem Gesang
Der Nachtigall sich bücken.

Doch einen spärlichen Ersatz
Hat ihm der Herbst bescheret;
Als rings die andern ihren Schatz
Der Lebenslust geleeret:

Da trieb's am letzten Sonnenstrahl
Aus innigen Gedanken
Ein Röslein noch, voll Lust und Qual
Im kalten Hauch zu schwanken.

O glücklich, die in lauer Luft
Der Frühling ließ verglühen!
So schaurig ist es, auf der Gruft
Der Liebe zu verblühen.

Herbsthauch.

Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
Hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbst dir noch tragen!

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu kosen.
Rosen entfaltet am Morgen sein Hauch,
Abends verstreut er die Rosen.

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, ist ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Die Ballade und Romanze, die Lieblingsform der neuesten erzählenden Dichtung, liegt Rückert fern. Wie meisterhaft ist jedoch die Erzählung des Mohrenkönigs Günstling! Am liebsten behandelt er das naive Märchen, die sinnvolle Parabel und die Sagen

des Orients. In das kindliche Phantasieleben führen uns aufs anmuthigste die „fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“: „vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“; „vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“; „vom Bäumlein, das spazieren ging“ u. s. w. Die folgende Erzählung enthält eine parabelartige orientalische Sage, die sich zugleich durch eine bei Rückert seltene Reinheit der Form auszeichnet:

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wächst, wenn das Andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang', als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?

Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei;
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Es ist daher nicht eine zufällige Wahl, sondern liegt in der Eigenthümlichkeit Rückert's tief begründet, daß zu seinen größeren Sagenbearbeitungen nicht die germanischen und romanischen Helden- und Rittersagen, sondern die märchenhaft-phantastischen Erzählungen des Orients den Stoff liefern. Er hat sich in die epische Weltanschauung des Ostens so hineingelebt, daß er das Fremdartige nicht bloß als Uebersetzer sprachgewandt überträgt, sondern es seiner Poesie assimilirt und dadurch unserer Auffassung so nahe bringt, als es bei der großen Verschiedenheit der Zeiten und Culturzustände irgend möglich ist. Er steht hier ganz und gar auf dem Standpuncte Herder's, wenn er den Grundgedanken, der sein Verfahren als Bearbeiter leitet, in der poetischen Einleitung zur Uebersetzung der Hamasa, einer Sammlung arabischer Volkslieder, mit folgenden Worten ausdrückt:

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh' sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstengluthwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

Die Beziehung zur Gegenwart, die er bei seinen Verdeutschungen im Auge behält, ist noch mehr hervorgehoben in dem folgenden Liede:

Was vor Jahrtausenden gerauscht
Im Wipfel ind'scher Palmen,
Wie wird es heut' von dir erlauscht
Im Strohdach nord'scher Halmen!

Ein Palmenblatt, vom Sturm verweht,
Ward hergeführt von Schiffern,
Und seinen heil'gen Schriftzug, seht!
Ihn lernt' ich zu entziffern.

Darein ist ganz mein Geist versenkt,
Der, ohne zu beachten,
Was hier die Menschen thun, nur denkt,
Was dort die Menschen dachten.

Und so, wiewohl das Alte stärkt,
Das Neue zu verstehen,
Wird doch viel Neues unbemerkt
An mir vorübergehen.

Bemerken werden die es schon,
Die laut am Markte walten,
Vom Volk beklatscht; ein stiller Lohn
Ist mir doch vorbehalten.

Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständ'ge,
Dazu wirkt jeder Urweltsklang,
Den ich verdeutschend bänd'ge.

Indem es unserm Zwecke nicht entsprechen kann, alle seine Uebersetzungen vollständig zu verzeichnen, heben wir von seinen epischen Dichtungen, die dem Orient entlehnt sind, nur die indische Liebesidylle Nal und Damajanti und die „Heldengeschichte" Rostem und Suhrab, die im Zarten wie im Heroischen gleich ausgezeichnete Bearbeitung einer persischen Sage, als seine trefflichsten Leistungen hervor. Ein Meisterstück seiner Sprachgewandtheit und Reimkünstelei ist die Uebertragung der Makamen des Hariri, eines Dichters aus Basra, der im elften Jahrhunderte lebte. Der Hauptheld dieser Makamen, d. h. Erzählungen, ist Abu Seid von Serug, ein Abenteurer, der in allen Lagen des Lebens sich durch Geist und Witz hindurchzuhelfen weiß und mit genialen Schwänken, wie es

kommt, betrügt oder unterhält. Eine der anziehendsten Erzählungen, welche „die Bittschrift" überschrieben ist, muß hier einen Platz finden, da Rückert's Dichtungen nicht so allgemein verbreitet sind, um die Bekanntschaft mit ihnen voraussetzen zu dürfen, geschweige mit seiner Bearbeitung des Hariri.

Hareth Ben Hemmam berichtet:

Ich besuchte in Meraghet die Staatskanzlei; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Lai; — doch fand sich dort immer eine Confession — von Leuten von allerlei Confession — und Profession, — die sich besprachen über allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmüthig, einmündig stammelten — alle die hier versammelten — Ritter des Schreibekieles — und Meister des Zungenspieles — zum Lobe der Zeit, der vergangenen, — und zur Schmach der neuangefangenen: — daß der alten Meister scharfem Witze — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jetzt im Ost und West — sei so zügel- und bügelfest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen — und steche nach neuen Fahnen? — Wer könne sich mit eignen Federn schmücken — und brauche nicht fremde auszupflücken? — Jeder, und ob er ein Goldkleid hab' an, — stelle sich nur wie ein Bettelknab' an — gegen den Redner Sahban, — der, mit der Wortkraft Rüstigkeit — einst scheidend zweier Stämme Zwistigkeit, — stand und sprach, seit der Morgen hauchte, — bis die Sonne gen Abend tauchte, — und dabei ein Wort nicht zweimal brauchte. — Es hatte sich aber unserm Kreis — angeschlossen ein Greis, — der an der Reihen äußerstem Anfang — da saß als wie ein Anhang; — und wie nun die Reden sprudelten, — die Kugeln trafen und pudelten, — wie jeder seine Münzen gelten machte, — und seine Waaren zu Markte brachte, — Trauben und Herlinge, — Tauben und Sperlinge, — zeigte jener mit einem Blinzen — oder einem Grinsen, — einem Nasenrümpfen — oder Lippenstümpfen, — daß er einer sei, der da hält hinterm Busch, — bis er versieht seinen Husch, — der den Bogen schnitzt — und Pfeile spitzt, — bis das Glück ihm zuruft: „Itzt!" — und als nun jene verschossen ihre Bolzen, — und ihr Vermögen eingeschmolzen, — als die Wogen sich geglättet, — und die Stürme sich gebettet, — wendete er mit Sammlung — sich zur Versammlung — und sprach: „Ihr spinnet wirren Faden — und rennet auf irren Pfaden, — die ihr Todtengebeine — stellet in Heiligenschreine — und sie umgebt mit Heiligenscheine, — verachtend eure Lebendigen, — näher euch zuständigen, — mit denen ihr doch allein euch könnt verständigen. — O ihr Präger und Wäger echter Gewichte! — o ihr Heger und Pfleger gerechter Gerichte! — vergesset ihr über das Hadern — um altvernutzte

Hadern — die frische Lebensfülle junger Adern? — daraus jetzt zu Tage wird gefördert, — was nie vor diesem ward erörtert: — Gedanken stark — und Worte voll Mark, — hochfarbige Schilderei, — tiefe Sinnbilderei, — Reime wie Blüthenkeime — und Prosa wie Honigseime. — Was findet ihr bei den Alten, — wenn ihr es ans Licht wollt halten, — als erloschene Farben — und ausgedroschene Garben? — Sie haben der Zeit nach den Vorgang, — nicht der Trefflichkeit nach den Vorrang. — Und ich weiß noch jetzt den Mann: was er macht, das lacht; — was er schmückt, das glückt; — was er beginnt, das gewinnt; — wo er haucht, das raucht; — wo er spricht, das bricht; — was er schafft, das rafft; — was er dichtet, das vernichtet; — der, wo er rühmet, blümet, — und, wo er tadelt, entadelt; — der, wo er lang ist, — wie eines Stromes Gang ist, — und, wo kurz, — wie ein Wassersturz." — Da sprach der Kanzleivorstand, — der als Wortführer im Chor stand: — „Und wer ist der so schwer gerüstete, — hehr gebrüstete?" — Jener sprach: „Hier dein Gespann, — dein Gegenmann. — Frag'! ich stehe zur Rede; — fordere nur! ich stehe zur Fehde." — Da sprach jener: „Höre du! bei uns zu Lande verkauft der Habicht sich nicht für einen Falken, — noch der Rohrstab für einen Balken; — wir unterscheiden Spelt von Spelzen, — hohe Beine von Stelzen. — Wer sich unnütz macht, macht sich Verdruß: — wer zur Scheibe sich aufstellt, den trifft der Schuß. — Rege den Staub nicht im Feld, — oder klage nicht, wenn er dir ins Auge fällt. — Wo man früh nicht nimmt Freundesrath an, — da kommt Feindesspott spat an." — Doch jener sprach: „Ein Mann kennt sein Hemde — besser als jeder Fremde." — Da berathschlagten sie sich unter einander, — in welches Feuer der Prüfung man solle bringen den Salamander. — Einer von ihnen sprach: „Gebt mir ihn her! — ich roll' einen Stein in den Weg ihm quer; — ich habe für seine Backen — eine derbe Nuß zu knacken." — Da übertrug die gesammte Mannschaft — für diesen Krieg ihm die Obercommandantschaft; — und sich wendend zum muntern Alten, — sprach er: „Laß meine Geschichte dir entfalten! — Ich lebte von hier in ferner Gegend, — frisch und wacker mich regend, — und fand, weil klein war meine Schaar, — daß groß genug mein Einkommen war. — Doch als sich mir mehrten die Zehrer, — und des Haushalts Bürde ward schwerer, — blieb ich kein träger Lastträger, — sondern wandte, als ein rascher Hoffnungsjäger, — meinen Blick hieher auf den Landpfleger; — und durch meiner Redegaben Nützung — fand ich bei ihm Beschützung — und Unterstützung. — Auch konnte meinen Muth nicht beugen — noch mir meines Gönners Ungunst erzeugen — ein Fehler in meinen Sprachwerkzeugen, — den mir deine Ohren bezeugen, — daß das R ist eine Klippe, — an der sich brechen die Ströme meiner Lippe. — Nun, satt getränkt von seinem Gnadenregen — und bekümmert der Meinigen wegen, — bin ich bittend ihm angelegen, — mich zu den heimatlichen Gehegen — zu entlassen mit seinem Segen. — Doch er sprach dagegen: — „Versagt ist

deine Bitte; — dir wird kein Roß zum Ritte, — zum Abschied keine Verehrung, — und zur Reise keine Zehrung, — bis du schriftlich mir vorlegst — und mündlich selbst mir vorträgst — ein Bittgesuch wohlgestellt, — das an Sinn und Spruch sich wohlverhält, — und an Wohlgeruch mir wohl gefällt, — und in welchem ganz der Buchstab ist vermieden, — den auszusprechen dir nicht ist beschieden." — Nun hab' ich mich gemüht ein Jahr lang, — und das Werk ist gerückt kein Haar lang; — ich rüttle meine Gedanken aus dem Schlummer, — und sie werden nur immer dummer. — Und auch die Gelehrten, — die hochverehrten, — die ich anruf' um Hülfe, ducken — sich alle mit Achselzucken. — Nun, wenn du der Mann bist, der du dich rühmest, — und dein Garten, wie du ihn blümest, — wenn dein Schimmer ist keine Blendung, — so bekräftige durch ein Zeichen deine Sendung!" — Jener sprach: „Zum Brunnen ist gekommen dein Schlauch, — und zur frischen Kohle dein Hauch; — dein Pferd zu seinem Beschläger, — und dein Schwert zu seinem Feger." — Drauf sann er ein Weilchen verschlossen, — bis die Wasser zusammengeflossen, — die Milch ins Euter eingeschlossen; — dann rief er: „Rüttle am Tintenfasse, — und die Feder fasse, — daß sie bringe das schwarze Nasse — auf das trockne Blasse!" — und schreib also:

„Milde ist eine Tugend; — ewig jung sei deine Jugend! — Geiz ist ein Schandflecken; — deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand giebt Spenden, — unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold, das Dank aufwägt, — ist wohl an= und ausgelegt. — Zufließt's von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — giebt uns, und benimmt dem Himmel nichts. — Wessen Gemüth ist aus edlen Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz dem Flehenden, — und seinen Schatz dem Gehenden. — So lange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen, — noch weilen, wenn du ihn siehest eilen; — und laß ihn ziehn mit Tasch' und Stabe — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. — So sei von Lust dein Palast bewohnt, — mit des Glückes Besuch belohnt, — von des Unglücks Fuß gemieden, — vom anklopfenden Leid geschieden! — Dein Dach sei luftig, — dein Gemach sei duftig, — deine Matten weich, — deine Schatten denen von Eden gleich! — Dein Wipfel sei vom entlaubenden Hauch geschont, — und ewig sei im Wachsen dein Mond! — dein Lampendocht sei gesättigt vom Oele, — und von Wunschfülle deine Augenhöhle! — Was du beschauest, das lenz' und maie; — was du bethauest, das glänz' und gedeihe! — Was du stützest, schwanke nie, — und wen du beschützest, wanke nie! — Sei geliebt von den Gemeinden — und gelobt von den Feinden; — schaltend mit Macht, — waltend mit Bedacht, — Unmilde zähmend, — Unbilde lähmend! — Dein Stab sei weidend, — deine Klinge schneidend, — und dein Wille entscheidend! — Dich flehet an dessen Mund, — dessen Odem schloß mit deinem Befehl einen Bund; — dessen Fuß steht, wo

du ihn stellest, — dessen Stolz fällt, wo du ihn fällest. — Deine Huld hat ihn satt gemacht, — deine Sonne hat bezwungen seine Nacht. — Du nahmest an seines Lobes Huldigung — mit seines Fehls Entschuldigung. — Deine Begleitung blieb sein Gnadenkleid, — und die Geschmeidigkeit sein Halsgeschmeid; — deine Befehle — seine Seele, — und dein Gebot — sein Leben und Tod. — In deinem Dienst ist beschneit sein Haupt, — seines Kinnes Wald ist dünn gelaubt, — und ihn ziehet ein Gelüste — aus deinem Lustgeheg in seine Wüste, — aus dem Gnadenlicht, das ihn umflammt — in das Dunkel, das ihm ist angestammt, — von wo eine Heimatluft ihn anweht, — von wo ein Sehnsuchtsduft ihn angeht, — wo jetzt sein Haus steht ungebaut, — und sein Feld liegt unbethaut, — wo sein Hauswesen öd' ist, — das Loos seines Häufleins schnöd' ist, — ohne Halt und Haupt sein Gesind', — und ohne Heil und Hülfe sein Weib und Kind. — So entlasse du den Dankenden, — seinem Glück Entwankenden! — Halte die fliehende Seele nicht, — und mit Wohlthaten quäle nicht! — Laß mich auf meines Stammes Hütten — den Abglanz deines Palastes schütten, — daß dein Lob, wie in diesen Hallen, — mög' in den einsamen Wüsten schallen. — Dein eigen sei Gottes Wohlgefallen, — und sein Segen gemeinsam uns allen!"

So schloß er den Brief, — und das Wort im Munde seiner Tadler schlief; — seines Beifalls Gemurmel lief — durch die Versammlung, und sie rief: — „Auf welchen Bergen ist dein Stamm entsprossen? — Aus welchem Thal kommt dein Strom geflossen? — Aus welchem Köcher ist dein Pfeil geschossen?" — Da hub er an:

„Von Ghassans Wurzeln bin ich geboren;
Mir war zur Wohnung Serug erkoren,
Ein Haus, an Schimmer der Sonne gleich,
Ein Erdenhimmel mit goldnen Thoren.
O welches Leben, das ich gelebt!
O welches Eden, das ich verloren!
Wo ich gewandelt in Füll' und Lust,
Vom Most der Jugend und Rausch durchgohren,
Des Wohlbehagens Gewand geschleift
Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
Bereit, zu duften auf meinen Wink
Und auf mein Lächeln sich zu befloren.
Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
Er müßte tödtlich dies Herz durchbohren;
Und ließ' ein Glück sich zurückbeschwören,
Mein Seufzen hätt' es zurückbeschworen.
Der Tod ist besser für einen Mann,
Als so zu leben, wie Vieh geschoren,
Vom Nasenringe der Schmach geführt,

In wunder Seite des Schicksals Sporen.
Den edlen Löwen (verkehrte Welt!)
Zaus't die Hyäne bei Mähn' und Ohren.
Wenn eine Thörin das Glück nicht wäre,
Würd' es mit Huld nicht beglücken Thoren;
Und wenn's die Kleider nach Manneswerth
Vertheilte, hätt' ich nie nackt gefroren.

Nun ward der Ruhm von seinen Proben — vor des Landpflegers Ohren erhoben: — der gebot, ihm den Mund zu füllen mit Gold, — und bot ihm an, zu treten in seinen Sold. — Doch er ließ sich am Geschenke genügen — und wollte sich nicht zu dem Amte fügen.

Der Erzähler spricht: — Ich aus alter Freundespflicht, — da ich also sah leuchten seines Glückes Licht — und ihn stehn vor der hehren Stufe, — wollt' ihm rathen zu folgen dem Ehrenrufe; — laut wollt' ich verkünden seine Würdigkeit, — seines Geistes Ebenbürtigkeit. — Doch er gab mir einen Wink, mich zu bescheiden — und das Schwert zu lassen in der Scheiden. — Und als er mit der Beute nun abgezogen, — mit dem Fang zufrieden abgeflogen, — folgt' ich ihm nach, um ihn zu verklagen — daß er die Bestallung ausgeschlagen. — Doch er lächelte stiller; — dann stimmte er an mit Getriller:

Eine Stell' in dem Stall ist besser
Als Bestallung zur Ehrenstelle.
So unsicher ist dieser Boden
Als beweglichen Sandes Welle.
Knecht zu sein beim Herrn ist beschwerlich,
Und gefährlicher, sein Geselle.
Wankelmüthig ist stets ein Herr,
Schnell Ergriffenes läßt er schnelle;
Bäume pflanzt er und schält den Stamm;
Baut ein Haus und zerbricht die Schwelle.
Besser, daß du durch Wüsten fahrest
Oder flüchtest in eine Zelle,
Als zu träumen von Hoheit, daß
Nackt dich wecke des Morgens Helle.

In der letzten Periode neigt Rückert's Poesie vorzugsweise zur didaktischen Betrachtung, welche aber stets mehr die des Lyrikers als die des philosophischen Denkers ist. Natur und Welt spiegeln sich tausendfarbig in immer neuen Bildern in seinem Gemüth, und alles Leben ist nur wieder ein Abglanz der in jedem Einzelwesen der Schöpfung sich offenbarenden göttlichen Allmacht und ewigen Liebe. Das ist das geistige Centrum in dem, freilich allzuweit ausgesponnenen,

Lehrgedichte die Weisheit des Brahmanen (1836—1839). Die Form ist oft hart und klappernd. Der Alexandriner, wenn auch in dieser Gattung von Lehrdichtung noch am ersten zu ertragen, ist auf die Dauer ermüdend und führt von selbst zu einer Breite, die uns selbst in Rückert's Reflexionen oft lästig wird. Wir begnügen uns einige der trefflichsten kürzeren Betrachtungen als Beispiele hervorzuheben.

Als wie ein Kind im Schlaf empor sein Auge schlägt
Und alsobald sein Haupt befriedigt wieder legt,
Weil nah das Angesicht sich ihm der Mutter zeigt,
Die wachend über ihr geliebtes Kind sich neigt:
Beglückt, wer so den Traum des Erdenlebens lebt,
Und wenn dazwischen er den Blick zum Himmel hebt,
Die Mutter Liebe sieht herniederschauen heiter
Und lächelnd winken ihm: „Ich wache, schlaf nur weiter!"

Zum Himmel blick' empor, er ist voll heller Kerzen;
Kind! freudig habe Gott vor Augen und im Herzen.
In jedem Augenblick sollst du ihm angehören,
Das will er, doch nicht dich in deiner Freude stören.
Er will nicht, daß du sollst in stetem Bangen schweben,
Denn er ist nicht der Tod, er ist das ew'ge Leben.
Verschließest du dich ihm, so dringt er doch herein
Und macht mit seinem Blitz zunicht den falschen Schein.
Doch nimmst du selbst ihn ein, wird er mit Lust dich nähren,
Und nicht dein Irdisches vernichten, nur verklären.
Entweichen kannst du nicht, er wird dich überschleichen;
Vergleichen mußt du dich, die Hand zum Bund ihm reichen.
Mit ihm im Kampfe bist du nie mit dir im Frieden;
Im Frieden sei mit ihm, so ist der Kampf geschieden.

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach erbleichen.
Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.
Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunkeln Schnitter.
Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest von Leben.
Wer nach mir übrig bleibt, wann ich geschieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunklen Blumen hin.

Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze sagt: So geht die Welt vorbei!

Ein ganzer Frühling wächs't mit einmal aus der Erden;
Was Menschen wirken, kann nur eins ums andre werden.
Doch wer beim Wirken fest hält einen Gotteshauch,
Deß Einzles wird zuletzt ein ganzer Frühling auch.

Wer einmal hier hat in geliebtem Angesicht
Des Todes Bild gesehn, vergißt es ewig nicht.
Der Schatten legt, wohin fortan dein Auge schaut,
Sich über alles, was dir lieb ist oder traut.

Weil' an den Gräbern nur und pflanze Rosenhecken,
So denkst du an den Tod, und er wird dich nicht schrecken.
Wenn dir ein lieber Freund hinweg gestorben ist,
Denk, eine Tagereis' ist dieses Lebens Frist.
Nun, dein Gefährte ging ein Streckchen nur voraus,
Und um so früher ist er angelangt zu Haus.
Was klagest du, daß ihn die Herberg' aufgenommen?
Geh nur des Wegs getrost! Bald bist du nachgekommen.

Beklagen sollt' ich dich? ich kann dich nur beneiden;
Denn nicht jedwedem wird gegeben so zu scheiden,
Wie du geschieden bist, mit Gott und Welt in Frieden,
So ohne Schmerz und Weh von Weh und Schmerz geschieden.
Des Himmels Ruh' verklärt dein Todtenangesicht;
Und wäre sie gewährt dem sel'gen Geiste nicht?
Es wird mir still zu Muth, ins Antlitz dir zu sehen,
Und herzlich wünsch' ich, mög' auch mir einst so geschehen.

Gleich einer Herberg' ist die Welt, an der am Abend
Ein Reiter kehret ein, am Morgen weiter trabend.
Gleich einer Blume ist die Lust der Welt, die frühe
Erblühet und nicht ahnt, daß sie vor Nacht verblühe.

Es war eine Verkennung seiner dichterischen Individualität, daß Rückert spät noch weltgeschichtliche Stoffe in dramatischer Form zu behandeln unternahm. Wie Klopstock, ging er von biblischen Stoffen aus (Saul und David, 1843; Herodes der Große 1844) und wandte sich dann zur vaterländischen Geschichte, den Kampf zwi-

schen Kaiserthum und Papstthum darzustellen: Heinrich IV. Thl. 1.: des Kaisers Krönung; Thl. 2.: des Kaisers Begräbniß. 1844. Sein letztes, wenig beachtetes Drama ist Christoforo Colombo oder die Entdeckung der neuen Welt, in drei Theilen, 1845. In einzelnen Scenen tritt uns auch hier der reichbegabte Dichter in seiner vollen Kraft und Wärme entgegen; allein der rechte Sinn für die große Weltbühne historischer Ereignisse geht ihm ab, und das Meiste geht ohne Wirkung vorüber wie ein Spiel der Phantasie, in welchem der Reichthum des Lyrikers uns stellenweise zu fesseln vermag.

Rückert hat nicht so viele Nachahmer gefunden, wie Uhland; seine Poesie ist allzu individuell und in der Form zu manierirt, um geradezu Vorbild sein zu können. Dessenungeachtet kann sein Einfluß auf den Geist der modernen Lyrik noch immer höchst bedeutend genannt werden. Die Liebe zu orientalischen Dichtungsformen, welche durch ihn besonders lebendig erhalten wurde, ist noch jetzt nicht verschwunden. Besonders greift die Lyrik noch manchmal zu jenen bilderreichen Gedankenspielen, in denen sich besonnene Lebensweisheit mit frischem Lebensgenuß verschwistert, und stimmt die reizenden Töne des Hafis an, die schon Goethe bezauberten. Als ein Beispiel aus neuester Zeit verdienen vornehmlich die „Lieder des Mirza Schaffy" von Friedrich Bodenstedt genannt zu werden. Für die Bearbeitung des morgenländischen Epos ist Adolf Friedrich von Schack, der die epischen Dichtungen des Firdusi geschmackvoll übertragen hat, am thätigsten gewesen.

August Graf von Platen-Hallermünde, am 24. October 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater als preußischer Oberforstmeister lebte, ward anfangs von den Eltern zum Soldatenstande bestimmt. Nachdem er in der Cadettenschule zu München vorgebildet war, trat er 1810 in den Militärdienst und nahm als Lieutenant im Leibregiment des Königs von Bayern an dem Feldzuge des Jahres 1814 Theil. Der Trieb zu höherer geistiger Bildung war in ihm so mächtig, daß er sowohl im einförmigen militärischen Dienst, wie unter dem Waffenlärm auf feindlichem Boden seine Mußezeit zu den Stu-

dien verwandte. Das poetische Talent war erwacht und schon manches lyrische Gedicht entstanden. Damit regte sich ein Verlangen nach edlerer Befriedigung des Geistes, so daß er bald nach seiner Rückkehr in die Heimat sich entschloß, sich 1818 auf die Universität Würzburg zu begeben, um sich dem Studium der Literatur und Philosophie zu widmen. Als er sie im folgenden Jahre mit Erlangen vertauscht hatte, wurde er ein eifriger Zuhörer des Philosophen Schelling, gegen den er stets die wärmste Verehrung gehegt hat. Sein Fleiß war so angestrengt, daß er mit zwölf Sprachen sich bekannt machte und die vorzüglichsten Dichter in den Ursprachen las. Auf seinen wiederholten kleinen Reisen suchte er vor Allem die Bekanntschaft mit deutschen Dichtern. Goethe und Knebel, Uhland und Schwab, Jean Paul und Rückert lernte er nach einander kennen und nahm von der Unterhaltung mit ihnen fruchtbare Eindrücke mit sich. Rückert, damals mit den „östlichen Rosen" beschäftigt, regte ihn an, die morgenländischen Formen gleichfalls der deutschen Poesie anzueignen. Platen trat zuerst vor das Publicum mit seinen Gaselen (1821), in denen er Bilder, Anschauungen und Ausdrucksweise des Orients so getreu wiedergab, daß sie, gleich wie der bald darauf folgende Spiegel des Hafis (1822), nur wenig Beachtung fanden. Mehr innern Gehalt hatten die Neuen Gaselen (1823), in denen der Reiz nicht bloß in der künstlichen Form, sondern vornehmlich in der Tiefe des Gemüths und der dichterischen Auffassung des Lebens besteht. Die folgende Gasele enthält die Grundzüge seiner Persönlichkeit als Dichter.

Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch;
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher,
Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch.
Verglommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft verzehrte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhabnes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde kein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

Inzwischen stellte Platen die Lieder und Romanzen seiner Jugendperiode in den lyrischen Blättern (1821) und den vermisch-

ten Schriften (1822) zusammen; bei der Strenge, die er gegen sich selbst übte, verwarf er sie später größtentheils oder nahm sie nur nach bedeutender Umgestaltung in die Sammlung seiner Gedichte auf. Jeder gebildete Deutsche kennt die meisterhaften Balladen, „der Pilgrim von St. Just“ und „das Grab im Busento“, in denen große geschichtliche Momente, dort die Abdankung Kaiser Karls V., hier der Tod und das Begräbniß des Gothenkönigs Alarich, mit wenigen Zügen als ein plastisches Bild vor uns hingestellt werden. Die lyrischen Gedichte beherrscht eine unmuthige Lebensansicht, eine trübe Resignation, welche die Jugendlichkeit und Fülle der Begeisterung nirgends durchdringen läßt. In der schönen Form erkennt man, was auch mehrere Gedichte aussprechen, wie sehr Goethe's Lyrik unserm Dichter als Vorbild erschien. Zwei der schönsten Gedichte setzen wir hierher.

Willst du lauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterpferde?
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurück zu sinken?

Daß sich nicht dein Herz verblute,
Wisse deinem Trieb zu steuern,
Sei wie Flaccus auf dem theuern,
Einzigen Sabinergute!

Bist du nicht gewohnt vor Allen,
Als der Einsamkeit Geweihter,
Ohne Fußpfad und Begleiter
Durch den stillen Forst zu wallen?

Dir genüge, wenn die Föhren,
Die den Schutz der Wolken suchen,
Wenn die dick belaubten Buchen
Deine sanften Lieder hören!

Wiesenblumen pflück' und schweige,
Pflück' und blicke nicht nach oben,
Denn für dich sind nicht gewoben
Jene dunkeln Lorbeerzweige!

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben unzählig entfacht
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht
Im Herzen die pochende Reue.

Die nächsten Jahre waren die bedeutendsten in Platen's dichterischer Entwickelung. Das Streben nach reiner künstlerischer Form, das schon in den bisherigen Dichtungen hervortrat, führte ihn mehr und mehr zur Meisterschaft; sie erschien in ihrer Vollendung in den Sonetten aus Venedig, welche 1825 durch einen Aufenthalt in der ewig einzigen Stadt, die durch ihre Kunstschätze und ihre historischen Denkmäler jedes empfängliche Gemüth bezaubert, hervorgerufen wurden. Schönere Sonette waren in deutscher Sprache noch nicht erklungen, und der Schönheit der Form entsprach der tiefe Ernst der Betrachtung wie die klare Plastik, welche mit wenig Zeilen ein anschauliches Bild hinstellt. Wir wählen einige Proben aus.

1.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?
Ersteigend erst des Marcusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.
Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.
Und sieh! da kam ein muth'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

2.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!
Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.
Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.
Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Marcusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

3.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.
Die ehrnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen
Des corsican'schen Ueberwinders Zäume.
Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Nur selten finden auf des Enkels Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

4.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen;
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.
Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
Oed' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.
Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

In eben jenen Jahren hatte sich Platen zum Drama gewandt. Er begann mit kleineren Arbeiten im Geschmack der dramatisirten Märchen Ludwig Tieck's; in der Form ließ sich das Studium spanischer Dichter nicht verkennen. In dem Stücke der gläserne Pantoffel sind die Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen anmuthig in eines verschlungen. Ein zweites Lustspiel der Schatz des Rhampsinit verbindet mit der Darstellung des von Herodot erzählten ägyptischen Märchens ironische Beziehungen auf die jetzige Zeit. In diesen wie in den kleinen Lustspielen Berengar und der Thurm mit sieben Pforten ist der Dialog von hoher Vortrefflichkeit. Dasselbe gilt von dem Schauspiel Treue um Treue, das jedoch ungeachtet der Glätte der Form und der im Ganzen treffend gehaltenen Charakteristik der Hauptpersonen doch zu sehr des dramatischen Lebens entbehrt, um recht wirksam sein zu können, zumal in einer Zeit, die an den derberen Reiz der Schicksalstragödien gewöhnt war. Platen ergriff daher die Form des Aristophanischen Lustspiels, um die Geschmacklosigkeit der herrschenden Tragödien und die Verkehrtheiten der Bühne überhaupt recht schlagend vor die Augen zu stellen. Die verhängnißvolle Gabel schlug bei ihrem Erscheinen 1826 in die deutsche Dichterrepublik mit der Gewalt der Xenien ein. Die Literaturzustände wurden in allen Ecken und Winkeln beleuchtet. Allein wie Aristophanes blieb der Dichter nicht bei der vernichtenden Kritik stehen, sondern sein Lustspiel ist von echter Poesie durchdrungen, und die Begeisterung für das hohe Ziel der Kunst erhebt wiederum den Geist über das Nichtige und Vergängliche der literarischen Debatten der Zeit, welche der Dichter geißelt. Diesen Kampf setzte er in dem zweiten Aristophanischen Lustspiel der romantische Oedipus (1828) fort, worin er Immermann (hier als „Nimmermann" vorgeführt) zum Repräsentanten der falschen Richtungen der deutschen Poesie sich ausersah. Wenn auch von persönlichen Beziehungen ausgehend, richtete er sein Augenmerk auf die literarischen Zustände im Allgemeinen und hob in begeisternder

Rede hervor, wohin sich das Streben des wahren Dichters zu richten habe. In Hinsicht auf Schönheit der Sprache und des rhythmischen Baus, auf Gedankengehalt und dichterische Anmuth übertrifft diese Dichtung alle früheren dramatischen Dichtungen Platen's. Vorzugsweise glänzt die hohe Vollendung der Form in den Parabasen, in denen der Dichter nach Aristophanes' Vorbilde aus der Handlung heraustritt und sich unmittelbar ans Publicum wendet. Wir wählen als Beispiel eine Parabase aus dem „romantischen Oedipus," in der Platen ein Bild von den Hauptepochen der deutschen Poesie entwirft.

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der, platt wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Saiten Apolls des Silens Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.
Da die Feinde zumal und die Hefe des Volks und die Stimmangeber in Deutschland
Ihn tief in den Staub ziehn möchten, damit er verliere sich unter der Mehrzahl,
So geziemt es gewiß der befreundeten Schaar, um so mehr ihn rettend zu flüchten,
Auf prangendem Schild ihn tragend empor, den Beherrscher des Worts in der Dichtkunst.
Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht;
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,

Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche
wallten.
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und
der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton. Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen
Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag Capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister
des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt aus Deutschlands Gaun der begeisterte sächsische
Mönch trug.
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich Jahrhunderte lang preisgab der unendlichen Rohheit,
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Me=
landthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas;
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der
Vollendung.
Lang' schlich sie dahin, lang' schleppte sie noch nachahmende Fessel und
seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung
Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der galli=
schen Knechtschaft;
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht jedwedem
genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethi=
scher Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor und entfaltete himmlischen
Reichthum;
Doch keiner erschien in der Kunst Fortschritt dem unsterblichen Paare
vergleichbar.
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab, und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz. Kühn wäre der Wunsch zu ersingen verwandte
Belohnung.
Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch; an die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der
Zukunft.
Er beneidete nie die gefeierte Schaar um ein rauschendes Zeichen des
Beifalls,
Wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der
Unkunst;

Denn er hörte sie wohl und erkannte sie wohl und verbiß die gerechte Verachtung.
Nie wird er sie nun mehr hören vielleicht, und er wandelt im Garten Europa's,
Der ihn schadlos für manchen Verlust, für manches verkannte Gedicht hält.

In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

In den letzten Versen ist es ausgesprochen, welche Veränderung indeß in dem Leben des Dichters vorgegangen war. Er lebte seit dem Herbst 1826 in Italien, wohin seine Sehnsucht schon seit langer Zeit gerichtet war. Der Unmuth, der auf ihm lastete, war durch die letzten literarischen Fehden, welche „die verhängnißvolle Gabel" hervorgerufen hatte, aufs höchste gesteigert. Ihm war nicht mehr wohl in der deutschen Heimat, daher sang er beim Abschiede:

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!

Auf Italiens classischem Boden, wo die Natur sein Gemüth erheiterte, die Denkmäler der Kunst seinen Geist mit großen Bildern und Gedanken erfüllten, vergaß er mehr und mehr die kleinlichen Verhältnisse, die ihn zu satirischen Angriffen auf die Gegenwart veranlaßt hatten. Er lebte meistens in Florenz, Rom und Neapel, durchreiste die Landschaften des mittleren Italiens und sah auch Venedig zum zweitenmal. In seinen Epigrammen und Idyllen sind die wechselvollen Eindrücke, welche sein Gemüth erhoben, niedergelegt. Sein Dichten wandte sich jetzt zu den Formen der antiken Poesie; Theokrit, Horaz und Pindar wurden seine Vorbilder. Das Vollendetste, was seine Dichtkunst zu schaffen im Stande war, waren

seine Oden und Festgesänge. Ueber die Meisterschaft in der Form, wodurch er in der Fortbildung unserer Dichtersprache Epoche macht, kann nur Eine Stimme sein; in den Festgesängen überschreitet die Künstlichkeit des metrischen Baus fast die unserer sonst so bildsamen Sprache gesteckten Grenzen. Der Gedanke ist stets auf das Große, Edle und Männliche gerichtet. Nur vermissen wir die frische Lebenswärme des Herzens, die Fülle einer poetischen Individualität, in welcher das Menschenleben sich allseitig verklärt; wir müssen den Ausspruch Goethe's unterschreiben, daß Platen, um ein großer Dichter zu sein, nichts mangele als — die Liebe. Wir fügen zwei seiner Oden hier ein, von denen die erste seine Gemüthsstimmung zeichnet, die zweite ein Beispiel giebt, wie kunstreich Platen ein erhabenes Naturbild poetisch darzustellen vermag.

An Marco Saracini.

Sympathie zwar einiget uns und läßt uns
Hand in Hand gehn; aber es zweit der Pfad sich;
Denn zu sehr durch eigene Loose schied uns
Beide das Schicksal.

Dir verlieh's jedweden Besitz des Reichthums:
Stets für dich streun Säer die Saat, den Wein dir
Keltern rings, auspressen die Frucht des Oelbaums
Sorgliche Pächter.

Manches Landhaus bietet im Lenz Genuß dir,
Dir im Herbst Jagdübungen manches Bergschloß,
Wo sich schroff absenken des Apennins Höhn
Gegen das Meer zu.

Stolz im Schmuck hochzinnigen Daches nimmt dich
Dein Palast auf während des heißen Sommers;
Alter Kunst Denkmale verschließen hundert
Luftige Säle.

Nichts besitzt dein Freund, o geliebter Jüngling!
Ja, er wünscht auch keinen Besitz, als den er
Leicht mit sich trägt. Irdische Habe wäre
Drückende Last mir!

Selten ruht mein pilgernder Stab, ich setz' ihn
Sanft nur auf, nicht Wurzel und Zweige schlägt er;
Auf das Grab einst lege mir ihn der Fremdling,
Freunden ein Erbtheil.

Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraus't;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt;

Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

Indessen hatte Platen über dem griechisch-römischen Alterthum nicht ganz den Orient vergessen, an dessen Bildern sich seine Jugend entzückte. Mit der epischen Dichtung die Abbassiden, worin er die Abenteuer von Harun al Raschid's Söhnen in neun Gesängen erzählt, begab er sich noch einmal in die heitere Märchenwelt von Tausend und einer Nacht. Hier gelingt es ihm, der einfachen Form die anmuthige Naivetät des Märchens einzuhauchen und, ohne durch üppigen Farbenglanz zu blenden, das Gemüth anzuziehen und in Spannung zu erhalten.

Von der Freiheitsbewegung des Jahres 1830 ward auch Platen ergriffen und mit Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart

erfüllt. Seine Gedichte sprachen aufs freimüthigste aus, wie sehr er mit dem Kampfe der Polen gegen Rußland sympathisirte und von Rußland her die größte Gefahr für eine gesunde Entwickelung des deutschen Staatslebens befürchtete; er wünschte die Einheit des deutschen Volks unter einem kaiserlichen Oberhaupt und erkannte Preußens Beruf, an der Spitze der Entwickelung deutscher Freiheit zu stehen. Allein er fürchtete, daß seine Worte, wie die Weissagungen der Kassandra, verhallen möchten. Mit dieser politischen Richtung hängt das Drama die Liga von Cambrai (1832) zusammen, indem er ein Gemälde der Rettung des Staats durch patriotische Begeisterung seiner Bürger zu geben beabsichtigte.

Nach einem kurzen Aufenthalte in München, wo er die letzte Ausgabe seiner Gedichte besorgte, begab sich Platen 1834 nach Italien, um in sein Vaterland nie wiederzukehren. Er hielt sich meistens in Neapel auf. Die Annäherung der Cholera bewog ihn seinen Aufenthalt in Sicilien zu wählen, wo er am 5. December zu Syrakus einen frühen Tod fand. Er ruht im Garten der Villa Landolina, deren Besitzer ihn freundlich aufgenommen hatte und seine Liebe zu dem Lebenden noch dadurch bezeigte, daß er ein Marmordenkmal auf seiner Gruft errichten ließ. Nicht lange vor seinem Ende hatte sich Platen eine poetische Grabschrift gesetzt, mit der wir unsere Schilderung des Dichters schließen:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen,
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen.

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Einsam, wie Platen durchs Leben ging, steht er auch in der Geschichte der neuesten deutschen Poesie. Seine kunstvollsten Dichtungen sind am wenigsten nachgeahmt worden. Gleichwohl ist die mittelbare, minder handgreifliche Einwirkung auf correcte Behandlung der Form im weitesten Sinne des Worts höchst bedeutend. Eine Mahnung, wie er durch Lehre und Beispiel gab, war um so nothwendiger, weil selbst von ausgezeichneten Lyrikern, wie Rückert, Lenau und Heine, eine Vernachlässigung der Form begünstigt wurde, deren nachtheilige Folgen noch nicht überwunden sind. Vornehmlich hat die Uebersetzungskunst von Platen's metrischen Musterarbeiten großen Gewinn gezogen; von ihm erst haben die Uebersetzer griechischer Dramen Schwierigkeiten überwinden gelernt, die sich bisher fast unüberwindlich gezeigt hatten. Platen wird kein Lieblingsdichter seines Volkes werden, allein seine Dichtungen werden für alle, die der Schönheit unserer Dichtersprache sich bemächtigen wollen, ein Studium sein, eben so unumgänglich, wie das unserer größten Nationaldichter.

VIII. Chamisso. Heine. Freiligrath.

Die genannten Dichter verdienen zusammengestellt zu werden, weil sie, wenn gleich jeder in verschiedener Weise, das ausgetretene Gleis der Poesie verließen und neue Töne anschlugen, welche eben dadurch so mächtig auf die Zeitgenossen wirkten, weil man, von der Almanachspoesie ermüdet, nach kräftigerer Erregung verlangte. Ein Theil ihres Ruhmes beruht auf dem Reiz der Neuheit, der den herben Beigeschmack, welchen man bei wiederholter Lectüre empfindet, weniger fühlbar machte. Beides steht bei ihnen nicht außer Zusammenhang mit der neufranzösischen Poesie, welche dem Effecte die reine Schönheit zum Opfer bringt. In Vergleich mit Platen findet daher ein umgekehrtes Verhältniß statt: die Mitwelt überhäufte sie mit Anerkennung, die Nachwelt wird strenger sein.

Adelbert von Chamisso (eigentlich Louis Charles Adelaide) stammte aus einem alten lothringischen Adelsgeschlecht, das bis auf die französische Revolution in hohen Ehren stand und reichbegütert war.

Auf dem Familienschlosse Boncourt in der Champagne wurde Adelbert 1781 geboren. Nur die ersten Kinderjahre verlebte er noch auf dem Stammsitze, der bald nach dem Beginn der Revolution dem Erdboden gleichgemacht wurde. In einem seiner schönsten Gedichte hat Chamisso den Kindheitserinnerungen Worte geliehen und uns zu dem Schloß seiner Ahnen hingeführt.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Im Jahre 1790 verließ er mit seinen all ihres Vermögens beraubten Eltern und Geschwistern sein Vaterland und gelangte nach mancherlei Wanderzügen 1796 nach Berlin, das ihm eine zweite Heimat werden sollte. Er wurde unter die Pagen der Königin aufgenommen, die für seine weitere Bildung Sorge trug und trat 1798 in preußischen Militärdienst. Die Liebe zur deutschen Sprache und Literatur war in ihm mächtig angeregt. Er bemächtigte sich ihrer so sehr, daß er sich nach wenig Jahren als deutscher Dichter ver-

suchte und einer der strebsamsten Mitglieder des Freundekreises ward, der sich im Geiste der neuaufblühenden Romantik damals in Berlin bildete und unter dem Namen des Nordsternbundes mehrere jugendliche Talente vereinigte. Mit Varnhagen von Ense, einem der geistvollsten in diesem Bunde, vereinigte er sich 1803 zur Herausgabe eines Musenalmanachs, wodurch er zum erstenmal als deutscher Dichter in die Oeffentlichkeit eingeführt ward und mit den angesehensten Romantikern in nähere Verbindung trat. So gedieh ihm die Poesie frisch und freudig mitten im militärischen Leben. Da kam das Unglück des Jahres 1806 auch über ihn; er war zugegen bei der feigen Uebergabe der Festung Hameln; die Schmach des 21. Novembers grub sich tief in seine Seele. Jahrelang führte er ein unschlüssiges Wanderleben, anfangs in Frankreich, dann ging er nach Berlin zurück. „Irr' an mir selber" — so schreibt er — „ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit." Eine Berufung an das Lyceum zu Napoleonville führte ihn wieder nach Frankreich, doch folgte er bald, weil es nicht zum Antritt der Professur kam, der Frau von Stael nach Coppet, wo er schönere Tage verlebte, als ihm seit lange zu Theil geworden waren. Die Stimmung jener trüben Jahre zeichnet ein kleines an Fouqué gerichtetes Gedicht.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Muth,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen,
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war!
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben,
Wie ein Nebelwind. —

In Coppet hatte Chamisso Liebe zur Botanik gewonnen. Er verließ es mit dem Entschluß, sich in Berlin dem Studium der Naturwissenschaft zu widmen. Da griff wieder die Zeit des Freiheitskrieges störend in seine Pläne ein. Er selbst schildert uns jene Lebensepoche mit wenigen bezeichnenden Worten: „Die Weltereignisse vom Jahre 13, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte, —

ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes (Hitzig) zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl". Er schrieb diese auch im Auslande sehr beliebt gewordene Dichtung zu seiner eigenen Zerstreuung in ländlicher Zurückgezogenheit. Eine schmerzliche Ironie geht durch das Märchen hindurch. Der Mann, der sich unglücklich fühlt, weil ihm sein Schatten abhanden gekommen ist, kann, so weit ein Märchen eine Deutung zuläßt, ein Bild des Menschen sein, dem die Freude am Leben fehlt, der sich daher mitten unter Menschen vereinsamt fühlt. Wenn am Schlusse des Märchens erzählt wird, daß Schlemihl erst durch weite Reisen Ruhe und Zufriedenheit wiedergewinnt, so sollte das auch in Chamisso's Leben eine Wahrheit werden.

Die Fortsetzung seiner Studien hatte ihn dem Trübsinn nicht zu entreißen vermocht. Seine Freunde wünschten, wenn irgend möglich, ihn durch eine weite Reise zu entfernen. Eine günstige Gelegenheit bot die damals von dem Grafen Romanzow beabsichtigte Entdeckungsexpedition; er erhielt den Antrag, sie als Naturkundiger zu begleiten, und schiffte sich auf der Brigg Rurik, welche von dem Capitän Otto von Kotzebue, einem Sohne des bekannten Dichters, commandirt wurde, am 24. Juli 1815 in Kiel ein.

Chamisso's Schilderungen der Reise haben uns erst vollständig belehrt, wie eifrig seine Wißbegierde bemüht war, die Natur der fremden Länder und Völker als Naturforscher, als Dichter, der an allem Menschlichen reges Interesse nimmt, kennen zu lernen, zugleich aber auch, welche Langmuth und Geduld dazu gehörte, den Mangel an aller Bequemlichkeit und die rohe Behandlung von Seiten der russischen Schiffsmannschaft zu ertragen. Geistig erfrischt und gestärkt, kehrte er im Herbst 1818 nach Berlin zurück, „das alte herzige Kind", wie Hitzig sagt, „wie vordem". Bald fand sich Gelegenheit, ihn an Berlin zu fesseln; er erhielt das Amt eines Custoden beim botanischen Garten, und ein glücklicher Ehebund vollendete das Glück eines stillen häuslichen Friedens, durch den auch sein Gemüth neues

Leben und seine Poesie neue Töne empfing, welche mit der Julirevolution ihren höchsten Aufschwung nahmen. Die reine Fülle seines tiefen Gemüths brach jetzt glänzend aus der lange verschlossenen Knospe hervor, die Bilder seines wechselvollen Lebens gestalteten sich zu ergreifenden epischen Darstellungen, über die der Ernst eines gereiften Charakters sich ausbreitete. Er ward zum zweitenmal Herausgeber eines Musenalmanachs, und die deutsche Nation gab ihm eine Stelle unter seinen Lieblingsdichtern. Diese glückliche Zeit war von kurzer Dauer. Körperliche Schwäche nöthigte ihn im Sommer 1838 um seine Versetzung in den Ruhestand anzuhalten, und kaum war diese gewährt, so rief ihn in der Frühe des 21. Augusts der Tod ab.

Der sittliche Ernst, der klare Blick in die Verhältnisse des Lebens und der Völker, das warme Mitgefühl für alles Menschliche sind höchst schätzenswerthe Eigenschaften von Chamisso's Dichtungen. Allein sie verrathen auch auf allen Blättern, daß das Leben ihn viel Herbes hatte ertragen lassen; die reine Freude am Dasein hatte er selten erfahren. Er hat sie auch besungen, und wohl am besten in dem Liederkranz „Frauenliebe und Leben", worin die schönsten Momente weiblichen Liebelebens lyrisch vergegenwärtigt werden; gleichwohl bleibt auch bei dem Anmuthigsten, das er dichtet, die herbe Beimischung nicht aus; neben den blühenden Liebesfrühling, den er aufs lieblichste besingt, stellt er das Verwelken des Schönen, den Tod neben das jauchzend aufquellende Leben. Seine erzählenden Dichtungen sind zum Theil großartig und erschütternd, allein sie nehmen ihre Farben vorzugsweise von der düstern Nachtseite des Menschenlebens, und es mochte nicht für seine Poesie ein Glück zu nennen sein, daß sein vertrautester Freund Hitzig Criminalist war. Eine der besten, freilich ebenfalls nach dieser Seite neigenden, Erzählungen ist die folgende.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich,
Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
Und er darauf: sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst ganz sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbos't. —
Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt. —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Noch lieber folgen wir dem Dichter in die unteren Kreise des Volks, um uns mit ihm an der in unscheinbaren Verhältnissen bewährten sittlichen Tüchtigkeit zu erfreuen. Die Erzählung von der alten Waschfrau dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth;
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Die ernste, nicht selten schauerliche Haltung seiner Erzählungen führte fast unwillkürlich zu der Anwendung der gewichtigen Terzinen, welche Dante's erhabenem Gedicht jene feierliche Würde verleihen, die uns wie die Stimme des Richters oder des Propheten mahnt. In Salas y Gomez klangen alle Saiten, die Chamisso's Poesie beherrschte, in eins zusammen, die Bilder seiner Wallfahrt, das bittere Gefühl der Heimatlosigkeit und des vereinsamten Lebens und der tiefe Ernst des im Unglück bewährten Charakters. Es war die glänzendste Schöpfung seines poetischen Talents und ragte, gleich dem einsamen Felsen im Weltmeer, stolz aus den Fluthen der poetischen Literatur jener Zeit empor. Gleichwohl wird man nicht einräumen können, daß sich das Gedicht innerhalb der Grenzen der Schönheit halte; der reine Genuß wird durch Zumischung gräßlicher Bilder gestört, und dem Ganzen fehlt die versöhnende Idee. Da wir die Bekanntschaft unserer Leser mit diesem größeren Gedicht voraussetzen dürfen, so möge als Probe der Chamisso'schen Terzinen ein kürzeres eine Stelle finden, in welchem sich die Manier des Dichters hinlänglich kennzeichnet.

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl,
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die müden Augenlieder,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn vor dir seine Schwächen er bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
Das Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen,
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen bleibt er endlich stehen —
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
Herr, rief er, so du willst, das Kreuz sei mein!
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Die Ironie, welche schon in Peter Schlemihl und mehr noch in seinen Briefen durchklingt, hatte ihn auch auf der letzten Stufe seiner Poesie nicht verlassen; sie erinnert manchmal an seinen Landsmann Beranger, dessen Lieder er im Verein mit dem Freiherrn Franz von Gaudy übersetzte. Die Gedichte „Schneidercourage", „Böser Markt", „der Zopf der hängt ihm hinten" gehören zu dem Besten, was die lyrische Komik in deutscher Sprache hervorgebracht hat. Gaudy hat in seinen Gedichten besonders diese Seite von Chamisso's Poesie mit Erfolg nachgeahmt.

Heinrich Heine war 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Er studirte in Bonn, Berlin und Göttingen, wo er sich die juristische Doctorwürde erwarb. 1825 trat er zum Christenthum über, mehr um äußerer Lebensverhältnisse willen, als aus innerm Drange, so daß eine besondere Entwickelungsepoche seines geistigen Lebens kaum damit bezeichnet ist. Er lebte abwechselnd in Hamburg, wo seine reichen Verwandten wohnten, deren Unterstützung er genoß, in Berlin und München, bis er nach der Julirevolution nach Paris übersiedelte, wo er als der Vorkämpfer französischer Revolutionsideen und Beglückungstheorieen sehr in Ehren gehalten ward und lange Zeit aus dem Ministerium des Auswärtigen ein Jahrgehalt bezog. Was Heine während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb und von sich schreiben ließ, hat die Tagesliteratur über Gebühr beschäftigt; denn er hat es verstanden, was er als der Bücher tiefsten Sinn bezeichnete, „die Leute aus dem Schlaf zu trommeln und als guter Tambour immer trommelnd voranzumarschiren.“ Als 1835 der Bundestag gegen das sogenannte junge Deutschland einschritt, als dessen Chorführer Heine betrachtet ward, verbot er die Verbreitung von dessen vorhandenen und künftig erscheinenden Schriften innerhalb der Bundesstaaten und gab ihm dadurch eine Bedeutung, die ihm nur schmeicheln konnte. Er hatte als Bürger Frankreichs den letzten Rest sittlicher Scheu abgelegt; allein es gab Zeiten, wo der wohlfeile Witz, mit dem er die deutschen Zustände streifte, auch wenn er gemein war, diesseits des Rheins mit einer gewissen Behaglichkeit vernommen wurde, und selbst der Schmutz seiner Polemik gegen verdiente Männer nicht die allgemeine Entrüstung erregte, welche ihr gebührte. Während seines langwierigen Körperleidens, das erst mit seinem Tode 1856 endete, lauschte man noch jeder Kunde von dem „leidenden Aristophanes,“ mit welchem ihn nur die ausbündigste Schmeichelei vergleichen konnte. Man wird indeß daraus ermessen können, wie tief der Einfluß gegriffen hat, den er auf die deutsche Schriftstellerwelt ausübte.

Als Dichter zeigt er ein doppeltes Gesicht, das eine mit zarten, wehmüthigen Zügen, mit freundlichen Kinderaugen und einem liederreichen Munde, dem die anmuthigsten Töne entquellen, das andere

das des lachenden Satyrs, der aller innigen Empfindung spottet, die Romantik, unter deren Macht er selbst gestanden, als eitle Träumerei verhöhnt und die Blüthen der eigenen Poesie, oft in ein und demselben Gedichte, wieder zerstört. Eben so ist die Form seiner Gedichte bald so zart und anmuthig, wie seit Goethe kaum ein deutscher Liederdichter gesungen, bald nachlässig und platt, so daß der Reim nur nothdürftig den formlosen Vers zusammenhält. Die Nachahmer hefteten sich indeß vornehmlich an seine schwachen Seiten und fanden es gar bequem zu heinisiren, eine Zeit, die bereits überwunden ist. Hier können nur einige seiner lieblichen Lieder eine Stelle finden, indem das Gemeine je eher je lieber der verdienten Vergessenheit übergeben bleiben möge.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne lauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein.
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen;
Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich lass' sie grüßen.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Ferdinand Freiligrath, 1810 zu Detmold geboren, ein Landsmann Grabbe's, wurde zum Kaufmannsstande bestimmt, womit der früh entwickelte Trieb in Verbindung stand, mit den Schilderungen ferner Länder, mit Reisebeschreibungen und Seefahrten seine jugendliche Phantasie zu erregen. Aufs lebhafteste beschäftigten ihn die Natur und das Völkerleben des Morgenlandes, nicht sowohl in seiner märchenhaften Romantik und Natursymbolik, als in seinen kräftigen, naturwüchsigen Gestalten. Von der verfeinerten Cultur unserer Sitten abgewendet, überdies mit der höheren geistigen Bildung unseres Zeitalters eben so wenig vertraut, als mit den Schöpfungen des griechisch-römischen Alterthums, ergreift er die Kraft, die Frische, wo sie mehr als ein Naturzustand, denn als Erzeugniß der Bildung und des Charakters erscheint.

Er arbeitete in einem Handlungshause zu Amsterdam und seit 1836 zu Barmen, als er zuerst durch einzelne Gedichte in Musenalmanachen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er folgte Chamisso auf der Bahn, durch erschütternde Stoffe, spannende Schilderungen und kraftvolle Sprache ein energischeres Leben in der Poesie zu erwecken. Die Einwirkung der neufranzösischen Poesie, namentlich Victor Hugo's, tritt bei ihm noch stärker, als bei jenem, hervor, und selbst dem Alexandriner suchte er leidenschaftliche Bewegung und lebendige Farben zu leihen. Die Kräftigung, die von ihm der Poesie zu Theil geworden, ist sein größtes Verdienst. Das Gebiet, das er beherrscht, ist klein; er schöpft nicht aus einem poesieerfüllten Innern, sondern erfaßt überall das Malerische, womit die Außenwelt sich seiner Phantasie einprägt. Manche Gedichte, z. B. das bekannte „Löwenritt", stehen daher außer aller Beziehung zur Menschenwelt und spannen das Interesse nur als Bilder einer rohen Naturkraft. Höher erhebt sich jedenfalls seine poetische Darstellungskunst, wenn sie uns den Mann des Morgenlandes mitten zwischen den gigantischen Naturerscheinungen der Tropenländer schildert. Das folgende Gedicht dürfte den Höhestand der Poesie Freiligrath's am umfassendsten charakterisiren.

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lang das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen,
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße,
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde, unser Führer greift zur Fahne,
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber:
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen;
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sauf'ten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern;
Mit dem Tage wieder Asche werden diese mächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Die lyrische Subjectivität kommt bei Freiligrath nur selten zum Ausdruck, und selbst da, wo das Gemüth stärker hervortritt, spielt die Betrachtung ins Beschreibende und Epische hinüber. Einem seiner wärmsten Gedichte geben wir hier eine Stelle.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Waldgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Am liebsten knüpft er auch in den subjectiv gehaltenen Gedichten seine Individualität an die Bilder des Orients und träumt sich hinein in ein Dichterleben unter den Beduinen der arabischen Wüste. Wie lebendig und farbenreich ist das folgende Gedicht, wenn auch im Grunde die Bilder nur ganz äußerlich an einander gereiht sind!

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren."

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glühndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht,
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn:
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's gluthgeborstnen Höhn:
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn:

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Kurz, Männer, denen glühnd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Land der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Indessen war Freiligrath damals noch eine harmlose, glückliche Natur; die dichterische Begeisterung schmückte ihm das einförmige Geschäftsleben, und der Beifall, der ihm überreichlich entgegenkam, hob sein Vertrauen und Selbstgefühl. Es war eben nur eine effectvolle Pointe, welche die dichtende Jugend, die von „Weltschmerz" zu träumen liebte, begierig aufgriff, als er in dem Gedichte bei Grabbe's Tode aussprach: das Mal der Dichtung sei ein Kainsstempel. Denselben Gedanken hat er in dem charakteristischen Gedicht, in welchem er den kühn ins Leben rennenden Dichter dem wilden Reiter vergleicht, in glänzende Bilder gekleidet.

Der Reiter.

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder!

Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht — ich habe nicht gewußt,

Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh,
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein kräft'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend er schon wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht, ich sage: Sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale;
O, könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gassen,
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn bei pochenden Schläfen rieseln lassen.

O, ließen gehn mich meine Wege sie
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug', ich ihnen sage:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Laub mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube:

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh da! die langgestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man nachts auf langen Brücken fährt
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,
Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuhn
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruhn,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm ins Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen

Und Poesie auch würd' es sein, wenn jetzt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht, entsetzt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh,
Gesenkten Halses auf mich niedersäh'
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe."

Im Jahre **1839** entsagte er dem Geschäftsleben und widmete sich während eines glücklichen Aufenthalts in den Rheinlanden ganz der Poesie. Der König von Preußen ertheilte ihm ein Jahrgehalt, und eine eheliche Verbindung **1841** schenkte ihm den Genuß eines gemüthlichen Familienlebens. So waren einige Jahre in stiller geistiger Beschäftigung verflossen, als ihm, seinem eigenen Geständniß zufolge, Hoffmann von Fallersleben in einer Sommernacht die Augen über die politischen Zustände Deutschlands öffnete. Freiligrath's Phantasie ergriff nunmehr die Bilder politischer Mißzustände und socialen Unglücks; er verzichtete auf das königliche Jahrgehalt und gab in dem Glaubensbekenntniß (**1844**) eine Sammlung politischer Gedichte heraus, welche, auch wenn man sie lediglich von ästhetischer Seite betrachtet, einen Rückschritt seiner Poesie bezeichnen. Er verließ aufs neue sein Vaterland, in das er erst wiederkehrte, als die Aufregung des Jahres **1848** seine Mitwirkung zu erfordern schien. Seine Lyrik stimmte jetzt in das wildeste Geschrei der Umsturzpartei ein, wo sie aufhörte Poesie zu sein. Mit dem Umschwung der Ereignisse mußte er aufs neue in die Ferne ziehen und zuletzt in Amerika ein Asyl suchen, so daß in seinen eigenen Schicksalen die Elegieen zur Wahrheit wurden, welche er einst, seine Zukunft noch nicht ahnend, „dem ausgewanderten Dichter" in den Mund legte. Und ob es ihn noch jetzt, wie jenen, gemahnt:

Denn nicht verrosten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß sie rüst'ger als vordem zu schwingen.
Noch einmal möcht' ich mich zusammenraffen
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Leider müssen wir sein Dichterleben mit dem „Glaubensbekenntniß" für geschlossen erachten.

IX. Drama. Roman.

Indem wir die Geschichte des Drama's so weit verfolgten, als es mit den Tendenzen der Romantik im Zusammenhange steht, wurden wir bis in die neueste Zeit geführt, ein Beweis, daß diese Richtung noch bis zur Gegenwart ihre Vertreter gefunden hat. Allein theils bestand schon neben dieser eine Reihe dramatischer Dichter, die man als die Anhänger der Schiller'schen Dramatik bezeichnen kann, theils trat der Romantik eine realistische Schule mit entschiednerem Charakter entgegen, und eben diese bezeichnet die neueste Entwickelungsphase unsers Drama's.

Die dramatischen Dichter, welche an Schiller sich anschließen, haben vornehmlich das historische Drama zu ihrer Aufgabe gemacht. In der bühnenmäßigen Anordnung des Stoffs, in der rhetorischen Form der Sprache erkennt man ihr großes Vorbild wieder. Allein nur Wenigen ist es gelungen, durch dichterischen Gehalt ihren Werken den Stempel der Unsterblichkeit aufzudrücken. Wir lassen einige der Bedeutenderen an uns vorübergehen.

Joseph Freiherr von Auffenberg, 1798 zu Freiburg im Breisgau geboren und nachmals in großherzoglich badenschen Diensten, übte mit ungemeiner Fruchtbarkeit das Talent, die verschiedenartigsten historischen Stoffe bühnenmäßig einzurichten und mit einer glänzenden Diction zu bekleiden, unbekümmert jedoch um tiefere historische Auffassung und Zeichnung der Charaktere, die alle eine große Familienähnlichkeit haben. Eine der besten Dichtungen ist das Opfer des Themistokles (1821), der Tod des Patrioten, der auch im Unglück dem Vaterlande die Treue bewahrt. Dieser zunächst möchten die Verbannten mit Auszeichnung zu nennen sein, worin die männliche Seelengröße im Unglück in dem Charakter Menzikoff's würdig dargestellt ist.

Michael Beer, der Bruder des berühmten Componisten, von jüdischen Eltern 1800 zu Berlin geboren, ward der dramatischen Poesie, für die er mit bedeutendem Talente begabt war, allzu früh entrissen. Er starb schon 1833 zu München, bald nach Beendigung einer Reise nach Italien, von der seine Poesie neues Leben erhalten

hatte. Jedes seiner Werke bekundete einen Fortschritt, in jedem zeigte sich ein ideales Streben, nicht bloß für den augenblicklichen Bühnenerfolg, sondern für die Nachwelt zu arbeiten. Daher haben seine dramatischen Dichtungen eine Correctheit der Composition und Sprache, welche in mancher Hinsicht musterhaft genannt werden kann. Das kleine Drama der Paria (1826), welches Goethe's Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter lenkte, stellt uns den edlen und gebildeten Mann dar, welcher unter dem Fluch seiner Kaste steht und dem Vorurtheil der Welt unterliegt, ein kunstvoll durchgeführtes sittliches Motiv, das mit der Wärme echter Poesie behandelt ist. Sein Hauptwerk ist das Trauerspiel Struensee, welches in dem Schicksal des rasch emporgestiegenen und eben so schnell gestürzten Günstlings ein wirkungsvolles Gemälde kühnen Strebens und tragischen Unterganges durch Intrigue und Verrath darstellt. Um die schöne Form seiner dramatischen Dichtungen zu charakterisiren, wählen wir eine Stelle aus Struensee's letztem Gespräch mit seinem Vater kurz vor seinem Todesgange, um zugleich auf die Verwandtschaft mit Schiller hinzuweisen.

Pfarrer Struensee.

Mein theurer Sohn, wie steht's um deine Seele?

Gr. Struensee.

Ich glaube, sie ist rein von Haß und Rachsucht.

Pf. Struensee.

So bist du mit der Welt versöhnt?

Gr. Struensee.

Ich bin's.

Pf. Struensee.

Hast du die Seele auch von schnödem Zweifel
Gereinigt, wankt dein Glaube nicht, mein Sohn?

Gr. Struensee.

Ich glaube, Vater, an die Liebe Gottes,
Ich glaube an das Glück der Ewigkeit,
Ich glaube an die Sünden meines Lebens,
Ich fühle mich zerknirscht von bittrer Reue.

Pf. Struensee.

Denkst du nicht mehr an deine sünd'ge Liebe?

Gr. Struensee.

Was nennt Ihr meine sünd'ge Liebe, Vater?

Pf. Struensee.

Denkst du nicht mehr an deine Königin?

Gr. Struensee.

Nein, Vater, nein, das kann ich nicht geloben,
Sie war der schöne Engel meines Lebens!
Und wie die süße Ahnung ew'ger Wonnen
Ruht ihr geliebtes Bild in meiner Seele.
Die letzten Worte ihrer Huld umwehn
Mich wie ein Frühlingshauch am offnen Grab,
Ich denk' an sie, muß an sie denken, Vater!
So lang' die Seele ruht in ihren Banden.
Nun hab' ich's Euch, — längst hab' ich's Gott gestanden.

Pf. Struensee.

Der Aller Herzen wägt, wird dir vergeben, —
Geh' ein, verklärter Geist, zur Herrlichkeit.

Gr. Struensee.

Der Himmel leuchtet! Er vergiebt! Er führte
Den Vater her in meiner Todesstunde!
Sein heilig Zeichen der Vergebung glänzt
In Euren Blicken, meine ganze Seele
Jauchzt auf zu ihm, und wie ein Sieger einzieht
In sein erkämpftes Reich durch blut'ge Pforten,
Schreit' ich empor zu ihm vom Blutgerüst.
Der Tag geht auf! Demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer;
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf.
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat!
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,

Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehr'ne Wuth.
Der Henker ruht, — doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt; — ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hell're Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, — sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß.

Ernst Raupach, 1784 zu Straupitz unweit Liegnitz geboren, trat mit den Erstlingen seiner dramatischen Poesie zu einer Zeit hervor, wo die Greuel der Schicksalstragödie den Bühnengeschmack beherrschten, und entlehnte eben daher die Farben seiner trägischen Gemälde. Er lebte damals in Rußland, wohin er sich nach beendigten Studien 1804 begeben hatte, als Privatlehrer. Unter jenen Verhältnissen entstanden neben andern die der russischen Geschichte und den dortigen Sittenzuständen entlehnten Stücke die Fürsten Chawansky und Isidor und Olga, von denen besonders das letztere, ein durch die Schilderung russischer Leibeigenschaft wirksames Effectstück, auf der deutschen Bühne großen Erfolg hatte. Als er 1822 nach Deutschland zurückgekehrt war und in Berlin seinen Wohnsitz nahm, widmete er sich ganz der Bühnendichtung, mehr auf Erwerb, als auf ein höheres dichterisches Ziel hinarbeitend; die große Zahl seiner rasch auf einander folgenden Bühnenstücke war mehr die Frucht einer handwerksmäßigen Routine, als wahrer Begeisterung, so daß er bei unläugbarem Talent für dramatische Gestaltung doch die dramatische Poesie mehr herabgezogen als gefördert hat. Unter den romantischen Stoffen, die er zunächst behandelte, hat Tasso's Tod (1835) am meisten innere Wärme erhalten, da er auf dem Grunde der Goethe'schen Dichtung aufgebaut ist, und die Haltung der Hauptcharaktere bereits vorgezeichnet war. Indeß zeigt uns jede Scene, wie weit die dramatische Rhetorik, die

in breiten Reflexionen sich ergeht, von der seelenvollen Sprache des Meisters absteht. Als Raupach darauf sich an das historische Drama wagte, um große Epochen der Weltgeschichte in dramatischen Gemälden darzustellen, war es ein glücklicher Griff in die nationale Geschichte, als er das Zeitalter der Hohenstaufen in einem Cyklus von Tragödien dramatisirte. Allein die Eile, womit er auch hier verfuhr, ließ ihn den Stoff nur äußerlich auffassen. Ueberall vermißt man ein tieferes Eindringen in die weltbewegenden Ideen jenes großen Kampfes um weltliche und geistliche Herrschaft, um monarchische Macht und Freiheitsstreben der Städte. Der Dichter verfolgt nur den Faden des umfassenden Geschichtswerks, durch das Friedrich von Raumer der hohenstaufischen Zeit eine große Popularität verschafft hatte. Er wählt die bühnenmäßigen Ereignisse und Situationen aus und zeigt seine Technik darin, daß er sie in Scene zu setzen und die Charaktere mit dem steifen Pathos seiner Rhetorik zu bekleiden weiß. Es entwickelt sich niemals die Handlung von innen heraus, dem Ganzen fehlt die Seele, die poetische Weihe, und die Personen erscheinen zum Theil wie vorgeschobene Drathpuppen. Von den dreizehn Hohenstaufen-Tragödien sind die ersten die wirksameren, weil sie am fleißigsten gearbeitet sind, besonders der zweite Theil Heinrichs VI. In den späteren wird die Charakteristik immer schwächer; lange Prunkreden und wohlberechnete Effectscenen sollen den Mangel an individueller Wahrheit ersetzen.

In der Trilogie Cromwell ist auf ähnliche Weise die Geschichte der englischen Revolution in Scene gesetzt. Weniger Werth legte Raupach auf seine Lustspiele und Possen, obwohl seine im Grunde verstandesmäßige, kühle Auffassung des Lebens ihn hier mitunter glücklich leitete; den höheren dichterischen Humor wird man auch hier vermissen. Zu den besseren gehören die Schleichhändler (1830) und der Zeitgeist (1835).

Mit edlerem Streben und tieferem Blick in das Wesen des historischen Drama's ergriff Julius Mosen, den wir bereits als lyrischen Dichter kennen lernten, seine Aufgabe als Dramatiker. Er faßt das Ideale, das in der geschichtlichen Entwickelung waltet, mit großem Sinne auf, und wenn auch die Beziehungen zu den Bestre-

bungen des gegenwärtigen geschichtlichen Lebens nicht fehlen, so hält er sich doch von den Fehlgriffen des bloßen Tendenzdrama's frei. Bei alle dem sind seine dramatischen Dichtungen besser gedacht, als ausgeführt. Es ergreift uns nicht das innere dramatische Leben der Handlung; es mangelt an klarer Plastik der Charaktere; die Sprache ist kunstvoll, allein sie reißt nicht hin. Auf der Bühne hat Mosen daher nur geringen Erfolg gehabt. Wer seinen Werth kennen lernen will, dem empfehlen wir besonders Cola Rienzi, das Gemälde bürgerlichen Zwistes, in welchem der Führer des Volks, der für die Freiheit zu kämpfen glaubte, den entfesselten Leidenschaften unterliegt, und den Sohn des Fürsten, ein Drama von ähnlicher Tendenz, wie Schiller's Don Carlos, indem uns in dem Jünglinge Friedrich die Vorbildung zu der künftigen Helden- und Herrschergröße des Königs Friedrich II. geschildert wird; sein Freund Katte hat (freilich nicht im Einklange mit der geschichtlichen Wahrheit) die Rolle des Marquis Posa übernommen. Wir sehen auch an Mosen, wie wenig Schiller aufgehört hat, als Vorbild für das großartige historische Drama zu dienen.

Robert Prutz, ebenfalls als Lyriker schon oben erwähnt, behandelte das historische Drama noch mehr im Sinne einer bestimmten politischen Tendenz. Die geschichtliche Handlung verwandelt sich in ein Spiegelbild der politischen Gegensätze und Kämpfe der neueren Zeit, besonders wie sie sich in der Zeit kurz vor 1848 gestaltet hatten. Er begründete seinen Ruhm als dramatischer Dichter durch Moritz von Sachsen, das die beiden andern Karl von Bourbon und Erich der Bauernkönig an dichterischem Gehalt und dramatischer Wirksamkeit weit übertrifft. Moritz ist hier der Vorkämpfer für Deutschlands nationale Freiheit gegen die egoistischen und dynastischen Unternehmungen Kaiser Karls V., der zuletzt zu der Einsicht gelangt, daß er der Aufgabe der Zeit nicht gewachsen ist, und am Abend seines Daseins den großen Irrthum seines Lebens erkennt, so daß er den Entschluß faßt, seine Tage in einem Kloster zu beschließen. Er scheidet versöhnt von Moritz, der im Kampfe für Deutschlands Wohl zuletzt den Heldentod stirbt. Wie wenig in der Auffassung der Reformationszeit und in der Charakteristik der Haupt-

personen auf die Geschichte Rücksicht genommen ist, liegt auf der Hand. Schönheit, Wärme und Wohllaut der Sprache sind noch als besondere Vorzüge dieser dramatischen Dichtung anzuerkennen.

Eine zweite Richtung des Drama's der neuesten Zeit ist vorzugsweise als realistisch zu bezeichnen. Sie berührt sich vielfach mit dem bürgerlichen Drama des vorigen Jahrhunderts und lenkt oft geradezu in die Bahn Iffland's ein, nur daß die Verhältnisse des Familienlebens, die Contraste in den socialen Zuständen andere Farben angenommen, andere Fragen in den Vordergrund gestellt haben, als damals. Voran steht in dieser Reihe die Prinzessin Amalie von Sachsen, geboren 1794, eine Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen. Unter dem Titel Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne gab sie seit 1836 eine Sammlung von dramatischen Gemälden aus dem Kreise des deutschen Familienlebens heraus, denen eine feine Charakterzeichnung, eine edle Weltansicht, eine gewandte Conversationssprache hohen Werth verleihen. Wir heben vornehmlich Lüge und Wahrheit, der Oheim, die Fürstenbraut, der Majoratserbe als die anziehendsten hervor. Auf den Brettern haben die lediglich auf den Theatereffect, aber mit vieler Kenntniß der Bühne und des Publicums gearbeiteten Familiendramen der Frau Charlotte Birchpfeiffer, geb. 1800 zu Stuttgart und einst eine gefeierte Schauspielerin, das meiste Glück gemacht, so daß sie sich, wie Kotzebue seiner Zeit, mit dem Erfolge ihrer Theaterstücke über die Angriffe der Kritik trösten konnte. Mitunter hat sie auch das historische Intriguenstück nach französischen Vorbildern versucht; z. B. die Marquise von Villette, eine ihrer besten dramatischen Dichtungen.

Inzwischen hatte eine jüngere Dichtergeneration, welche eine Zeitlang als „das junge Deutschland" bezeichnet ward, sich der Bühne zugewandt. Sie begannen ihre dramatische Thätigkeit in dem Zeitalter, das der Julirevolution folgte, und standen unter der Herrschaft des politisch-sittlichen Liberalismus, indem sie französische Tendenzen und deutsche Philosophie in Prosa und in Versen geistreich popularisirten, so daß sie mehr durch den Reiz der Neuheit als durch tiefen Gehalt

eine einflußreiche Stellung in der neuesten Literatur erlangten. Sie traten in einen entschiedenen Gegensatz zur Romantik; ihre Productionen standen in engster Beziehung zu den Ideen, dem Leben und den Bestrebungen der Gegenwart. Wir sahen bereits das historische Drama in diese Bahn einlenken.

Heinrich Laube, 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, begann seine literarische Laufbahn mit novellistischen Arbeiten, die unter der Einwirkung der Heine'schen Manier verfaßt waren. Seine dramatischen Dichtungen gingen aus dem Studium der jüngsten französischen Schule hervor, deren Technik vornehmlich in der geschickten Verknüpfung der Handlung, der Spannung und Ueberraschung besteht, wobei die Motivirung und die innere Wahrheit als Nebensache gilt. Auf diesem Wege läßt sich die Unterhaltung des Zuschauers und der Bühneneffect erreichen; höhere poetische Anforderungen bleiben unbefriedigt. Wie Laube mit der Geschichte verfährt, erkennt man in Struensee, Prinz Friedrich und Graf Essex, in denen die geschichtlichen Thatsachen in ein unterhaltendes Intriguenstück verwandelt werden; Charaktere, Gesinnungen und Ansichten tragen die Farbe unsers Zeitalters, welches überall mit Verletzung aller historischen Voraussetzungen anticipirt wird. Mit besonderem Erfolge benutzte Laube zu diesem Zweck die Literaturgeschichte, über die er ein ausführliches Werk geschrieben hat. Gottsched und Gellert, sowie ganz besonders die Karlsschüler verdankten ihre Popularität einer glücklichen Wahl des Stoffs, der sich das Unterschieben moderner Ideen um so leichter gefallen lassen konnte, weil die literarischen Charaktere zu weitläufigem Räsonnement von selbst aufforderten. Wer dadurch ein Bild früherer Literatur und Bildungszustände gewinnen wollte, würde freilich sehr in die Irre geführt. Denn „die Karlsschüler" z. B. enthalten kaum ein Fünkchen Wahrheit von Schiller's Jugendentwickelung; die inneren Verhältnisse der Karlsschule sowie die Umstände, welche Schiller's Flucht von Stuttgart vorangingen, sind ganz und gar verzeichnet. Der Gegensatz liberaler und reactionärer Ideen ist aus unserer Zeit gewaltsam in die politischen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts hereingezogen, so daß Handlung und Charaktere sich zwischen unlösbaren Wider=

sprüchen hin und her bewegen. Uebrigens kennt Laube die Bühne und ist daher als Leiter einer der ersten deutschen Bühnen, des Burgtheaters in Wien, wohin er 1849 berufen ward, ganz an seiner Stelle.

Karl Gutzkow, 1811 zu Berlin geboren, wo er seine Jugendbildung erhielt, trat nach vollendeten akademischen Studien zuerst als Kritiker und Novellist vor das Publicum. Hervorgegangen aus den Studien Hegel'scher Philosophie, erfüllt von den Ideen, welche die Entwickelung der Julirevolution in Deutschland angeregt hatte, theilte er die geistige Strömung seiner Zeit, in Politik und Philosophie ein Vorkämpfer des Liberalismus. Sein Roman Wally die Zweiflerin (1835), gegen welchen Wolfgang Menzel im Namen der Religion und Sittlichkeit als öffentlicher Ankläger auftrat, gab vornehmlich die Veranlassung zu dem Verbot, welches von Bundeswegen sämmtliche Schriften des „jungen Deutschlands" traf. Nachdem er sich mit einer nach allen Seiten regsamen literarischen Thätigkeit in Kritiken und Romanen mit den Interessen der Gegenwart beschäftigt hatte, ergriff er gegen 1840 das Drama, durch das er sich mit rascher Productivität bald eine große Popularität erwarb. Einen großen Antheil daran hat die Gewandtheit und kluge Berechnung, mit der sich Gutzkow der Zeitstimmung stets im erregtesten Momente zu bemächtigen verstand. Während die öffentliche Meinung sich gegen die von oben herab begünstigten reactionären Tendenzen wandte, begrüßte man mit Beifall das Urbild des Tartüffe und den Uriel Acosta, worin der Dichter die jesuitische Heuchelei entlarvte und die Vertheidigung freisinniger Ideen übernahm. Als der Blick auf Preußen gerichtet war, als den Hort einer nationalen Politik, blickte man gern auf die Grundlagen seiner politischen Stärke, die in Zopf und Schwert eben so ergötzlich als anschaulich dargestellt wurden. Und allerdings übertraf Gutzkow die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen an Klarheit der Exposition der Handlung wie an Umfang der geistigen Bildung und an Scharfsinn des Verstandes, so daß seine Dichtungen nicht bloß unterhalten, sondern zugleich das Nachdenken fesseln. Nur schöpft er niemals aus der Fülle des Geistes; im Einzelnen gewahren wir stets die berechnende Absichtlichkeit, das Mosaikartige der Composition, welche beim ersten Anlauf inne

hält, weil der Dichter sich nur künstlich aus seiner kalten, kritischen Gemessenheit herausreißt. Man vermißt daher in allen Gutzkow'schen Stücken die rechte Lebenswärme. Am auffälligsten ist dies in den Darstellungen aus der Sphäre des bürgerlichen Lebens, in denen der Kampf des Gemüths, der Conflict von Neigung und Pflicht unsere Theilnahme erregen soll. Werner oder Welt und Herz, Ottfried, Liesli und andere haben wohl vorübergehend Erfolg gehabt, weil die Verwickelung der Situationen den Zuschauer zu spannen vermag; allein die Lösung ist höchst oberflächlich und unbefriedigend, eben weil der Auffassung der Charaktere die tiefere Lebenswahrheit abgeht. Wie sehr sich Gutzkow im historischen Drama vergreift, sobald es sich nicht darum handelt, Anekdoten charakteristisch zusammenzureihen, wie in Zopf und Schwert, sondern eine geschichtliche Epoche in einem Gesammtbilde darzustellen, haben Patkul und Wullenweber bewiesen, die nicht einmal zu einem momentanen Bühnenerfolge gelangen konnten. Eben so unglücklich war Gutzkow in der Behandlung von Goethe's Jugendgeschichte, so trefflich ihm auch in „Dichtung und Wahrheit" vorgearbeitet war. Im Königslieutenant wird uns eher ein ungezogener, vorwitziger Knabe dargestellt, als das ahnungsreiche Kindesgemüth, in dem sich uns die künftige Dichtergröße verkündigen soll, abgesehen davon, daß schon die Wahl des Stoffs zur dramatischen Behandlung ungeeignet ist; Goethe's akademische Jahre enthalten weit bedeutendere dramatische Momente. In der jüngsten Zeit ist Gutzkow zur Romandichtung zurückgekehrt.

Friedrich Hebbel, 1813 in Dithmarschen geboren, hat weit weniger auf die Bühne und das Publicum Rücksicht genommen. Die dramatische Kunst gilt ihm als ein heiliges Geschäft, und kein Dramatiker hat wohl mehr über sie im Allgemeinen wie über jede seiner dramatischen Productionen reflectirt. Er stellt sich die Aufgabe, die Conflicte innerhalb der menschlichen Gesellschaft in kräftigen Zügen auszuführen. Allein seine Phantasie hängt sich mit dämonischer Gewalt an die schauerlichen Krankheitserscheinungen des Menschenlebens und beschäftigt sich mit wilden, excentrischen Naturen, deren Trotz gegen die sittliche Ordnung und brutale Wildheit mehr mit Schau-

der als mit tragischer Theilnahme erfüllt. Statt aller nennen wir nur sein bestes Stück, Maria Magdalena (1844), ein Schauergemälde aus dem niedern Bürgerleben, grauenhaft und doch wegen der kräftigen Zeichnung der Charaktere der Beweis eines ausgezeichneten dramatischen Talents. Die Erwartungen, welche dadurch erregt wurden, sind unbefriedigt geblieben; Hebbel hat sich von dem Hange zum Düsteren und Schauerlichen nicht losmachen können, und seine Dramen haben stets nur ein kleines Publicum gefunden.

Eine verwandte dichterische Individualität von nicht geringerer Begabung ist Otto Ludwig, in dessen Dramen ebenfalls die düsteren Seiten des Seelenlebens in kräftigen Zügen veranschaulicht werden. In dem Erbförster (1852) sind die tragischen Conflicte der Sphäre des Volkslebens entlehnt. Auf den nämlichen Boden der bürgerlichen Tragödie führt uns S. H. Mosenthal in der Deborah und dem Sonnenwendhof, so daß wir auch an diesen Beispielen erkennen, wie sehr in der jüngsten Entwickelung unserer dramatischen Dichtung die Richtung zu realistischer Darstellung des Lebens überwiegt. Auf eben diesem Grunde steht das moderne Lustspiel, nur daß der Einfluß der französischen Poesie hier in weit höherem Maße hervortritt. Eine getreue Auffassung des deutschen Volkslebens wird man daher weit seltener finden, als gewandte Verknüpfung der Intrigue und Lebendigkeit des Dialogs. Zu dem Besten in dieser Gattung gehören die sauber ausgeführten Lustspiele von Eduard Bauernfeld („die Bekenntnisse", „Bürgerlich und romantisch"), Gustav zu Puttlitz („Badekuren", „das Herz vergessen"), F. W. Hackländer („der geheime Agent", „Magnetische Kuren"). Das gewandteste und fruchtbarste Talent für das Intriguenlustspiel besitzt Roderich Benedix. Es kommt ihm auf einige willkürliche Voraussetzungen und Unwahrscheinlichkeiten nicht an, um die Fäden rasch zu verschlingen, die Spannung zu erhalten und kühn den Knoten zu lösen. Keines seiner Lustspiele, unter denen wir „Doctor Wespe", „der Vetter", „das Gefängniß", „das Lügen" als die beliebtesten erwähnen, verträgt eine strengere Prüfung, allein den Zweck einer angenehmen Unterhaltung erreichen sie in der Bühnendarstellung vollkommen.

In Gustav Freytag's Dramen erfreuen wir uns dagegen an der sauberen Technik der dramatischen Composition, der feinen, frischen Auffassung des Lebens, dem vielseitig gebildeten Geiste, der sich nie um des Effectes willen zu den Kunstgriffen der Bühne noch zu andern Trivialitäten herabläßt. Nur verleitet ihn das Bestreben, neu und geistreich zu sein, mehr die barocken Seiten der Charaktere auszumalen und den Humor allzu willkürlich in die Handlung eingreifen zu lassen. Die Valentine (1846) begründete den Ruf des Dichters als Dramatiker, den er durch seine nachfolgenden Arbeiten kaum hat erhöhen können. In Graf Waldemar ging er mit großem Ernst in die sittlichen Zustände ein; ein Mann, der in der Gemeinheit der „noblen Passionen" einer verdorbenen aristokratischen Gesellschaft schon beinahe sein besseres Selbst hat untergehen lassen, wird durch eine reine weibliche Natur dem angeborenen Adel seiner Seele zurückgegeben. Es ist eine liebliche Idylle, die sich vor unsern Augen entspinnt; jedoch der barocke Schluß, wo die, welche er einst in ihrem Fürstenrange geliebt hat, sich ihm als gemeine Dirne enthüllt, zerstört den wohlthuenden Eindruck und läßt nur eine peinliche Stimmung zurück. Dagegen weht uns in den Journalisten (1854) eine heitere Luft entgegen. Die journalistische Thätigkeit ist uns in ihrer Doppelseitigkeit mit frischem Humor gezeichnet, einmal als die Vertreterin der Ideen, welche das Zeitalter bewegen und dadurch eine der Mächte, durch die es geleitet wird, und dann als die Dienerin des Augenblicks und der Laune des Publicums, welche Gefahr läuft, Geist und Charakter äußeren Rücksichten zum Opfer zu bringen. In der Zeichnung des Piepenbrink, des Typus des Philisterthums, und seiner Gesellschaft hat sich die dramatische Kunst des Dichters am vorzüglichsten bewährt. Gleichwie Gutzkow, hat Freytag sich vom Drama zum Roman gewandt.

Wiefern die dramatischen Talente, welche in der jüngsten Zeit hervorgetreten sind, Brachvogel, Tempeltey, Hersch und andere eine Zukunft haben, läßt sich nach den ersten Versuchen noch nicht entscheiden. Die rege Thätigkeit fürs Drama berechtigt zu den besten Erwartungen.

In der jüngsten Romanliteratur begegnen wir denselben

Stoffen, denselben Tendenzen, wie in dem Drama. Man hat sich von den Phantasiespielen der Romantik hinweggewandt und greift nach den Erscheinungen der Wirklichkeit in der Geschichte und im socialen Leben der Gegenwart. Für den geschichtlichen Roman hatte Walter Scott's großes Talent dem gesammten Europa ein leuchtendes Vorbild gegeben. Auch die deutsche Romandichtung hat bis auf unsere Tage das weite Feld der Geschichte fortwährend für ihre Zwecke ausgebeutet. Von dem ritterlichen Leben des Mittelalters sich abwendend, hat sie die concreteren Erscheinungen der modernen Cultur zum Gegenstand der Schilderung gemacht, so daß sie die Bilder der geschichtlichen Vergangenheit häufig mit den socialen Fragen der neuesten Zeit in Berührung bringt. Einer der bedeutendsten Romanschriftsteller auf diesem Gebiete ist Willibald Alexis (Häring), welcher in der Geschichte seines engeren Vaterlandes Brandenburg den Stoff zu seinen werthvollsten Romanen gefunden hat, die in ihrem Zusammenhang ein Tableau der Entwickelung des preußischen Staats geben. Der erste unter diesen vaterländischen Romanen, Cabanis (1832), erlangte mit Recht einen großen Erfolg, besonders der erste Band, dem die Kunst feiner Sittenschilderung vorzugsweise Reiz verleiht. Im Verfolg der Arbeit sind einzelne Schilderungen noch von hoher Vortrefflichkeit, nur wird das Ganze allzu sehr zerstückelt, indem der innere Zusammenhang die Theile nicht mehr fest zusammenhält; indeß macht auch hier die Wärme des Patriotismus und die sichere Zeichnung der Zeit, der Anfänge des vorigen Jahrhunderts, einen wohlthuenden Eindruck. Von nicht minderem Werthe ist der zweite Roman der Roland von Berlin (1840), worin der Leser in die Entwickelung des deutschen Städtewesens, in die Geschichte der Kämpfe des Bürgerthums gegen die adligen Geschlechter eingeführt wird. Weniger befriedigen der falsche Waldemar (1842) und die Hosen des Herrn von Bredow (1846—48). In Ruhe ist die erste Bürgerpflicht wird uns der unglückliche Kampf Preußens gegen die Napoleonische Macht im Jahre 1806 in einem treuen Bilde vorgeführt. Der letzte seiner vaterländischen Romane Dorothe (1856) ist ein neuer Beweis von der Unermüdlichkeit des Verfassers, die Vergangenheit seines Vater-

landes darzustellen. Seine übrigen Romane sowie seine Novellen sind von geringerer Bedeutung.

Die Romane von Karl Spindler sind ebenfalls auf breiter historischer Grundlage aufgeführt und verrathen eine unläugbare Fertigkeit in der Verwendung des Materials; allein da ihm die Tiefe einer poetischen Auffassung abgeht, so bleibt seine Phantasie an dem Aeußerlichen hängen, er dringt in das geistige Leben nicht tiefer ein, er behandelt das Einzelne nicht mit künstlerischer Sorgfalt, sondern sucht den Reiz der Schilderung durch den Wechsel der Situationen und die Masse der Charaktere zu unterhalten. Durch diesen Reichthum der Erfindung und durch stete Anregung und Spannung des Interesses ragt unter seinen zahlreichen Romanen besonders der Jude hervor. Unter den spätern dürfte vornehmlich der Vogelhändler von Imst, ein Bild aus der Vergangenheit Tyrols, mit Auszeichnung zu nennen sein.

Durch poetische Begabung und feine geistige Bildung ragt Philipp Joseph von Rehfues über die Masse hervor. Scipio Cicala, ein Gemälde neapolitanischen Lebens aus dem sechzehnten Jahrhundert, ist einer der besten historischen Romane, die in neuester Zeit geschrieben worden sind. Die folgenden Romane Castell Gozzo und die neue Medea waren nicht von gleichem Erfolge bei der Lesewelt begleitet, zeichnen sich indeß durch tiefe Auffassung und feine Charakteristik nicht minder aus.

Indem wir solche Romandichter übergehen, welche nur für die augenblickliche Unterhaltung des Publicums sorgen und sich mehr durch die Masse als durch den Werth der einzelnen Arbeit bemerkbar machen, erwähnen wir unter den historischen Romanen noch die von Ludwig Bechstein, welcher seine Stoffe aus der Geschichte seiner thüringischen Heimat wählt, Friedrich von Uechtritz, Heinrich Koenig, Ludwig Rellstab. Die beiden letzteren führen den Leser zu anziehenden Ereignissen aus der Epoche der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft, jener in seinen Romanen die Clubisten in Mainz und König Jerome's Carneval, dieser in dem vielgelesenen Roman: „1812", einer lebendig geschriebenen Schilderung des russischen Feldzugs, welche durch die Anziehungskraft der Ereignisse dem Dichter leicht gemacht ward.

Frauenhand hat die historische Novellistik mit vorzüglichem Erfolge ergriffen. Es scheint, als ob ihre Talente besonders geeignet sind, bei der anekdotenartigen Beigabe der Geschichte behaglich zu verweilen und die großartigen Tableaux der Völkergeschichte, mit denen der Geist des Mannes sich beschäftigt, mit den zierlichen Arabesken leidenschaftlicher Verwickelungen und interessanter Familienverhältnisse zu verzieren, wodurch der Roman die Leselust reizt; der Geschichtskenner wird dabei eben so wenig befriedigt, als wer das Ganze als poetische Composition vom künstlerischen Standpuncte betrachtet. Immerhin mag zur Verbreitung historischer Kenntnisse in manchen Kreisen, wo der Ernst der Geschichte keinen Zugang finden würde, auch auf diesem Wege beigetragen werden. Auf diesem Felde bewegt sich das ausgezeichnete Darstellungstalent der Frau Henriette von Paalzow, deren Romane Godwie-Castle, St. Roche, Thomas Thyrnau, Jacob van der Nees, mehr Sittengemälde als Darstellungen großer geschichtlichen Epochen, zu dem Besten zu zählen sind, was durch weibliche Talente zu Stande gebracht ist. Die neuere Geschichte fand ihre Darstellerinnen in Fanny Lewald, die in Prinz Louis Ferdinand die preußischen Sittenzustände vor **1806** mit genauem Detailstudium schilderte, und L. Mühlbach, der Gattin des als Novellisten gleichfalls bekannten Theodor Mundt, welche das vorige und das jetzige Jahrhundert in umfangreichen Romanen vor uns ausgebreitet hat: Friedrich der Große und sein Hof, Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde; Friedrich der Große und seine Geschwister; Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof, Königin Hortense, Napoleon in Deutschland u. a. m.

Die Geschichte der deutschen Literatur ist, wie beim Drama, ebenfalls herangezogen worden, am fleißigsten in den zahlreichen Romanen von Klencke, der fast die gesammte Literaturperiode der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Romanstil verarbeitet hat. Mehr künstlerischen Werth haben die Novellen Lessing von A. v. Sternberg, Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz. Daß am Ende die treue historische Zeichnung die anziehendste

bleibt, beweist unter Anderm Heinrich Koenig's „Herz und Welt“, eine gutgeschriebene Biographie Georg Forster's.

Eine besondere Gattung in der modernen Unterhaltungsliteratur bildet die stark angeschwollene Masse der Reiseschilderungen, welche, mehr oder minder romanhaft, zunächst auf geistreiche Unterhaltung berechnet sind und Gelegenheit geben, Beobachtungen und Ansichten über Welt und Menschen, politische und sociale Zustände, Kunst und Wissenschaft in buntem Wechsel vorüberzuführen. Wir erinnern an Werke, die den meisten unsrer Leser ohne Zweifel bekannt sind, wenn wir die Namen Fürst Pückler-Muskau, J. G. Kohl, Theodor Mügge, F. W. Hackländer, Friedrich Gerstäcker, Friedrich Bodenstedt („Tausend und Ein Tag im Orient“), Adolf Stahr („Ein Jahr in Italien“) nennen.

Der moderne Sittenroman hat die socialen Fragen der jüngsten Zeit Schritt für Schritt begleitet. Es gab eine Zeit, wo man für Befreiung von der drückenden Fessel der herkömmlichen Sitte schwärmte, wo auch Frauen in Sachen der Emancipation das Wort führten, und eine andere ist gefolgt, welche wieder der treubewahrten idyllischen Sitte huldigt und das Volksleben gerade in den Kreisen erfaßt, wo der Charakter sich mehr in gemüthlicher Beschränktheit als in der Atmosphäre geistvoller Lebenstheorieen ausgebildet hat. Die Poesie ländlicher Sitte erfaßten die trefflichen idyllischen Gemälde des Pfarrers Albert Bitzius, bekannt unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf; es sind Bilder aus dem Berner Volksleben, unter denen seine letzte Erzählung die Frau Pfarrerin (1855) die Reihe aufs würdigste schließt; niemand möge diese tiefgefühlte, rührende Idylle ungelesen lassen. Nahe verwandt und künstlerisch noch mehr abgerundet sind die Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach (seit 1843). Als die trefflichste unter seinen Idyllen ist unstreitig Barfüßele (1856) zu bezeichnen. In die idyllische Sphäre fällt auch das Beste unter den „Studien“ (1844 ff.) des östreichischen Dichters Adelbert Stifter.

In dem Gefühlsromane, der sich den höheren Kreisen des Familienlebens widmet, ist manches bedeutende Dichtertalent thätig ge-

wesen, Heinrich Koenig, dem wir schon begegneten, Levin Schücking, Theodor Mundt, Ernst Willkomm und viele in der Frauenwelt. Als Kunstwerke von feiner Zeichnung und echt poetischem Hauche verdienen die Novellen von Paul Heyse ausgezeichnet zu werden.

Die realistische Tendenz der neuesten Romandichtung vertritt mit glänzendstem Erfolge Soll und Haben von Gustav Freytag, seinem innersten Wesen nach der umgekehrte Wilhelm Meister. Die bürgerliche Arbeit, welche sich in dem Erwerb die sichern Stützen der Existenz schafft, die kaufmännische Thätigkeit wie die Landwirthschaft, erscheinen hier als die Grundlagen und Grundbedingungen der Existenz; dagegen trägt die Aristokratie, welche dem Genuß des Lebens nachgeht oder außerhalb der Arbeitsthätigkeit den Zweck des Daseins sucht, den Keim des Unterganges in sich. Hier ist also keine Stelle für romantische Ideologie; es ist die poetische Verherrlichung der Anstrengung, welche die materielle Basis des Lebens schafft. Die Darstellung ist von hoher Schönheit und Lebendigkeit, so daß ungeachtet seiner antipoetischen Tendenz dieser Roman eine der hervorragendsten Schöpfungen unserer neuesten Literatur genannt werden kann.

Die idealen Seiten des modernen Lebens, die Bestrebungen in Kirche und Politik, Wissenschaft und Kunst, wie sie sich aus der Revolutionsbewegung von **1848** gestaltet haben, sind die Grundlinien in den Romanen von Max Waldau und Karl Gutzkow. Der Erstere, mit seinem eigentlichen Namen Richard Spiller von Hauenschild, **1822** zu Breslau geboren und schon **1855** gestorben, erwarb sich durch seine geistvollen und lebendigen Schilderungen Nach der Natur und Aus der Junkerwelt rasch einen gefeierten Namen. Seine Erzählung greift manchmal zum Excentrischen, sie eilt zu hastig vorwärts, um zu dichterischer Klarheit sich zu gestalten, allein sie ist von jugendlicher Frische des Geistes und Wärme des Gemüths durchdrungen, so daß man manchmal an Jean Paul erinnert wird. Karl Gutzkow, dessen frühere Versuche im Gebiete des Romans nur geringen Erfolg haben konnten, machte sich in jüngster Zeit die umfassendste Schilderung des modernen deutschen

Lebens nach seinen idealen Tendenzen zur Aufgabe. Die social-politischen Bestrebungen, welche aus den Jahren der Volksaufregung hervorgingen, bilden die leitenden Fäden in dem Roman die Ritter vom Geist. In dem jetzt begonnenen neusten Romane Gutzkow's der Zauberer von Rom werden die Zeiterscheinungen im kirchlichen Leben das innere Getriebe der Handlung ausmachen. In beiden Romanen spinnt sich das Gewebe der Begebenheiten so sehr in die Breite, es häuft sich die Masse der Charaktere in solchem Grade, daß die künstlerische Einheit des Werkes darüber verloren geht, während der Scharfsinn der Erfindung Bewunderung erregt. Gutzkow besitzt so viel Reichthum des Geistes und der Bildung, daß er stets den Geist des Lesers in Anspruch nimmt, und daher ist bei allen Mängeln, welche die Kritik im Einzelnen nachweisen kann, jeder der beiden Romane eine der bedeutsamsten Erscheinungen der neuesten Literatur.

Wir haben hiermit das Gemälde unserer vaterländischen Poesie, das die Bilder von vielen Jahrhunderten in sich faßt, bis hart an die Grenze der Gegenwart fortgeführt. Mögen darin auch manche minder anziehende, selbst unerfreuliche Gruppen erscheinen, es ist doch ein Stück deutschen Lebens und deutschen Ruhmes, auf das wir stolz und freudig hinblicken können mit den Worten unsers großen Dichters:

Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!

Zeittafel.

I.

1522—34 Martin Luther's Bibelübersetzung. Evangelisches Kirchenlied. Hans Sachs' Schwänke und Fastnachtsspiele.

1548—50 Fabeln von Burkard Waldis und Erasmus Alberus.

1575 Johann Fischart's affenteurliche und ungeheurliche Geschichtsschrift (Gargantua und Pantagruel).

1595 Georg Rollenhagen's Froschmäuseler.

ca. 1600 Jacob Ayrer zu Nürnberg (Komödien, Tragödien, Fastnachtsspiele). Englische Komödien.

1618 Weckherlin's Oden und Gesänge.

II.

1624 Martin Opitz' Gedichte (erste Sammlung); Büchlein von der deutschen Poeterei. Erste schlesische Dichterschule.

1639 Opitz † zu Danzig. Simon Dach, Lehrer der Dichtkunst zu Königsberg.

1640 Paul Flemming † zu Hamburg.

1643 Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg durch Philipp von Zesen.

1644 Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz zu Nürnberg durch Harsdörffer und Klaj: Schäferpoesie.

1646 Andreas Gryphius' erstes Trauerspiel Leo der Armenier.

1656 Schwanenorden an der Elbe durch Johannes Rist (geistliche Lieder).

1664 Andreas Gryphius †. Trauerspiele von D. C. von Lohenstein.

1667 Paul Gerhardt's Haus- und Kirchenlieder.

1673 Christian Hoffmann's von Hoffmannswaldau Heldenbriefe. Lohenstein's Ibrahim Sultan. Zweite schlesische Dichterschule.

1689 Lohenstein's Geschichtsroman: Arminius und Thusnelda.

1700 F. R. L. von Canitz' Gedichte. Benjamin Neukirch.

1721 Brockes' Lehrgedicht: Irdisches Vergnügen in Gott.

1723 Johann Christian Günther's Gedichte.

III.

1724 Gottsched in Leipzig. Deutsche Gesellschaft.

1732 Gottsched's Trauerspiel: der sterbende Cato. Bodmer's (in Zürich) Uebersetzung Milton's. Albrecht von Haller's (in Bern) „schweizerische" Gedichte.

1738 Friedrich von Hagedorn's (in Hamburg) Fabeln und Erzählungen.

1740 Breitinger's (in Zürich) kritische Dichtkunst. Streit der Leipziger und Schweizer.

1744 Bremer Beiträge. Leipziger Dichterbund. Trauerspiele von Johann Elias Schlegel.

1746 Gellert's Fabeln und Erzählungen. Hagedorn's Oden und Lieder.

1748 Klopstock's Messias (drei Gesänge), Oden und Elegieen.

1749 Chr. Ewald von Kleist's didaktisch-beschreibendes Gedicht der Frühling.

1755 Klopstock's Messias, zehn Gesänge. Lessing's „bürgerliches" Trauerspiel Miß Sara Sampson.

1757 Gellert's geistliche Oden und Lieder.

1758 Gleim's preußische Kriegslieder. Oden von Ramler, Uz, Kleist.

1762 Wieland's Uebersetzung des Shakspeare.

1766 Wieland's Roman Agathon.

1767 Lessing's Lustspiel Minna von Barnhelm.

1769 Klopstock's „Bardiet" Hermanns Schlacht. Göttinger Musenalmanach.

IV.

1772 Lessing's Trauerspiel Emilia Galotti. Göttinger Dichterbund (Boie, Bürger, Hölty, Voß, Stolberg ꝛc.).

1773 Klopstock's Messias, zwanzig Gesänge. Herder's Abhandlungen über Ossian und Volkslieder, Shakspeare ꝛc. Bürger's Ballade „Lenore". Goethe's Götz von Berlichingen.

1774 Goethe's Roman Werther's Leiden. Sturm- und Drangperiode. Dramen von Lenz, Klinger, Maler Müller, Leisewitz.

1779 Lessing's „dramatisches Gedicht" Nathan der Weise.

1780 Wieland's romantisches Epos Oberon.

1781 Lessing †. Voß' Uebersetzung von Homer's Odyssee. Schiller's erstes Trauerspiel die Räuber.

1785 Iffland's „ländliches Sittengemälde" die Jäger.

1787 Goethe's Iphigenie und Egmont. Schiller's Don Carlos.

1789 Goethe's Torquato Tasso. Schiller's Lehrgedicht die Künstler.

1794 Goethe's Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre. Freundschaftsbund mit Schiller.

1795 Voß' „ländliches Gedicht" Luise. Jean Paul's Roman Hesperus.

1796 Goethe's und Schiller's Xenien.

1797 Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen. Goethe's Hermann und Dorothea. Tieck's Volksmärchen.

1799 Schiller's Wallenstein und Lied von der Glocke. Tieck's Genoveva. A. W. Schlegel's Elegie „die Kunst der Griechen".

1800 Schiller in Weimar. Maria Stuart. J. Paul's Titan.

1801 Schiller's „romantische" Tragödie die Jungfrau von Orleans.

1803 Klopstock und Herder † („der Cid" nach spanischen Romanzen). Schiller's Braut von Messina. Schlegel's spanisches Theater.

1804 Schiller's Wilhelm Tell. Goethe's Natürliche Tochter. Tieck's Kaiser Octavianus.

1805 Schiller † (der falsche Demetrius, Fragment).

V.

1807 Goethe's Faust, erster Theil. Romantische Dramen von Zacharias Werner, Heinrich von Kleist, Oehlenschläger, Fouqué.

1809 Goethe's Roman die Wahlverwandtschaften.

1812 Tieck's Phantasus. Novellen und Märchen von Arnim, Brentano, Fouqué.

1813 Wieland †. Theodor Körner: Leier und Schwert.

1814—15 Vaterländische Lieder von E. Mor. Arndt, Friedrich Rückert, Max von Schenkendorf. Uhland's Gedichte.

1816 Müllner's Schicksalstragödie die Schuld. Hoffmann's „Nachtstücke".

1819 Goethe's westöstlicher Divan.

1821 Goethe's Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre. Tieck's Novellen.

1822 Rückert's „östliche Rosen". Wilhelm Müller's Lieder der Griechen.

1826 Graf Platen's Lustspiel die verhängnißvolle Gabel. Rückert's Makamen des Hariri.

1827—28 Gedichte von Heinrich Heine, Graf Platen, Gustav Schwab, Jos. Chr. von Zedlitz („Todtenkränze").

1831 Chamisso's Gedichte. Anastasius Grün's „Spaziergänge ꝛc."

1832 Goethe †. Faust, zweiter Theil.

1836 Rückert's Lehrgedicht die Weisheit des Brahmanen. Nicolaus Lenau's Faust.

1838 Freiligrath's Gedichte. Karl Immermann's Roman Münchhausen.

1840 Emanuel Geibel's Gedichte.

1841 ff. Politische Lyrik. Dramen von Mosen, Prutz, Laube, Gutzkow, Hebbel.

1843 Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf (Bitzius) und Berthold Auerbach.

1850 Karl Gutzkow's Roman die Ritter vom Geist.

1854 Gustav Freytag's Roman Soll und Haben.

1859 Gutzkow's Roman der Zauberer von Rom. Paul Heyse's Thekla.

Register.

Die Zahlen ohne Angabe des Bandes beziehen sich auf den ersten Theil. Die Seitenzahl bezeichnet die Stelle, wo die Besprechung eines Autors anfängt; nur bei längeren Abschnitten ist auch das Ende angegeben. Nachweisungen außer den Namen der Autoren sind mit * bezeichnet.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chr. Oeser's

Briefe an eine Jungfrau

über die

Hauptgegenstände der Aesthetik.

Ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen,

denen es mit der ästhetischen Bildung Ernst ist.

Sechste bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage,

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Mit 9 Stahlstichen. Höchst eleg. cart. Preis 2 Thlr. 22½ Ngr. Geb. Exemplare in engl. Leinwand mit Goldschnitt und reicher Rückenvergoldung sind auf Bestellung sofort zu beziehen.

Inhalt: Veranlassung der Briefe. Von den Kräften der Seele. Von der Aesthetik. Aesthetisch und schön. Die Naturschönheit. Das Schöne in der Natur und Natursinn. Die Landschaft. Licht und Farbe. Die Kunstschönheit. Die Phantasie. Das Phantastische. Praktische Aesthetik. Genie und Talent. — Ernst und Spiel in der Kunst. Ernst und Scherz des Künstlers. Das Erhabene, Anmuthige, Reizende. Von der Eintheilung der Künste. Von der Baukunst, besonders der griechischen. Von der gothischen und der neuern Baukunst. Das Wesen der Baukunst überhaupt. Von der Bildhauerei. Laokoon. Vom vatikanischen Apoll. Von der modernen Bildhauerei. Haut- und Basreliefs. Kameen und Gemmen. Der hohe Styl der Griechen. Die Prinzessin Maria von Würtemberg. Von der Malerei. Italienische Schule. Die deutsche und niederländische Schule. Styl und Manier. Die Musik der Alten. Die neuere Musik. Allgemeines über Musik und Gesang. Ueber Reinheit der Tonkunst. Von der Poesie. Die poetische Schönheit. Von den Rede-Figuren. Der Witz. Der Humor. Jean Paul. Die Allegorie. Von der Rhetorik. Der Vers. Vom Reim und den Dichtarten. Die orientalische Poesie. Die griechische Poesie. Homer. Lyrik der Griechen. Dramatische Poesie der Griechen. Naive und sentimentale Poesie. Die römische Poesie. Die Romantik. Die italienische Poesie. Shakespeare. Die französische Poesie. Die deutsche Poesie bis Klopstock. Die deutsche Poesie bis Goethe. Goethe und Schiller. Hermann und Dorothea. Uhland nnd Rückert. Lord Byron. Nicolaus Lenau. Klassische Ruhe bei Goethe und Schiller. Ueber Goethe den Menschen. Neueste deutsche Poesie. Von der Schauspiel- und Tanzkunst. Von der Gartenkunst. Einfluß ästhetischer Bildung auf das Gemüth.

Stahlstiche.

Portrait Goethes nach Rietschels Statue. Ansicht des Innern des Tempels zu Dendarah. Ansicht des Theseustempels. Ansicht der Moschee Ebn-Tulun. Ansicht des Domes von Freiburg. Laokoon. W. v. Kaulbach, L. van Beethoven, Chr. Rauch, Portraits. Madonna, von Raphael. Portrait Schillers nach Rietschels Statue.

Der vortheilhafte Ruf eines vorzüglichen Bildungsmittels für das weibliche Geschlecht, den sich dieses Buch seit langen Jahren erworben hat, ist unter der neuen Bearbeitung des jetzigen Herrn Herausgebers, A. W. Grube, in nicht geringem Grade gewachsen. Wenngleich die Grundlage dieselbe blieb, so hat doch Vieles geschehen müssen, um den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart Genüge zu leisten und das hinzukommende Neue mit dem Vorhandenen in Eins zu verschmelzen. Es ist somit das Buch ein neues geworden und doch das alte geblieben; jede neue Auflage brachte ihre Veränderungen, Verschönerungen und Vermehrungen und so liegt nun die sechste Ausgabe als ein wahres „Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen" vor uns, auch äußerlich seinem Zwecke, eine hochwillkommne Gabe zu sein, aufs Schönste entsprechend. — Wie belehrend, bildend und anregend die Lectüre des Werkes auf strebsame Geister sein muß, zeigt ein Blick auf den angeführten reichen Inhalt; es sei nur noch die Bemerkung gestattet, daß manche scheinbar trockenen Gegenstände auf das Anziehendste behandelt und alles Pedantisch-Gelehrte ferngehalten worden ist.

Verlagsbuchhandlung von Friedrich Brandstetter in Leipzig.